Vernaleken Litteraturbuch

Theodor Vernaleken's

Litteraturbuch.

Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

III. Aus der Neuzeit.

Wien, 1857.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

Litteraturbuch.

Deutsches Lesebuch

nebst den Anfängen der

Kunst- und Litteraturgeschichte, Altertumskunde, Mythologie und Poetik.

Von

Theodor Vernaleken.

III. Theil. Aus der Neuzeit.

Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Wien, 1857.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

Druck von M. Auer.

Vorwort.

In diesem letzten Theile des Litteraturbuches tritt die Neuzeit vor uns. Gerade die Fülle des Stoffes neben den pädagogischen Rücksichten musten die Aufgabe erschweren. Ob mir die Lösung gelungen ist, das mögen diejenigen beurtheilen, die nicht bloß mit dem Gegenstande vertraut sind, sondern auch unsere Verhältnisse und zugleich die Schule kennen.

Von einem Schriftsteller oder Dichter konnte nur aufgenommen werden, was für die erwachsene Jugend sich eignet; nicht im entferntesten konnte in der — schon durch die Bogenzahl beschränkten — Auswahl die litterarische Thätigkeit und Richtung eines Mannes vertreten werden. Blöde und bloß moralisierende Produkte, krankes und empfindelndes habe ich ausgeschlossen; die uns anvertraute Jugend soll gehoben, veredelt und gekräftigt werden im vaterländischen, deutschen Sinne. Und dazu muß das seinige auch der deutsche Unterricht beitragen, welcher die Aufgabe hat, einiges aus dem Schatze der (weltlichen) Lebensweisheit der Jugend überliefern. Das tüchtige und gesunde in unserer Litteratur habe ich hervorzuheben gesucht; Göthe und Schiller, die festen Eckſteine unserer Poesie und Prosa, sind darum kräftig vertreten. Dass ich viele Briefe aufgenommen, wird man billigen. Briefwechsel sind nicht bloß unsere Memoiren — wie Woltmann sagt — sie sind auch für praktische Stilbildung von bedeutendem Werte. Ein Hauptaugenmerk war die Reinheit der Darstellung; darum habe ich überall die Quellen vor mir gehabt. Stoff zum rezitieren (nicht deklamieren, denn dieses gehört aufs Theater oder in gesellige Kreise; vergl. Nr. 43) dürfte hinreichend vorhanden sein (z. B. 17—20, 27, 28, 31—33; 47 u. v. ff).

Das lehrhafte im 3. Abschnitte ist von mir bearbeitet, und ergänzt das im I. und II. Theile des Litteraturbuches bereits vorgekommene. Ich schreibe für meinen eigenen Wirkungskreis und weiß, was aus der Litteraturgeschichte, Mythologie, Poetik, Kunst und Ästhetik in die Schule gehört und nicht gehört. Diese Dinge erscheinen in Mittelschulen noch als sekundäre; vieles davon kann sich nur den einzelnen Lesestücken anschließen. Diese bieten auch Gelegenheit, die verschiedenen Wissenszweige in encyklopädischer Hinsicht zu besprechen. Angehängt ist ein alfabetisches Register über die bedeutendsten Schriftsteller und Werke unserer Litteratur. Es ist für den ins Leben tretenden

Abiturienten eine einfache Darlegung dessen, was in der Nazionallitteratur und den verschiedenen Zweigen der allgemein wissenschaftlichen Litteratur vorhanden ist. Über vieles aus der wissenschaftlichen Litteratur gibt Schwabs und Klüpfels „Wegweiser“ nähere Auskunft.

Mit diesem Theile des Litteraturbuches für die oberste Klasse der Oberrealschule betrachte ich meine litterarische Thätigkeit für die Schulen als abgeschlossen, nachdem ich das Feld des deutschen Unterrichts für alle Altersstufen angebauet habe. Österreich hat in seinen Schulen, von der untersten bis zur obersten Stufe, dem deutschen Unterrichte eine neue Grundlage gegeben; es bleibt als Präses Germaniae auch in dieser Hinsicht nicht zurück hinter den Schulen des übrigen Deutschlands, wo man sich wohl bewust ist, welchen Wert ein tüchtiger Unterricht in der deutschen Sprache und Nazional-Litteratur für die gesammte Kulturentwicklung hat. Die Auswüchse, die auch in unserer Litteratur, wie überall, sich finden, werden auf diese Weise am meisten unschädlich gemacht, um so mehr, je gehaltvolleres der Jugend geboten wird. In unserer Nazionaldichtung und allgemeinen Litteratur liegt ein kräftig einigendes Band, das nicht durch einseitige Rücksichten geschwächt werden sollte. Ich bin in der Haltung und Auswahl meinem Geschmacke und meiner langjährigen Schulerfahrung gefolgt, und erinnere an den Spruch am Schlusse des Vorwortes zum II. Theile; vielleicht ist auch das Wort Göthe's S. 148 Nr. 32 (in diesem Theile) zu beherzigen. Also:
Si quid novisti rectius istis, candidus imperti, si non, his utere mecum.

Wien, im Mai 1857.

Theodor Vernaleken.

Wargenommene Druckfehler:

S. 2, Z. 2 von oben: seine und sein (statt ihre und ihr).
S. 8, Z. 4 „ „ Mittelpunkt.
S. 156, Z. 4 „ „ hinter „Götter“ das - zu streichen.

Blattweiser
über den Inhalt des dritten Theiles.

Erster Abschnitt.
Die deutsche Litteratur bis zum 19. Jahrhundert.

I. Kurze Übersicht über die Geschichte der deutschen Litteratur bis zur neuen Zeit.

Seite

Zweiter Abschnitt.

Aus der poetischen Litteratur neuester Zeit.

Aus der deutschen Dialektdichtung.

Dritter Abschnitt.

Lehrhaftes zum deutschen Unterrichte.

I. Übersicht über die deutsche **Mythologie.**

Erster Abschnitt.

Die deutsche Litteratur bis zum 19. Jahrhundert.

I. Kurze Übersicht über die Geschichte der deutschen Litteratur bis zur neuen Zeit.

1. Vorgeschichte.

Nach der Einwanderung aus Asien (II. Nr. 105) [1]) scheinen die Germanen zuerst die Lande an der Ost- und Nordsee bewohnt zu haben und dann nach Süden bis zu den Alpen vorgedrungen zu sein. Eine Schilderung des Volkes und seiner Zustände haben wir dem römischen Schriftsteller Tacitus (I. Nr. 52) zu verdanken. Mit der Völkerwanderung (4. und 5. Jahrh.), welche dem entarteten Rom den Untergang brachte, kam die Weltherrschaft an die germanischen Völker, die dem Christenglauben allmählich sich zuwandten. Dieß thaten zuerst die Gothen. Vulfila (Ulfilas), 348 Bischof der arianischen Gothen, übersetzte die heil. Schrift, die uns zum Theil noch erhalten ist. Vulfila wanderte 355 mit den Westgothen nach Mösien und starb 388 zu Konstantinopel. Die Bibelübersetzung des Vulfila ist das erste Denkmal unserer Litteratur, und ein sehr kostbarer Überrest, der uns mit den Vollkommenheiten bekannt macht, welche die Sprache jener Zeit schon besaß [2]). Mit dem Christentum

---

[1]) Die eingeklammerten Hinweisungen beziehen sich auf die beiden ersten Theile des Litteraturbuches. Die ganze Übersicht dient als Ergänzung und Zusammenfassung des bereits bekannten.

[2]) Das Vater unser z. B. lautet im Gothischen (Matth. VI. 9 fg.):
Atta unsar thu ïn himinam, veihnái namô thein. Kvimái
Vater unser du in Himmeln, geweihet werde Name dein. Komme

ward aber die lateinische Sprache mehr und mehr herrschend und ein Theil der germanischen Völker verlor ihre Sprache und ihr reines Volkstum an die Romanen (II. Nr. 106). Innerhalb Deutschlands bildete sich der Unterschied des nieder- und oberdeutschen aus (II. Nr. 107); eines aber blieb allen Stämmen gemeinsam, nämlich die Heldensagen, welche auf die Völkerwanderung sich zurückbezogen (II. Nr. 7).

2. Althochdeutsche Zeit.

In der Geschichte der deutschen (oberdeutschen) Litteratur unterscheidet man drei Hauptzeiträume: die althochdeutsche, mittelhochdeutsche, neuhochdeutsche Zeit (II. Nr. 116).

Im 5 — 9. Jahrhunderte der ahd. Periode, die sich bis zur Ausbildung des Rittertums in der Zeit der Kreuzzüge erstreckt, also etwa von 800 (Hildebrandlied) bis 1200 (Walter von der Vogelweide), ward das Christentum in ganz Deutschland verbreitet. Was wir von Schriftdenkmälern aus den ersten Jahrhunderten besitzen, bezieht sich auf kirchliches und ist von Geistlichen geschrieben. An die Stelle der heimischen Runen, die dem Zauber dienten, trat die lateinische Schrift, die erst im 14. Jahrhunderte die eckige Form annahm. Auch die deutsche Dichtung trat zurück, und aus der alten Heldensage ist nur das Hildebrandlied (I. 1. II. S. 26) auf unsere Zeit gekommen. Die Form des Hildebrandliedes (800 n. Chr.), wie die des (niederdeutschen) Heliand (840 n. Chr. II. Nr. 30—34), des (angelsächsischen) Beowulf (700 n. Chr. I. Nr. 2) und der isländischen Edda ist alliterierend (II. S. 201). Die Alliterazion ward am

---

thiudinassus theins. Vaírthái vilja theins, svê ïn himina
Reich dein. Geschehe (werde) Wille dein, wie im Himmel
jah ana airthái. Hláif unsarana thana sinteinam gif uns himma
und auf Erden. Brot unser das tägliche gib uns diesen
daga. Jah aflêt uns, thatei skulans sijáima, svasvê jah
Tag (heute). Und erlaß uns, weil (daß) Schuldner wir seien, sowie auch
veis aflêtam tháim skulam unsaráim. Jah ni briggáis uns ïn
wir erlassen den Schuldnern unsern. Auch nicht bringest uns in
fráistubnjái, ak láusai uns af thamma ubilin.
Versuchung, sondern erlöse uns von dem übeln.

Ende des karlingischen Zeitalters verdrängt durch den Endreim (II. S. 202), den wir zuerst in Otfrieds Evangelienbuche (868) finden.

Karl der große (800) und nach ihm der Fuldaer Mönch Hrabanus Maurus und Ludwig der deutsche (843 — 876) nahmen sich der deutschen Sprache und Bildung besonders an. Die im Jahre 843 vollzogene Theilung des Reiches schied zugleich das deutsche Element von dem romanischen; die Benennung der Sprache (deutsch, d. i. volklich; II. S. 177) begann man jetzt erst auf das Volk selbst zu übertragen.

Während die deutsche Dichtung (Sagen und Volkslieder) nur bei den untern Ständen heimisch blieb, ward in Klöstern und an Höfen die lateinische Dichtung gepflegt. Notker in St. Gallen (1000) übersetzte die Psalmen; biblische Stoffe wurden von Ezzo in Melk (II. Nr. 36—38) u. a. bearbeitet *).

3. Mittelhochdeutsche Zeit.

Die einflussreiche Bedeutung der christlichen Kirche, die Kreuzzüge (12. und 13. Jahrh.), die Ausbildung des Rittertums geben dieser von den schwäbischen Kaisern verherrlichten Zeit hauptsächlich ihren Charakter (II. Nr. 114, auch in Nr. 116). Die süddeutschen Mundarten, insbesondere die schwäbische, bildeten sich als Dichtersprache aus (mittelhochdeutsch II. S. 195). Die Kunst des schreibens und dichtens (Erzählung und Lehrdichtung) war im 12. Jahrh. noch immer bei der Geistlichkeit (II. S. 196, 197), aber als der Eifer für die Kreuzzüge erkaltete, fiel die Pflege der zum Theil unter französischem Einflusse stehenden Epik und Lyrik den adellichen Laien zu. Die Poesie diente der Unterhaltung bei Hofe, daher der Name höfische Dichtung (Minnedichtung II. Nr. 9). Lieblingsstätten der Dichtkunst waren in Österreich der Hof Herzog Leopolds VII. (1198 — 1230); in Thüringen, auf der Wartburg bei Eisenach

---

[1]) Eine Sprachprobe des ahd. im II. Theile Nr. 35.

Das Vater unser lautete im 8. Jahrh: Fater unser dû pist in himilum. Kauuîhit sî namo dîn. Piqhuemê rîhhi dîn. Uuesâ dîn uuillo, sama sô in himile ist, sama in erdu etc. Im 11. Jahrh.: Fater unsêr, dû in himile bist; dîn namo werde geheiligôt; dîn rîche chome; dîn willo gescehe in erdô alsô in himile. Unser tagelîcha brôt kib uns hiuto etc.

der Hof des Landgrafen Hermann; in Schwaben, der Heimat der Hohenstaufen. Die bedeutendsten Dichter waren: Walter von der Vogelweide (II. Nr. 10), Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg (II. Nr. 8), Hartmann von Aue.

Auch der epische Volksgesang erfreute sich in jener Zeit einer kunstmäßigen Bearbeitung (II. Nr. 7 und 115).

Deutsche Baudenkmale verewigten den kirchlichen Sinn jener großen Zeit (II. Nr. 97—104).

Aber schon um die Mitte des 13. Jahrh. neigte sich der sonnige Tag; 1268 starb Konradin der letzte Hohenstaufe zu Neapel, das Zwischenreich kam mit allen Trübsalen über Deutschland, der Adel verwilderte, die Ritterlichkeit wich der Rohheit. Lehrhaftigkeit, wie der Ernst der Zeit sie forderte, trat an die Stelle der Poesie, die nur beim Volke eine Heimat fand, aber von den Meistersängern verkünstelt wurde (II. S. 204).

Das eigentliche Volkslied, meist in epischer Einkleidung, war bei den untern Ständen nie verschwunden; viele Lieder sind schon im 15. Jahrh. aufgezeichnet, die von fahrenden Sängern, Spielleuten und wandernden Handwerkern gesungen wurden (II. Nr. 20—27). Die Singweise des weltlichen Liedes gieng auf das geistliche über, denn neben dem lateinischen Kirchengesange (II. Nr. 28. 29. 41. 42) galt außerhalb der Kirche bei Bittgängen, Wallfahrten ꝛc., insbesondere seit dem 14. Jahrh. das deutsche geistliche Lied (II. Nr. 39. 40. 43. 44 — 51; Übersicht Nr. 52 und 113). Dieser deutsche geistliche Volksgesang der Laien kam auch allmählich in der Kirche selbst in Gebrauch.

Die lehrhafte Richtung der Poesie begann schon mit Freidank (II. Nr. 59); die alten Sprichwörter wurden aufgezeichnet von Agricola und Sebastian Frank (Nr. 57. 58); die Neigung zum satyrischen machte sich kurz vor der Reformazionszeit und während derselben geltend (Seb. Brant Nr. 61).

Im 14. und 15. Jahrhundert ward durch Landrechte, Volksbücher, Predigten und Übersetzungen der Grund gelegt zur Ausbildung der Prosa, welche durch Taulers, Suso's, Kaisersbergs und später durch Luthers Schriften vervollkommnet (II. Nr. 72), und mittelst der Buchdruckerkunst (1436) mächtig gefördert wurde.

Aus den ersten Drucken ersieht man, dass die von den Römern uns überlieferten Buchstaben eine eckige Form annahmen, die wir auch an den Holzschnitten jener Zeit (1450 — 1520) warnehmen. Der um einige Jahrhunderte ältere Spitzbogen in der Baukunst, sowie das eckige in Lettern und Bild sind ein charakteristisches Merkmal der deutschen Kunst des Mittelalters. So steht auch das blattförmige und die rankenähnliche Verzierung der mittelalterlichen großen Anfangsbuchstaben (Initialien) in einer gewissen Verbindung mit ähnlichen Erscheinungen bei der gothischen Baukunst (II. Nr. 99 fg.). [1])

4. Anfang der neuhochdeutschen Zeit.

Mit dem 16. Jahrhundert begann die Zeit der Prosa und des Dramas (II. 116). Das Drama wurzelt in den althergebrachten Spielen zur Weihnachts- und Fastnachtszeit, zur Leidens- und Osterzeit und an andern Festen. Diese Spiele sind hie und da in Österreich in abgelegenen Ortschaften unter dem Volke noch jetzt bekannt. Damals wurden viele gedichtet von Hans Sachs.

Der Epik des althochdeutschen Zeitraumes hatte das Kloster, der Lyrik der mhd. Zeit der Hof das Gepräge gegeben; das Drama und die Prosa der nhd. Zeit ist mehr Schöpfung und Eigentum des Bürgerstandes, und zwar unter dem Einflusse einer gewissen Gelehrsamkeit, die sich vornehmlich auf das Studium des klassischen Altertums bezog; das singen und sagen wich dem schreiben und lesen.

Im Beginne des nhd. Zeitraumes bestimmten die Studien des klassischen Altertums und die kirchlichen Bewegungen die Richtung und den Charakter der deutschen Litteratur. Luthers Verdienst um

---

[1]) Eine Sprachprobe des mhd. im II. S. 203 (Nr. 118).

Zur Vergleichung mit der Sprache des 4. 8. 11. Jahrh. (s. vorher) stehe hier das Vater unser aus dem 15. Jahrhunderte, der ersten Zeit des nhd.

Im Anfang des 15. Jahrh: Vater unser, du da bist in den himeln; geheiligt werde dein name; czukum dein reich; dein wille werd, in der erde alz im himel. Vnser tegelz brot gib vns heut etc.

Gegen Ende des 15. Jahrh. (aus der 9. Bibel, Nürnberg 1483 bei Koburger): Vater vnser der du bist in den hymeln. geheyliget werd dein nam. zukum̄ dein reych. dein wil der werd. als im̄ hymel. vnd in der erd. vnser teglich brot gib vns heut ꝛc.

dieselbe liegt in der Ausbildung der Prosa (Bibelübersetzung I. Nr. 122. 127.; II. Nr. 71) und in Übersetzung und Dichtung von Kirchenliedern (II. Nr. 29. 47). Später Dichter geistlicher Lieder sind Spee (II Nr. 54. 55) und P. Gerhardt (Nr. 53).

Seit dem 16. Jahrhundert ward die Kluft zwischen Volk und Gelehrten immer größer, zum Nachtheile beider. Im 16. Jahrhundert, dem Blütenalter des deutschen Handwerks, vereinigten sich die Handwerker in Singschulen und wetteiferten in nüchternen lehrhaften „Tönen." Solche Meistersinger finden wir vornehmlich in den süddeutschen Städten. Wie Walter der vielseitigste Minnedichter, so war H. Sachs (um 1550) der hervorragendste Meistersinger, in welchem alle Bestrebungen der Zeit sich vereinigten (II. Nr. 63—65). Die Dichtung der Gelehrten bewegte sich im Gebiete der Lehrhaftigkeit, zwischen Erzählung und Lehre (Epik und Didaktik) gab es beinahe keinen Unterschied, insbesondere machte sich die Spruch- und Fabeldichtung geltend. Nach Luther und H. Sachs ist der Rechtsgelehrte Johann Fischart (1580) der bedeutendste Name des 16. Jahrhunderts. Seine Schriften sind in Laune und Spott auf die damaligen Zeitverhältnisse gerichtet.

Mit dem Beginne des 17. Jahrhunderts überwog schon die gelehrte Richtung der Litteratur, das volksmäßige trat überall zurück und selbst die künstlichere Art der Volksdichtung, der Meistergesang, kam ab. Schon während des 30jährigen Krieges hörten die dramatischen Volksspiele an den meisten Orten auf. Die Gelehrten verfielen der Ausländerei und das Volk ahmte nach. Außer Spee und Paul Gerhardt bietet das 17. Jahrhundert noch zwei Namen, deren wir zu gedenken haben, nämlich Martin Opitz wegen des Büchleins „die deutsche Poeterei" (1624), in welchem er zuerst lehrte, dass im deutschen Verse Hebung und Senkung regelmäßig abwechseln müsse; dadurch machte er auf die in unserer Sprache herrschende Betonung aufmerksam, ein Gesetz, das unter dem Einflusse der antiken Gelehrsamkeit und durch die Nachahmung des wälschen mit den volksthümlichen Überlieferungen abhanden gekommen war. (Über die deutsche Verskunst s. II. Nr. 117 und 118.) Bedeutender als Dichter war Paul Fleming, dessen Gelegenheitsgedichte, geistliche Lieder, Oden

und Sonette 1642 erschienen sind. Die übrigen Erscheinungen, welche unserer neueren klassischen Litteratur vorhergehen: Gryphius, Moscherosch, Haller, Gottsched, Bodmer und Breitinger, Gellert (II. Nr. 56) u. a., haben mehr ein litterargeschichtliches als ein poetisches Interesse. Erst bei Klopstock finden wir die ersten Spuren neuer Bestrebungen auf dem Gebiete der poetischen Litteratur.

5. Die erste Blütezeit der neuern Litteratur.

Friedrich Gottlieb Klopstock ward 1724 zu Quedlinburg geboren. Auf den Hochschulen Jena und Leipzig studierte er Theologie und begann den „Messias," ein großes Epos, das die Erlösung der Menschheit durch Christus zum Gegenstande hat. 1748 erschienen die ersten Gesänge, die mit Begeisterung aufgenommen wurden. 1751 begab er sich nach Kopenhagen, später nach Hamburg, wo er 1803 starb.

Werke: 1. Der Messias, 20 Gesänge in Hexametern. 2. Oden und geistliche Lieder. 3. Biblische und patriotische Dramen.

„Was Klopstock wollte und nicht vermochte, das christliche Epos dichten, das war vor tausend Jahren einem neubekehrten Sachsen gelungen." Mit diesen Worten leitet Simrock seine treffliche Übersetzung des Heliand ein *).

Von großer Einwirkung waren Klopstocks Oden, das sind lyrische, der Form nach den Römern nachgebildete Gesänge, in denen Würde und Erhabenheit, kühner Schwung und Stärke der Empfindung walten. Klopstocks Oden beziehen sich auf Religion, Freundschaft und Vaterland.

Strebsame junge Männer folgten ihm in dieser Richtung. An der Spitze der sogenannten Bardenpoesie, die sich an Klopstock anschloss, stand ein geistlicher Schulmann in Österreich, nämlich J. Michael Denis, bekannt durch die erste Übersetzung von Ossian (Littb. II. 280), durch seine Gesänge an Kaiser Josef und Maria Theresia, sowie durch seine Bemühungen für deutsche Litteratur in Österreich. Denis ist

---

[1]) Erschienen 1856 in Elberfeld; Proben einer andern Übersetzung im Litteraturbuch II. Nr. 30—34.

1729 zu Schärding (Oberösterreich) geboren und 1800 zu Hütteldorf nächst Wien begraben [1]).

Eigentliches Vorbild war Klopstock den Jünglingen, die 1772 den sogenannten Göttinger Dichterbund schlossen. Mitelpunkt desselben war der durch seine Übersetzung des Homer berühmte Joh. Heinr. Voß (1751 — 1826). Zu den bekanntesten Gliedern gehörten: Hölty, die Grafen Stolberg, Bürger und Claudius.

Gottfried August Bürger (1748 — 1794) aus dem Halberstädtischen war eine begabte Dichternatur, aber Leidenschaft, Kummer und Nahrungssorgen haben ihn zerrüttet. Sehr bekannt und beliebt sind seine Balladen, deren Ton ganz volkstümlich ist.

Ebenso talentvoll war Matth. Claudius in Wandsbeck (1740 bis 1815). Seine Gedichte zeichnen sich aus durch frommen Sinn, Gemüthlichkeit und heitere Laune. In Bestrebungen und Sinnesart war ihm der alemannische Dichter Peter Hebel sehr verwandt [2]).

II. Winkelmann.

Joh. Joachim Winkelmann (oder wie er selbst schrieb Winckelmann), 1717 in der Altmark geboren, Sohn eines armen Schuhmachers, muste sich kümmerlich forthelfen, machte tüchtige Sprachstudien und drang trotz seiner bedrängten Lage immer tiefer in den Geist des klassischen Altertums. Oft besuchte er die Kunstschätze Dresdens, trat zur kathol. Kirche über und gieng dann nach Rom, um die Kunstwerke des Altertums zu studieren. Als Oberaufseher der Altertümer und Scriptor der vatikanischen Bibliothek schrieb er sein berühmtes, auch in der Darstellung klassisches Werk: „Geschichte der Kunst des Altertums" (Dresden 1764). Außerdem haben wir von ihm mehrere Abhandlungen, namentlich: Über die Baukunst der Alten, über die Allegorie 2c. Im Jahre 1768 besuchte er Wien und als er nach Italien zurückkehren wollte, ward er zu Triest von einem Italiener ermordet und seiner Habe beraubt.

Die logische Ordnung, in welcher Winkelmann schrieb, ist eine

[1]) Näheres im Kremsmünsterer Gymnas. Progr. 1852 (von A. Baumgarten).

[2]) Passende Beispiele in den Sammlungen von Gödeke „11 Bücher deutscher Dichtung;" J. Hub, „Balladen- und Romanzendichter."

musterhafte; z. B. in den „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" (Leipzig 1762) geht er auch als stilistischer Baumeister nach folgendem Plane zu Werke:

I. Das **wesentliche** der Baukunst.

A. Die Materie: a, Ziegel. b, Steine. c, Mörtel.

B. Die Art zu bauen: a, die Grundlage aa in der Ebene.
bb auf Anhöhen oder im Meere.
b, Mauern auf der Grundlage aa von Steinen,
bb von Ziegeln.

C. Die Form der Gebäude: a, die Form, sonderlich der Tempel, überhaupt.
b, Gebäude auf Säulen:
aa von Säulen überhaupt,
bb von den Ordnungen derselben insbesondere (die toskanische, dorische, jonische, korinthische, römische &c.),
cc allgemeine Erinnerungen über die Form der Gebäude.

D. Die Theile der Gebäude: a, auswärts
aa, das Dach; bb, der Giebel; cc, die Thüre (α dorische Thüren, β auswärts aufgehende, γ Vorhang); dd, die Fenster.
b, inwendig
aa, die Decke oder das Gewölbe; bb, die Treppen und Stufen an denselben; cc, die Zimmer.

II. Die **Zierlichkeit** der Baukunst.

A. Von außen an Gebäuden: a, an dem Gipfel; b, an Säulen; c, an dem Gebälke der Säulen (aa an der Frise, bb an der Cornische); d, an Fenstern und Nischen.

B. Innerhalb der Gebäude: a, im Vorsale; b, an Decken und Gewölbern; c, in Zimmern insbesondere.

Was Göthe von Winkelmann hielt, ist mitgetheilt in I. Nr. 136 (150). Außer dem Lesestücke I. Nr. 137 (151) mögen noch folgende Platz finden.

6. Winkelmann an H. W. M. Stosch.

(Geschichte der Kunst des Altert. Dresden 1764).

Edler Freund!

Ich setze Ihren Namen dieser Arbeit vor, weniger in Absicht einer Zuschrift, als vielmehr um Gelegenheit zu haben, von unserer geprüfeten Freundschaft, die von höherer Natur ist, ein öffentlich Zeugnis zu geben. Wenn die Stärke, mit welcher die Freundschaft in Abwesenheit wächset, ein Beweis der Wahrheit derselben sein kann, so hat die unsrige diesen seltenen Vorzug. Wenige Zeit und mit vieler Arbeit überhäuft, habe ich dieselbe persönlich genossen; aber ich bin Ihnen mit Herz und Geist von Florenz nach London, und aus Engeland nach Constantinopel, bis in unserem gemeinschaftlichen Vaterlande gefolget, und je weiter entfernet, desto größer ist meine Sehnsucht und Liebe geworden. In Verbindungen mit anderen, die ich zu schließen gesuchet habe, glaube ich der wirksamste Theil gewesen zu sein, in der unsrigen aber räume ich Ihnen diesen Vorzug ein. Eine einzige Wohllust aber haben wir beide in unserer Freundschaft nicht genossen, nemlich diejenige, die der Maler und der Bildhauer während der Arbeit seines Werkes hat; das ist, den Freund zu bilden und zu schaffen. Denn wir waren einer für den andern bereits ersehen, und Freunde, wie der erste Mensch wurde, oder wie ein hoher Gedanke und ein erhabenes Bild nicht stückweis, sondern auf einmal in seiner Größe und Reife entstehet. In Ihnen lebet itzo die Liebe des natürlichen Vaterlandes von neuem auf, dessen Erinnerung in einem würdigen Genusse des Lebens und in einer edlen Muße, zu Rom, ziemlich gleichgültig geworden war, und ich sehne mich itzo dasselbe, und den würdigsten der Freunde von Angesicht zu sehen, um sein in mir erneuertes Bild wiederum dahin zurück zu bringen, wo vermuthlich der Sitz meiner Ruhe bleiben wird.

Ich zähle bereits die Monate bis zu der Zeit der Vollendung dieses Wunsches, und bleibe mit Geist und Leib

der Ihrige ewige

Winckelmann.

7. Von dem Ursprunge der Kunst, und den Ursachen ihrer Verschiedenheit unter den Völkern.

(Gesch. der Kunst des Altert. I. S. 3—7. Dresden 1764.)

1. Allgemeiner Begriff dieser Geschichte. Die Künste, welche von der Zeichnung abhängen, haben, wie alle Erfindungen, mit dem nothwendigen angefangen; nach dem suchte man die Schönheit, und zuletzt folgete das überflüssige; dieses sind die drei vornehmsten Stufen der Kunst.

Die ältesten Nachrichten lehren uns, dass die ersten Figuren vorgestellet, was ein Mensch ist, nicht wie er uns erscheint, dessen Umkreis, nicht dessen Ansicht. Von der Einfalt der Gestalt gieng man zur Untersuchung der Verhältnisse, welche Richtigkeit lehrte, und diese machte sicher, sich in das große zu wagen, wodurch die Kunst zur Großheit, und endlich unter den Griechen stufenweise zur höchsten Schönheit gelangete. Nachdem alle Theile derselben vereinigt waren, und ihre Ausschmückung gesuchet wurde, gerieth man in das überflüssige, wodurch sich die Großheit der Kunst verlor, und endlich erfolgete der völlige Untergang derselben.

Dieses ist in wenig Worten die Absicht der Abhandlung dieser Geschichte der Kunst. In diesem Kapitel wird zum ersten von der anfänglichen Gestalt der Kunst allgemein geredet, ferner von der verschiedenen Materie, in welcher die Bildhauerei arbeitete, und drittens von dem Einflusse des Himmels in die Kunst.

2. Anfang der Kunst mit der Bildhauerei. Die Kunst hat mit der einfältigsten Gestaltung, und vermuthlich mit einer Art von Bildhauerei angefangen; denn auch ein Kind kann einer weichen Masse eine gewisse Form geben, aber es kann nichts auf einer Fläche zeichnen; weil zu jenem der bloße Begriff einer Sache hinlänglich ist, zum zeichnen aber viele andere Kenntnisse erfordert werden; aber die Malerei ist nachher die Ziererin der Bildhauerei geworden.

3. Ähnlicher Ursprung derselben bei verschiedenen Völkern. Die Kunst scheint unter allen Völkern, welche dieselbe geübet haben, auf gleiche Art entsprungen zu sein, und man hat nicht

Grund genug, ein besonderes Vaterland derselben anzugeben, denn den ersten Samen zum nothwendigen hat ein jedes Volk bei sich gefunden. Aber die Erfindung der Kunst ist verschieden nach dem Alter der Völker, und in Absicht der früheren oder späteren Einführung des Götterdienstes, so dass sich die Chaldäer oder die Ägypter ihre eingebildeten höheren Kräfte, zur Verehrung, zeitiger als die Griechen, werden sinnlich vorgestellet haben. Denn hier verhält es sich, wie mit andern Künsten und Erfindungen, dergleichen das Purpurfärben ist, welche in den Morgenländern eher bekannt und getrieben wurden. Die Nachrichten der heil. Schrift von gemachten Bildnissen sind weit älter als alles, was wir von den Griechen wissen. Die Bilder, welche anfänglich in Holz gearbeitet, und andere, welche gegossen wurden, haben in der hebräischen Sprache, jedes seine besondere Benennung die ersteren wurden mit der Zeit vergoldet, oder mit goldenen Blechen beleget. Diejenigen aber, welche von dem Ursprunge eines Gebrauchs oder einer Kunst, und deren Mittheilung von einem Volke auf das andere reden, irren insgemein darinnen, dass sie sich an einzelne Stücke, die eine Ähnlichkeit mit einander haben, halten, und daraus einen allgemeinen Schluss machen; so wie Dionysius aus der Schärfe um den Unterleib der Ringer bei den Griechen wie bei den Römern behaupten will, dass diese von jenen hergekommen.

4. Altertum derselben in Ägypten. In Ägypten blühete die Kunst bereits in den ältesten Zeiten, und wenn Sesostris an vierhundert Jahre vor dem trojanischen Kriege gelebet hat, so waren in diesem Reiche die grösten Obelisken, die sich in Rom befinden, und Werke gemeldeten Königs sind, nebst den grösten Gebäuden zu Theben, bereits aufgeführet, da über die Kunst bei den Griechen annoch Dunkelheit und Finsternis schwebeten.

5. Spätere aber ursprüngliche Kunst bei den Griechen Steine und Säulen, die ersten Bilder. Bei den Griechen hat die Kunst, obgleich viel später als in den Morgenländern, mit einer Einfalt ihren Anfang genommen, dass sie, aus dem was sie selbst berichten, von keinem andern Volke den ersten Samen zu ihrer Kunst geholet, sondern die ersten Erfinder scheinen können. Denn es waren schon dreißig Gottheiten sichtbar verehret, da man sie noch nicht in

menschlicher Gestalt gebildet hatte, und sich begnügete, dieselben durch einen unbearbeiteten Klotz, oder durch viereckige Steine, wie die Araber und Amazonen thaten, anzudeuten. So war die Juno zu Tespis, und die Diana zu Icarus gestaltet. Diana Patroa und Jupiter Milichus zu Korinth waren, wie die älteste Venus zu Paphos, nichts anderes als eine Art Säulen. Bacchus wurde in Gestalt einer Säule verehret, und selbst die Liebe und die Grazien wurden bloß durch Steine vorgestellet. Daher bedeutete das Wort Säule auch noch in den besten Zeiten der Griechen eine Statü. Kastor und Pollux hatten bei den Spartanern die Gestalt von zwei Parallelhölzern, welche durch zwei Querhölzer verbunden waren, und diese uralte Bildung derselben erscheint in dem Zeichen II, wodurch diese Zwillinge in dem Thierkreise angedeutet werden.

6. Anwachsende Bildung einer Figur durch den Kopf. Auf besagte Steine wurden mit der Zeit Köpfe gesetzet; unter vielen andern war ein solcher Neptunus zu Tricoloni, und ein Jupiter zu Tegea, beide in Arkadien; denn in diesem Lande war man unter den Griechen mehr als anderswo bei der ältesten Gestalt in der Kunst geblieben. Es offenbaret sich also in den ersten Bildnissen der Griechen eine ursprüngliche Erfindung und Zeugung einer Figur. Auf Götzen der Heiden, die von der menschlichen Gestalt nur allein den Kopf gehabt haben, deutet auch die heil. Schrift. Viereckige Steine mit Köpfen wurden bei den Griechen, wie bekannt ist, Hermä, das ist große Steine genannt, und von ihren Künstlern beständig beibehalten.

7. Durch Gestaltung der Beine durch den Dädalus. Endlich fieng Dädalus an, wie die gemeinste Meinung ist, die unterste Hälfte dieser Bildsäulen in Gestalt der Beine von einander zu sondern; und weil man nicht verstand, aus Stein eine ganze menschliche Figur hervorzubringen, so arbeitete dieser Künstler in Holz, und von ihm sollen die ersten Statüen den Namen Dädali bekommen haben. Von den Werken dieses Künstlers gibt die Meinung der Bildhauer von Sokrates Zeit, welche er anführet, einigen Begriff; wenn Dädalus, sagt er, wieder aufstehen sollte und arbeiten würde, wie die Werke sind, die unter dessen Namen gehen, würde er, wie die Bildhauer sagen, lächerlich werden.

8. Bestimmung der Proportion des Gesichts für Zeichner.

(Gesch. der Kunst des Altert. I. S. 176.)

Um dieses Stück von der Proportion für Anfänger im zeichnen nicht ohne praktischen Unterricht zu lassen, will ich wenigstens die Verhältnisse des Gesichts von den schönsten Köpfen der alten, und zugleich von der schönen Natur genommen, anzeigen, als eine untriegliche Regel im prüfen und im arbeiten. Dieses ist die Regel, welche mein Freund, Herr Anton Rafael Mengs, der gröste Lehrer in seiner Kunst, richtiger und genauer als bisher geschehen, bestimmet hat, und er ist vermuthlich auf die wahre Spur der Alten gekommen. Man ziehet eine senkrechte Linie, welche in fünf Abschnitte getheilet wird; das fünfte Theil bleibt für die Haare; das übrige von der Linie wird wiederum in drei gleiche Stücke getheilet. Durch die erste Abtheilung von diesen dreien wird eine Horizontallinie gezogen, welche mit der senkrechten Linie ein Kreuz macht; jene muß zwei Theile, von der drei Theilen der Länge des Gesichts, in der Breite haben. Von den äußersten Punkten dieser Linie werden bis zum äußersten Punkt des obigen fünften Theils krumme Linien gezogen, welche von der eiförmigen Gestalt des Gesichts das spitze Ende desselben bilden. Eins von den drei Theilen der Länge des Gesichts wird in zwölf Theile getheilet; drei von diesen Theilen oder das vierte Theil des Dritttheils des Gesichts wird auf beiden Seiten des Punkts getragen, wo sich beide Linien durchschneiden, und beide Theile zeigen den Raum zwischen beiden Augen an. Eben dieses Theil wird auf beide äußere Enden dieser Horizontallinie getragen, und alsdann bleiben zwei von diesen Theilen zwischen dem Theil auf dem äußeren Ende der Linie, und zwischen dem Theil auf dem Punkte des Durchschnitts der Linie, und diese zwei Theile geben die Länge eines Auges an; wiederum ein Theil ist für die Höhe der Augen. Eben das Maß ist von der Spitze der Nase bis zu dem Schnitt des Mundes, und von diesem bis an den Einbug des Kinns, und von da bis an die Spitze des Kinns; die Breite der Nase bis an die Lappen der Nüsten hält eben ein solches Theil, die Länge des Mundes aber zwei Theile, und diese ist also

gleich der Länge der Augen und der Höhe des Kinns bis zur Öffnung des Mundes. Nimmt man die Hälfte des Gesichts bis zu den Haaren, so findet sich die Länge von dem Kinne an bis zu der Halsgrube. Dieser Weg zu zeichnen kann, glaube ich, ohne Figur deutlich sein, und wer ihm folget, kann in der wahren und schönen Proportion des Gesichts nicht fehlen.

III. Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing ist 1729 zu Camenz in der Lausitz geboren und lebte, seinen Aufenthalt oft wechselnd, bis 1781. In Leipzig verlegte er sich auf die schönen Wissenschaften und fieng dort an für das Theater zu arbeiten. Die Schauspielkunst lag damals ganz darnieder und Lessing fühlte den Beruf in sich, auf dem Gebiete der Dramatik sich Ruhm und Ehre zu erwerben. Er trat dem herrschenden französischen Geschmacke entgegen, stellte neue Grundsätze auf in der „Hamburger Dramaturgie," und schrieb selbst eine Anzahl Schauspiele, namentlich: „Minna von Barnhelm," „Emilia Galotti," „Nathan." Lessings Bemühungen für das Drama giengen aus seinen Ansichten über Kunst überhaupt hervor. Sein Hauptwerk über die Kunst ist „Laokoon." Außerdem haben wir von ihm viele Schriften kritischen Inhalts, denn Lessing war vorzugsweise Kritiker, voll Geist und Schärfe. Seine Prosa, in Gespräch, Brief und Abhandlung, wird immer ein Muster bleiben.

9. Zwei Fabeln.

(Lessings sämmtl. Schriften von Lachmann I. 181 u. 173.)

Lessing sagt: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel" (V. 430).

Der Fuchs und der Tieger.

Deine Geschwindigkeit und Stärke, sagte ein Fuchs zu dem Tieger, möchte ich mir wohl wünschen. Und sonst hätte ich nichts,

was dir anstünde? fragte der Tieger. Ich wüste nichts! Auch mein schönes Fell nicht? fuhr der Tieger fort. Es ist so vielfärbig als dein Gemüth, und das äußere würde sich vortrefflich zu dem innern schicken. Eben darum, versetzte der Fuchs, danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, dass ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!

Der Springer im Schache.

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer durch ein Merkzeichen dazu. Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt vor Schritt? Die Knaben hörten die Spötterei und sprachen: Schweigt! Thut er uns nicht eben die Dienste, die ihr thut?

10. Malerei und Poesie.

(Lessings „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie.“ Berlin 1766 bei Fr. Voß; S. 153 Nr. XVI. Lachmanns Ausgabe Bd. VI. S. 438. Vergl. I. Littb. Nr. 10 und 137.)

Wenn es wahr ist, dass die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebrauchet als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenstände die neben einander oder deren Theile neben einander existieren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die auf einander oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existieren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müßen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren koexistierenden Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das vorhergehende und folgende am begreiflichsten wird.

Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter, und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlusskette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen bestätiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen lässt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, sowie der entgegengesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malet nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malet er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge. Was Wunder also, dass der Maler, da wo Homer malet, wenig oder nichts für sich zu thun siehet, und dass seine Ärnte nur da ist, wo die Ge-

schichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probiersteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter lässt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das schiffen, das abfahren, das anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müste, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelen körperlichen Gegenstand zu heften: so wird dem ohngeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte, sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheinet, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehn. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beisammen ist, als wie es unter den Händen der Hebe zusammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiset uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erzt, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so muste in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen, als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr erforderte.

Hebe legte behende an die eherne Achse des Wagens
schimmernde Räder von Erz, achtspeichige, zierlich geründet.
Dran sind Felgen von Gold, unvergängliche, außen umher auch
eherne Schienen gelegt, festschließende, Wunder zu schauen.
Rings sind silberne Naben umher um die Achse gewunden.
Aber in gold'nem Gebäud' und in silbernem ist das Gestelle
schwebend gespannt, und daran sind zwei umlaufende Ränder.
Vorn erstreckte von Silber die Deichsel sich; aber zu äußerst
band sie das goldene Joch, das gepriesene, wo sie das goldne
schöne Gezäume durchschlang.

(Ilias V. 722 ff. nach Wiedasch.)

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen; und so ist er fertig, und ergreift das Szepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des bekleidens malet; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemalet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen bekommen.

Aufrecht setzt' er sich hin und zog sein weiches Gewand an,
neu und herrlich gewirkt, und warf sich den Mantel darüber;
band auch stattliche Sohlen sich fest an die glänzenden Füße,
warf um die Schulter zugleich sein Schwert voll silberner Buckeln;
hierauf nahm er den Stab, den ererbeten, ewiger Dauer,
und gieng so zu den Schiffen der erzumschirmten Achäer.

(Ilias II. 43—47 nach Wiedasch.)

Und wenn wir von diesem Szepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Szepter heißt, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß das mit goldenen Stiften beschlagene Szepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Szepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen: was thut sodann Homer? Malt er uns, außer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geschnitzten Knopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewis, daſs mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daſs er wirklich selber gemalt habe, weil

der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Maler hinter sich lässt? Statt einer Abbildung gibt er uns die Geschichte des Szepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun ist es der Kommandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, u. s. w.

So kenne ich endlich dieses Szepter besser, als mir es der Maler vor Augen legen oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, dass einer von den alten Auslegern des Homers diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, dass Vulkan, welcher das Szepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen bewogen; dass der erste König ein Sohn der Zeit (Zeus Kronion), ein ehrwürdiger alte gewesen sei, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; dass der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (Pelops) überlassen habe; dass der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpfet und das Reich gesichert, es seinem Sohne (Atreus) in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker, sie mit Wohlleben und Überfluss bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner anverwandten (Thyest) der Weg gebahnet worden, das was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienst mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen, und es hernach als ein gleichsam erkauftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärket werden, dem man so vieles leihen kann. — Doch dieses liegt außer meinem Wege, und ich betrachte jetzt die Geschichte des Szepters bloß als einen Kunst-

griff, uns bei einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen. Auch wenn Achilles bei seinem Szepter schwöret, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, gibt uns Homer die Geschichte dieses Szepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünen, das Eisen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen.

Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwei Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieser, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten: jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu füllen: jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstrecket; dieser, von einem aus dem Mittel der Griechen geführet, dem man nebst andern die Bewarung der Gesetze anvertrauet hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bei allem seinen blinden Zorne, einzugestehen nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemälde eben so natürlich auf einander folgen, und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl polieret, und an beiden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepasst, und ihn erlegt; die

Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, polieret sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bei dem Dichter entstehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entstanden sehen können.

Schnell entblößt' er das glatte Geschoss, von des kletternden Steinbocks
Horne geschnitzt, den selbst er einmal grad' unter die Brust traf,
als er vom Felsabhang an des lauernden Stande vorbei sprang;
dem durchschoss er die Brust, und rücklings fiel er vom Felsen.
Sechzehn Handbreit waren vom Haupt ihm die Hörner gewachsen,
diese verband und schnitzte der hornarbeitende Künstler,
glättete alles genau und beschlug's mit goldenem Ringe.
Dieses Geschoss nun spannt' er gestemmt, und lehnt' es mit Vorsicht
nieder am Grund; mit den Schilden bedeckten ihn edle Gefährten,
dass ihm heran nicht stürmten die krieg'rischen Männer Achaja's,
eh' er den Atreussohn, den gepriesenen Helden getroffen. (Il. IV. 105 ff.)

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beifallen.

11. Lessing über sich selbst.

(Sämmtliche Schriften VII. 415, 416.)

Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Prinzipals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel, und sich träumen ließ, dass ich bei diesem Unternehmen wohl nützlich sein könnte? — Ich stund eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wuste; bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Vorliebe erlesen zu sein glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters konkurrieren wolle?

darauf war also leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am besten könne?

Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern.

Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewust, dass ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Stralen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, dass ich zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann als ich.

IV. Herder.

Joh. Gottfried Herder ward 1744 zu Mohrungen in Altpreußen geboren, wo sein Vater Lehrer war. Die Familie lebte ärmlich und eingezogen, und Herder genoss einer strengen und frommen Erziehung. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges nahm ihn ein Feldscher mit nach Königsberg (1762). Dort hörte Herder Vorlesungen über Religions- und Sprachwissenschaft und bei dem berühmten Kant über Philosophie und Mathematik. Herder schloss sich damals sehr innig an einen Freund an, Namens G. Hamann, durch den er mit der englischen Sprache, mit Shakspeare und mit Volksdichtungen bekannt wurde. 1764 sehen wir ihn schon als Lehrer und Prediger in Riga. Dann brachte er einige Jahre auf Reisen zu, um auch andere Länder kennen zu lernen. Jeder Schritt, sagte er, ist Erfahrung, und jede Erfahrung bildet. Herder lernte Lessing und Klaudius kennen, und in Straßburg pflog er Umgang mit Göthe und Jung Stilling (1770).

Herder überschaute den damaligen Stand der Literatur, und als Schriftsteller hatte er bereits durch seine Fragmente zur deutschen Literatur (1767) und die kritischen Wälder (1768) die Aufmerksamkeit der Nazion auf sich gezogen. Man staunte den jungen Mann an, der mit Geist und Gelehrsamkeit über die Schriftstellerwelt Gericht hielt. „Was in Göthe nur als Ahnung schlummerte, das war in ihm zur hellen, wirkenden Einsicht geworden. Herder erkannte mit Hamann die Poesie als die Muttersprache der Völker, als ein inniges Bedürfnis, und zwar als eines der ersten und höchsten Bedürfnisse des menschlichen Geistes an, und drang auf die Rückkehr von der gemachten, tändelnden Dichtung der letzten Jahrhunderte zur wahren und nothwendigen der ältesten Zeit. Der Drang jener Geister im Straßburger Kreise nach Wahrheit, Natur, aufrichtiger Empfindung, Geradheit und selbst Derbheit half eine neue Epoche unserer Literatur begründen, indem man sich von französischer Literatur, Art und Sitte abwandte und zurückgriff in die eigene Brust und in die Jugenddichtung der Völker."

Von Straßburg reisete Herder nach Bückeburg.

Bald ward ihm aber ein glänzenderer Wirkungskreis eröffnet. Durch Vermittelung Göthe's ward er nach Weimar als Generalsuperintendent berufen (1776). Die Herzogin Amalie und sein Freund Göthe empfiengen ihn auf das zuvorkommendste. In Weimar war damals ein Kreis gebildeter Männer, wozu auch Wieland und Knebel gehörten. Mit ihnen und der herzoglichen Familie unterhielt er den freundschaftlichsten Verkehr. Man veranstaltete Feste, Konzerte, Schauspiele, man hielt Vorlesungen und Gespräche über Kunst und Literatur. Im J. 1778 gab er heraus: die Volkslieder („Stimmen der Völker"), von der Wirkung der Dichtung auf die Völker, theologische Abhandlungen u. a; 1782 erschienen: Geist der ebräischen Poesie, 1784 Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Im Frühjahr gieng er über Halberstadt zu Klaudius nach Wandsbeck, und machte die persönliche Bekanntschaft mit Klopstock, den er immer hochachtete und liebte.

Im Jahre 1788 kam ihm vom Freiherrn Friedrich Dalberg die Einladung zu, mit ihm eine Reise nach Italien zu machen. Welchen Eindruck die Werke der alten Kunst in Italien auf ihn machten, darüber gibt er in den Briefen zur Beförderung der Humanität u. a. selbst Rechenschaft. Italien war ihm wie auch Göthen eine neue Bildungsschule.

Sein Geist bewegte sich in den verschiedensten Richtungen: er förderte den Kirchengesang durch Sammlung der besten Lieder, er dichtete Legenden, verfasste den Cid nach spanischen Romanzen und veröffentlichte wissenschaftliche Werke über Sprache, schöne Literatur, Geschichte und Philosophie.

1803 starb Herder, in demselben Jahre mit Klopstock [1]).

12. Dem Leben lernen.

(Aus Herders Sophron 1800.)

Was heißt dem Leben lernen? Offenbar was nützlich im Leben ist, was angewandt werden kann, wodurch wir besser leben

---

[1]) Wir haben bereits von Herder gelesen aus dem I. Thl. des Littb. Nr. 123, 132 u. 133. Aus dem II. Theile Nr. 27, 111, 112.

lernen. Da aber das Leben so viel und mancherlei bedarf, da der Anwendungen und Nutzbarkeiten so viele, und gewis nicht alle unmittelbar sind, indem eine Kenntnis auf die andere bauen, der andern forthelfen muß: so wäre es sehr thöricht, bei allem was ich lerne zu fragen: wozu kann ich's anwenden? was wird mir's bringen oder helfen? Thor, übersiehst du dein Leben und weist alle Umstände vorher, in die du kommen kannst? Weist du, was in jedem Geschäft, in jeder Minute brauchbar oder entbehrlich sei? Wenn du Geld sammlest, fragst du, oder weist du bestimmt voraus, wozu du es anwenden, wenn du eine Sprache lernst, weist du, mit wem du die Sprache sprechen werdest? Also führt der Ausdruck: „dem Leben lernen" darauf zurück, dass man sich selbst in allen seinen Anlagen und Fähigkeiten, in Seelen- und Leibeskräften zu dem bilde, was Leben heißt; an sich, so weit es die Gelegenheit, Zeit, Umstände verstatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, dass man ein ganz gesunder Mensch fürs Leben und für eine uns angemessene Wirksamkeit im Leben werde. Hierdurch bekommt also jeder seine eigene Lekzion zu lernen, die für ihn und für keinen andern gehöret. Wie einer *seine* Seelenkräfte, *seine* Organe, *seine* Umstände, *seine* Lebenszwecke, *seine* Kräfte und das Maß derselben selbst am besten kennt und durch Erfahrung erprobt, so lerne *er* für *sich* und für *keinen andern*, für *sein* Leben.

Abgeschlossen wird hierdurch in unserm lernen nicht nur alles völlig unnütze, sondern auch alles uns fremde, was nicht zu uns gehört. Kindisch ist's, sich mit fremden Flicken und Lappen auszuschmücken, wenn man ein eignes ganzes Kleid, das unserm Körper gerecht ist, sich selbst schaffen kann und soll. Wahnsinnig ist, sich seine Augen ausstechen oder abstumpfen, um durch ein fremdes Glas sehen zu lernen. Vielmehr übe und bilde alle deine Seelen- und Leibeskräfte und zwar in gutem Verhältnis, in richtiger Proporzion aus; so lernst du dem Leben.

Wie dieß geschehe, muß jedem sein eignes Herz und der Rath eines verständigen Lehrers sagen, unter dessen Leitung er sich bildet. Wer vor lauter Fleiß in der Schule dumm wird, wer sich blödsinnig, hypochondrisch, schwach und krank studieret, wer Seelenkräfte bildet

und den Körper vernachläßiget, gleich als ob er ein purer Geist wäre, wer eine Seelkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtnis, ohne die andere, den Verstand, die Überlegung pfleget, wer für den Kopf studiert, ohne ans Herz zu denken, und ein andrer, der immer nur in Empfindung schwimmen will, ohne sich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befleißigen, wer mit allem tändelt und eine ernste anhaltende Mühe wie die Hölle fliehet: alle diese lernen nicht fürs Leben; denn im Leben muß der ganze ungetheilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kräften und Gliedern, er muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst, nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken; wer dieß nicht kann, wer sich hiezu nicht frühe geübt hat, der hat nicht fürs Leben gelernt. Und wen straft hier sein Gewissen nicht! wie manches lernten wir, was wir wohl hätten vorübergehen können, und gaben ihm eine Zeit, die wir dem nothwendigeren, weil es uns nicht angenehm war, entzogen! Wie manches versäumten wir, was doch das Leben nothwendig fordert, und durch dessen Entbehrung wir nachher beständige Himpler und Hampler in der Kunst des Lebens, wie in unserm Geschäft bleiben. Erwache, Jugend, und lerne fürs Leben! Die Zeit, für welche du erwächsest und dich bereitest, braucht gewis lebens-gelehrte Männer, d. i. Männer, die Leben gelernt haben, Männer von richtigen Sinnen, von gesundem Augenmaß, von fester Hand in allerlei Künsten, von gesundem Ohr, recht zu hören und zu fassen was gesagt wird, und darauf recht zu antworten, also auch von reinem gesunden Ausdruck, Bekanntschaft mit Dingen der Natur, mit dem Zustande der Welt, mit ihren Bedürfnissen und Geschäften, wodurch ein richtiger Verstand, eine reine tüchtige Überlegung gebildet wird. Die Zeiten, dass man Schäfergedichte macht, Anakreons Lieder übersetzt, oder sonst mit der Sprache der Poesie tändelt, seien auch bei der Jugend vorüber; denn das Leben, wozu sich Jünglinge zu bereiten haben, fordert andere Geschicklichkeit als Anakreontische oder Schäferlieder! Mit dem Jahr 1800 ist in manchen Dingen eine andere Zeit angebrochen, die mit 1801 u. s. fortschreitet; neuen Fleiß, neue Emsigkeit wecke dieser neue Zeitcyklus auf in Ernst und Überlegung! Ihr

Jünglinge geht einem neuen Jahrhundert entgegen, in welches wir als alte halbabgelebt eintreten; lernt dem neuen Jahrhundert in ihm zu leben!

Endlich da das Leben nicht neue Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in diesem vor allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch: nicht der Schule, sondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und des Charakters. Was hülfe es, tausend Kenntnisse und keinen Willen, keinen Geschmack, keine Lust und keinen Trieb zu haben, anständig und rechtschaffen zu leben? Im Willen leben wir; das Herz muß uns verdammen oder trösten, stärken oder niederschlagen, lohnen oder strafen! nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Wert, das Glück oder Unglück unsers Lebens gebauet. Leben lernen heißt also seinen Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, seine Vorsätze läutern und tapfer begründen, nicht mit dem Kopf allein, sondern auch mit dem Herzen existieren, gegen Eltern, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Fremde sich Sitten erwerben, anständige, frohe Sitten, liebenswert machend vor Gott und den Menschen. Leben lernen heißt, die Stunden des Tages wohl eintheilen, sich Ordnung im Geschäft geben und sie mit strenger Munterkeit erhalten, den Ergötzlichkeiten, dem Schlaf nicht mehr Zeit einräumen als ihnen gebühret; sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigentümliche Schwäche, die niemand besser als wir selbst kennen, die zu überwinden uns am schwersten wird, und die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt; bestehe diese worin sie wolle; sei es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viel junge Leute unsres Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringschätzung und Verachtung andrer; oder Neigung zu Haß, zu Zorn, zu Menschenfeindschaft, oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meisten zu Üppigkeit, zu Trägheit und Tändelei. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, vertändelt, entnervt, vergället der Jüngling sein Leben und schafft sich keine andre Aussicht, als sich und andern zur Last zu werden, das Leben einst selbst als eine Bürde

zu tragen, oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen des Lebens hinweg, Ihr Jünglinge! — lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben! [1])

13. Die Mittelstellung des Menschen.

(Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit; Originalausg. von 1784. I. S. 308.)

Der jetzige Zustand der Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweier Welten.

Alles ist in der Natur verbunden: ein Zustand strebt zum andern und bereitet ihn vor. Wenn also der Mensch die Kette der Erdorganisazionen als ihr höchstes und letztes Glied schloss, so fängt er auch eben dadurch die Kette einer höhern Gattung von Geschöpfen als ihr niedrigstes Glied an; und so ist er wahrscheinlich der Mittelring zwischen zwei ineinander greifenden Sistemen der Schöpfung. Auf der Erde kann er in keine Organisazion mehr übergehen, oder er müste rückwärts und sich im Kreise umhertaumeln; stillstehen kann er nicht, da keine lebendige Kraft im Reich der wirksamsten Güte ruhet; also muß ihm eine Stufe bevorstehen, die so dicht an ihm und doch über ihm so erhaben ist, als er, mit dem edelsten Vorzuge geschmückt, an's Thier gränzet. Diese Aussicht, die auf allen Gesetzen der Natur ruhet, gibt uns allein den Schlüssel seiner wunderbaren Erscheinung, mithin die einzige Philosophie der Menschengeschichte. Denn nun wird

1) der sonderbare Widerspruch klar, in dem sich der Mensch zeigt. Als Thier dienet er der Erde und hangt an ihr als an seiner Wohnstätte; als Mensch hat er den Samen der Unsterblichkeit in sich, der einen andern Pflanzgarten fordert. Als Thier kann er seine Bedürfnisse befriedigen, und Menschen, die mit ihnen zufrieden sind, befinden sich sehr wohl hienieden. Sobald er irgend eine edlere Anlage verfolgt, findet er überall Unvollkommenheiten und Stückwerk; das edelste ist auf der Erde nie ausgeführt worden, das reinste hat sel-

---

[1]) Praktisch ist das, was auf das thun, handeln, ausführen Bezug hat. Viele beziehen es einseitig bloß auf das, was Geld erwirbt.

ten Bestand und Dauer gewonnen; für die Kräfte unsers Geistes und Herzens ist dieser Schauplatz immer nur eine Übungs- und Prüfungsstätte. Die Geschichte unsers Geschlechts mit ihren Versuchen, Schicksalen, Unternehmungen und Revoluzionen beweiset dieß sattsam. Hier und da kam ein weiser, ein guter und streute Gedanken, Rathschläge und Thaten in die Flut der Zeiten; einige Wellen kreisten sich umher, aber der Strom riss sie hin und nahm ihre Spur weg; das Kleinod ihrer edlen Absicht sank zu Grunde. Narren herrschten über die Rathschläge der Weisen, und Verschwender erbten die Schätze des Geistes ihrer sammelnden Eltern. So wenig das Leben des Menschen hienieden auf eine Ewigkeit berechnet ist, so wenig ist die runde, sich immerbewegende Erde eine Werkstätte bleibender Kunstwerke, ein Garten ewiger Pflanzen, ein Lustschloss ewiger Wohnung. Wir kommen und gehen; jeder Augenblick bringt tausende her und nimmt tausende hinweg von der Erde; sie ist eine Herberge für Wanderer, ein Irrstern, auf dem Zugvögel ankommen und Zugvögel wegeilen. Das Thier lebt sich aus, und wenn es auch höhern Zwecken zufolge sich den Jahren nach nicht auslebt, so ist doch sein innerer Zweck erreicht; seine Geschicklichkeiten sind da und es ist, was es sein soll. Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde; denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren Organisazionen ist zugleich das unausgebildetste in seiner eigenen neuen Anlage, auch wenn er lebenssatt aus der Welt wandert. Die Ursache ist offenbar die, dass sein Zustand, der letzte für diese Erde, zugleich der erste für ein anderes Dasein ist, gegen den er wie ein Kind in den ersten Übungen hier erscheinet. Er stellet also zwo Welten auf einmal dar, und das macht die anscheinende Duplizität seines Wesens.

2) Sofort wird klar, welcher Theil bei den meisten hienieden der herrschende sein werde. Der größeste Theil des Menschen ist Thier; zur Humanität hat er bloß die Fähigkeit auf die Welt gebracht, und sie muß ihm durch Mühe und Fleiß erst angebildet werden. Wie wenigen ist es nun auf die rechte Weise angebildet worden! und auch bei den besten, wie fein und zart ist die ihnen aufgepflanzte göttliche Blume! Lebenslag will das Thier über den Menschen herrschen und die meisten lassen es nach Gefallen über sich regieren. Es

ziehet also unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf, wenn das Herz in einen freien Kreis will; und da für ein sinnliches Geschöpf die Gegenwart immer lebhafter ist, als die Entfernung, und das sichtbare mächtiger auf dasselbe wirkt, als das unsichtbare: so ist leicht zu erachten, wohin die Wage der beiden Gewichte überschlagen werde. Wie wenig reiner Freuden, wie wenig reiner Erkenntnis und Tugend ist der Mensch fähig! und wenn er ihrer fähig wäre, wie wenig ist er an sie gewöhnt! Die edelsten Verbindungen hienieden werden von niedrigen Trieben, wie die Schifffahrt des Lebens von widrigen Winden gestört, und der Schöpfer, barmherzig strenge, hat beide Verwirrungen ineinander geordnet, um eine durch die andre zu zähmen und die Sprosse der Unsterblichkeit mehr durch rauhe Winde, als durch schmeichelnde Weste in uns zu erziehen. Ein viel versuchter Mensch hat viel gelernt; ein träger und müßiger weiß nicht, was in ihm liegt, noch weniger weiß er mit selbst gefühlter Freude, was er kann und vermag. Das Leben ist also ein Kampf und die Blume der reinen, unsterblichen Humanität eine schwererrungene Krone. Den Läufern steht das Ziel am Ende; den Kämpfern um die Tugend wird der Kranz im Tode.

14. Worterklärungen des erhabenen.

Hoch nennen wir, was über uns ist; Höhe (wie Tiefe, Weite, Entfernung) bezeichnet nicht den Gegenstand, sondern sein Verhältnis zu uns, seine Gegend. Keine Höhe ist also ohne Maß zu uns. Größe hat ihr Maß in sich und kann Maß eines anderen werden; Höhe hat ihr Maß außer sich, im Vergleich der Gegenstände, die unter ihr liegen. Auch ein Punkt in der Höhe ist ein hoher Punkt, ob er gleich keine Größe in sich hat; er senkt aber Linien herab, die das niedere bestimmen, messen, ordnen. Der große Gegenstand darf mit mir auf einem Boden stehen; er wird nur dann hoch, wenn er über mich und anderes emporraget. Dagegen darf eine Höhe, Weite, Tiefe auch leer sein; sie bleiben doch, was sie sind, Regionen. Ist keine Höhe ohne Maß zu uns, wie nennen wir das, wo dieses Maß fehlt? Wir nennen es für uns zu hoch, unerreichbar, unersehlich.

Sich ins unersehliche, ins völlig unbekannte, woher auch kein Stral zu uns gelangt, hinaufschwindeln, verräth oder verursacht ein wüstes Haupt. Das grenzen- und maßlose leere, in dem wir selbst keinen Punkt haben, ist ein leerer Traum, ein bodenloser Abgrund. Ist Höhe nicht ohne Maß zu uns, so ist auch dem Worte nach die Empfindung, die wir ihr weihen, Hochachtung. Ich achte hoch, was über mir ist, denn es ist hoch. Verlieren wir uns in Betrachtung darüber, so heißt es staunen. Erstaunen ist's, wenn uns die Empfindung schnell ergreift; es wird ein Höhenmaß an uns gelegt, das wir noch nicht kannten.

Ein ähnliches, doch nicht dasselbe, ist's mit dem Anblicke der Tiefe und Weite. Entsetzen nennen wir das Gefühl, das uns ergreift, wenn wir in die Tiefe hinabschauen; wenn dieses Gefühl sich mit Furcht mischt, Schauder. In beiden setzt uns die Natur auf unseren Mittelpunkt zurück, uns vor dem Sturz zu sichern; Schwindel wirft uns hinunter. Selbst den schönen Himmel über oder unter uns, z. B. im hellen See zu sehen, gibt nicht einerlei Eindruck. Aufwärts erhebt sich unser Blick, er beflügelt unsere Gedanken; der in der Tiefe zurückgestralte Himmel gibt ein ruhiges Bild, das vor uns schwimmt, in dem wir uns spiegeln oder sanft versinken. Der Anblick der Weite endlich erhebt nicht, sondern weitet unsere Seele. Eine große Ebene, wenn nicht Tumult und Gewühl sie zertheilen, oder fremde Gefühle der Finsternis, der Gefahr, der Einsamkeit u. s. unserem Gefühle Entsetzen, Schauder, Grauen, Angst hinzu mischen, gibt einen frohen, ruhigen Anblick. Man hat den Begriff des erhabenen verwirrt, wenn man alle diese zum Theil einander widrigen fremden Gefühle zusammenmischte. Insonderheit ist der Eindruck der Höhe und Tiefe dem Naturmenschen sehr verschieden. Alle Nazionen, welche die freie Weite lieben, ist die Höhe Himmel; die Hölle war ihnen ein Abgrund, wohl gar eine enge Spalte, ein grausenvoller Kerker.

Erhoben ist, was durch eigene oder fremde Kräfte emporstieg; unserem Gefühle nach geschieht ohne Mühe kein heben. Die Sprache abstrahiert von dieser Mühe des hebens, wenn sie das, was in der höheren Region seiner Natur nach ist, erhaben nennt, ob dieses Wort gleich eigentlich nicht den Ort, sondern die Form bezeichnet. Eine erhabene Form geht aus einer Fläche hervor, so wie eine hohe Ge-

stalt in sich selbst ein Höhenmaß trägt. Von Kindheit auf haben wir dieses Höhenmaß üben gelernt; der Begriff der Höhe zeichnete sich uns früh in die Seele. Was hoch ist, wird weit gesehen, von einer Höhe sieht man weit umher, man sieht vieles unter sich, niedrig. Eine Höhe zu erklimmen kostet Mühe; sie zu erschwingen bedarf's Flügel: daher in allen Sprachen das hohe ein Ausdruck der Vortrefflichkeit ward. Ein hoher Muth (Hochgemuth) erstrebt die Höhe; ein hoher Sinn hat sie durch Natur inne. Hohe Gedanken wandeln auf ihr; hohe Begierden streben hinauf.

Was sagen nun aber erhabene Gefühle? was will das Gefühl des erhabenen? Erhabene Gefühle können keine anderen sein, als die sich wirklich erhaben, d. i. vom niedrigen entfernt, in einer Höhe fühlen. Sie stehen nicht drunten und krümmen sich hinauf; sie fühlen sich droben. Ein Gefühl des erhabenen oder am erhabenen kann nichts als die Empfindung seiner Höhe und Vortrefflichkeit sein, mit einem Maß zu sich selbst, vielleicht auch mit Sehnsucht, zu ihm zu gelangen, gewis aber mit der Hochachtung, die dem erhabenen gebührt. Dieses Gefühl heißt Erhebung. Es erhebt zum erhabenen Gegenstande; über uns selbst gehoben, werden wir mit ihm höher, umfassender, weiter. Nicht Krampf ist dieses Gefühl, sondern Erweiterung unserer Brust, Aufblick und aufstreben, Erhöhung unseres Daseins. Verwirrungen der Begriffe sind's, wenn man das erhabene in Nacht und Nebel, in Hölen und Tiefen, im grausenden, furchtbaren, gar im formlosen sucht und sich daselbst formlos verlieret. Verwirrung der Gefühle ist's, wenn man die seligste Empfindung, über sich selbst erhoben zu werden, zum Kampf der Titanen macht, die, von der ihnen unangemessenen Höhe angezogen und hinabgeschleudert, in der grausen Tiefe ihr Grab fanden.

V. Göthe.

1. Jugendjahre 1749—1775.

Joh. Wolfgang Göthe ward geboren am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main. Von seinem Vater empfieng er einen streng ge-

V. Ausführliche Biografie: Göthe's Leben von J. W. Schäfer. 2 Bde. Bremen 1851. — Göthe's Leben u. Werke in chronol. Tafeln von E. J.

regelten Unterricht. Am 3. Aprill 1764 sah er die Kaiserkrönung Josefs II., die er selbst später beschrieben hat. 1765 studierte er in Leipzig die Rechtskunde; aber seine innere Neigung zog ihn zur Poesie und Kunst. 1770 nach Straßburg, wo er mit Herdern bekannt wurde. Jugendlieder. Über altdeutsche Baukunst. 1772 als Dr. der Rechte zu Wetzlar. Freundschaft mit Merk in Darmstadt. 1773 schrieb er zu Frankfurt den Götz von Berlichingen; 1774 Wertherische Briefe; der König in Thule (Ballade). Rheinreise mit Lavater und Basedow. Nach Frankfurt zurückgekehrt beginnt er den Faust, dichtet den Mahomet, Prometheus u. a. Bekanntschaft mit Stolberg, Jung-Stilling, Klopstock, Knebel u. a. 1775 erste Schweizerreise. Karl August, Herzog von Weimar, lädt in Frankfurt den Dichter ein, ihm nach Weimar zu folgen.

2. Lehrjahre in Weimar 1775—1786.

Vertrautes zusammenleben mit dem Herzog. Göthe geheimer Rath und später Minister. Wieland, Klinger und Herder in Weimar. 1778 und folg. Wilh. Meister (Roman). Der Fischer. 1779 Iphigenie auf Tauris (Bearbeitung in Prosa). Mit dem Herzog in der Schweiz. 1780 Briefe aus der Schweiz. 1781 Beginn des Tasso und des Egmont. 1782 der Sänger; die Fischerin. 1783 zweite Harzreise („Über allen Gipfeln ist Ruh"). Höhere Vergnügungen in den Gesellschaftskreisen Weimars; reges Interesse für Poesie und Theater (Öser, Jacobi, Herder, Knebel, Frau v. Stein). Fortsetzung des Wilh. Meister. 1785 in Karlsbad. Größeres Interesse für die Naturwissenschaften; Natur- und Kunststudien; darum 1786 nach Italien.

3. Klassische Meisterjahre 1786—1806.

Aufenthalt in Rom, Neapel und Sizilien. Der Dichter beobachtet, studiert und genießt; die Natur und die Werke der Kunst wirken mächtig auf ihn ein; fortgesetzte Übungen im zeichnen. Iphigenie

---

Saupe. Gera 1854. — Göthe's Prosa, Auswahl von J. W. Schäfer. 2 Bde. Cotta 1848. — Göthe's Gedichte, Auswahl von J. W. Schäfer. 1 Bd. Cotta 1854.

in Verse gebracht; auch der Egmont wird umgearbeitet. In Rom Kunstbetrachtungen mit Heinrich Meyer (von Zürich). Im Juni 1788 nach Weimar zurück. Im Herbst erstes zusammentreffen mit Schiller. Römische Elegien. Vollendung des Tasso (1789). 1790 botanische Untersuchungen: die Metamorphose der Pflanzen; Entwurf der Farbenlehre. 1792 begleitet er den Herzog Karl August auf dem Feldzuge in die Champagne. Nach seiner Rückkehr beginnt er, den Welthändeln abgeneigt, den Reineke Fuchs (1793). Der Leitung des Theaters widmet er viel Zeit und Kräfte. 1794 ladet ihn Schiller zur Theilnahme an der Zeitschrift „Horen" ein. Allmähliche Annäherung der beiden großen Dichter; regelmäßiger Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. Die Bekanntschaft mit dem feurig strebenden Schiller war für Göthe eine neue Anregung zum dichterischen schaffen. In den „Horen" (1795—97), an denen auch Herder, W. Humboldt, A. W. Schlegel, Voß u. a. mitarbeiteten, erschienen von Göthe: die Episteln (in Hexametern), die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Elegien, Benvenuto Cellini (Lebensgeschichte dieses berühmten Goldschmieds und Bildhauers, 1500 geb. zu Florenz).

Die flaue Aufnahme und hämische Beurtheilung der Horen erweckte in Göthe und Schiller den Entschluss, gemeinschaftlich ein strenges Gericht über ihre anmaßenden Gegner zu halten, daher die Epigramme, ähnlich den Xenien des Martial, im Musenalmanach. 1797 Hermann und Dorothea, während Schiller am „Wallenstein" arbeitet und Napoleon nach der Militärherrschaft strebt. Balladendichtung im Wetteifer mit Schiller; Göthe dichtete den Schatzgräber, den Zauberlehrling. Dritte Reise nach der Schweiz; mit seinem Kunstfreunde Meyer am Zürichsee. 1800 Göthe's und Schillers gemeinsame Thätigkeit für das Theater in Weimar.

Im Jahre 1802 entstanden: Schäfers Klagelied, Dauer im Wechsel, Hochzeitlied (der Graf und die Zwerge), naturwissenschaftliche Aufsätze (die Farbenlehre); nebenbei leitet er das Weimarer Theater, auf welchem u. a. Schillers Braut von Messina, die Jungfrau von Orleans und Göthe's die natürliche Tochter aufgeführt werden; 1804 auch Wallensteins Lager, Wil-

helm Tell, Göthe's Götz. Mit Meyer begann er Winkelmann und sein Jahrhundert. 1805 Trauer um Schillers Tod; Epilog zu Schillers Glocke.

4. Göthe im Alter 1806—1832.

Die Auflösung des Reiches (Rheinbund, Schlacht bei Jena) und die Wirren des Krieges regen den deutschen Volksgeist auf; Arnim und Brentano sammeln die Volkslieder („des Knaben Wunderhorn"), Görres zieht die deutschen Volksbücher hervor. Göthe hält sich aufrecht durch seine Studien und lässt 1807 den ersten Theil des Faust erscheinen. Diese an eine Volkssage des 16. Jahrhunderts knüpfende dramatische Dichtung kann erst im reifern Alter gehörig verstanden werden. Erläuterungen haben wir von Ed. Meyer, H. Dünzer, Hartung und E. J. Saupe. Von nun an ist Göthe's Thätigkeit meist der Wissenschaft und der Prosa zugewendet, besonders der Romanform. Zur Erholung geht er mehrmals nach Karlsbad. Göthe genießt Ansehen in den höchsten Kreisen, kommt mit Napoleon und Kaiser Alexander zu Erfurt zusammen (1808). Im folgenden Jahre arbeitet er an der Farbenlehre und an den Wahlverwandtschaften und beginnt dann die Selbstbiografie Dichtung und Wahrheit. Bei seinem 9. Aufenthalte in Karlsbad (1812) schreibt er Gedichte auf die Ankunft des Kaisers und der Kaiserin von Österreich. Die Ereignisse des Jahres 1813 veranlassen ihn zu stiller litterarischer Thätigkeit (Aufsätze, Gedichte: die wandelnde Glocke, der getreue Eckart, der Totentanz). Seine Natur trieb ihn zum ruhigen beobachten, zu lyrischer Beschaulichkeit; darum fieng er an mit morgenländischer Poesie sich zu beschäftigen (westöstlicher Divan 1814). Seit 1815 die Cotta'sche Ausgabe seiner Werke. Naturkundliche Abhandlungen (Geschichte meines botanischen Studiums 2c.) und Beschreibung seiner Reisen. Verkehr mit Alexander Humboldt, Knebel, Zelter, Meyer u. a. In den folgenden Jahren Studien und Arbeiten für ältere und neuere Kunst, für Naturwissenschaften und andere geistige Interessen. Zahme Xenien und viele Gelegenheitsgedichte in den 20er Jahren. Stille Zurückgezogenheit. 1824 beginnt er den Briefwechsel mit Schiller zu redigieren. Die

Wanderjahre werden umgearbeitet. Redakzion des Briefwechsels mit Zelter. In den letzten Jahren seines langen Lebens arbeitet er am zweiten Theile des Faust; die Novelle vom Kinde und dem Löwen und kleine Aufsätze über fremde Litteraturen. Bei der Anordnung seiner Werke sind Riemer und Eckermann behilflich. Karl August Herzog von Weimar, mit dem er immer die innigste Freundschaft gepflogen, stirbt 1828; sein Sohn August stirbt 1830 in Rom. Göthe beendigt die Herausgabe seiner Werke in 40 Bänden. Nach Beendigung des Faust (2. Theil) stirbt er, am 22. März 1832, im 83. Lebensjahre.

15. Faust.

Die Sage vom Schwarzkünstler Doktor Faust gehört dem Zeitalter der Reformazion an. Einige Hauptzüge aus Fausts Leben (nach Simrocks Historia von Dr. Johann Fausten, dem weitbeschrieenen Zauberer und Schwarzkünstler) sind folgende. Es handelt sich nur darum, wenigstens die volkstümliche Grundlage der berühmten Göthe'schen Dichtung zu kennen.

Faust war eines Bauern Sohn, aus Rod bei Weimar gebürtig (andere sagen aus Knittlingen in Schwaben). Seine Ältern waren christliche Leute und sein Ohm, der zu Wittenberg sesshaft und ein vermögender Bürger war, hat Fausten auferzogen und wie sein Kind gehalten. Er nahm ihn zum Erben an, ließ ihn in die Schule gehen und Theologie studieren. Da Faust als ein gelehriger und gescheiter Kopf zum studieren geeignet und geneigt war, ist er bald so weit gekommen, dass er Magister und Doktor ward. Weil er aber einen hoffärtigen Kopf gehabt, wie man ihn denn allzeit den Spekulierer (Grübler) genannt hat, ist er in böse Gesellschaft gerathen, und hat ein ruch- und gottloses Leben geführt; wie es denn ein wahr Sprichwort ist: was zum Teufel will, das lässt sich nicht aufhalten. Er begab sich also gen Krakau, wo eine der Zauberei halber berühmte Hochschule war, und fand allda seines gleichen, die mit chaldäischen, persischen und griechischen Worten und Beschwörungsformeln umgiengen. Das gefiel dem Dr. Faust wohl; er spekulierte und studierte darin Tag und Nacht und wollte sich hernach nimmer Theolog nennen lassen, sondern ward ein Weltmensch, ein Sternseher (Astrolog) und Mathematiker, nannte sich einen Doktor der Medizin, half auch vielen Leuten mit Kräutern, Wurzeln und Rezepten, und war dabei redselig und in der göttlichen Schrift wohlerfahren. Faustens Sinn war dahin gerichtet, das zu lieben, was nicht zu lieben war; dem trachtete er Tag und Nacht nach; er wollte alle Gründe von Himmel und Erden erforschen, denn sein leichtfertiger Vorwitz stachelte und reizte ihn also, dass er sich auf eine Zeit vornahm, etliche zauberische Vokabeln, Figuren und Beschwörungen zu versuchen und ins Werk zu setzen,

damit er den Teufel vor sich fordern möchte. In einem Walde, auf einem Kreuzwege machte er mit einem Stab etliche Zirkel und beschwor also den Teufel in der Nacht zwischen 9 und 10 Uhr. Der böse Geist aber suchte ihn zu äffen, machte ein großes Geräusch und erschien unter allerlei Gestalten, als Drache, feurige Kugel, und endlich als alter Mann. Diesen forderte Faust auf, dass er morgen nachts um 12 Uhr in seiner Behausung erscheine; und als er sich einfand, machte Faust wieder allerlei Gaukelspiel und forderte vom bösen Geiste, dass er ihm solle unterthänig sein und ihm alle Fragen beantworten, die er an ihn richten werde. Der böse will sich aber auf nichts einlassen, bis ihm von seinem obersten Herrn Gewalt gegeben sei. Ein andermal trug Faust sein Begehren wieder vor. Darauf antwortete der böse Geist, Mephistopheles genannt, dass er ihm in allem willfahren und gehorsamen wollte, sofern er ihm dagegen auch etliche Artikel leistete. Nämlich Faust solle ihm versprechen, dass er sein, des Geistes, eigen sein wolle, und dass er solches zu mehrerer Bekräftigung mit seinem eigenen Blute bezeugen und sich ihm also verschreiben wolle, dass er drittens allen christgläubigen Menschen feind sein wolle, und dass er endlich den christlichen Glauben abschwöre. Dafür solle Faust alles haben, wornach sein Herz gelüste. Faust versprach dieß alles dem Mephistopheles, und so begab er sich in die Schlingen des bösen. Der verstockte und verwegene Faust, der mit sich und der Welt zerfallen war und nur von einem Geiste der andern Welt Hilfe hoffte, setzte diesem eine briefliche Urkunde auf und unterschrieb sie mit seinem Blute. Diese Urkunde lautet „Ich Johann Faust bekenne öffentlich und in Kraft dieses Briefes: Nachdem ich mir vorgenommen, die Elemente zu erforschen, da ich aber solches mit meinem Kopfe und von andern Menschen nicht erlernen kann, so habe ich dem Mephistopheles, dem Diener des höllischen Fürsten, mich untergeben, damit er mich solches lehre, und auf dass er mir gehorsam sei. Dagegen verspreche ich ihm hinwieder, dass er, so das 24ste Jahr verlaufen, mit mir nach seinem Gefallen zu schalten und zu walten die Macht haben solle. Dazu absage ich allen denen, die da leben, allem himmlischen Heer und allen Menschen. Zu fester Urkunde und mehrerer Bekräftigung habe ich diesen Revers mit eigener Hand und mit meinem eigenen Blute geschrieben und unterschrieben. Joh. Faust, Doktor." Von nun an war Mephistopheles Fausten in allem dienstbar. Faust wohnte im Hause seines frommen Oheims mit einem jungen Schüler Kristof Wagner, der sein Diener (Famulus) war. Dieser fand auch Gefallen an dem Gaukelspiele des bösen Geistes, der im Hause gewöhnlich in der Gestalt eines grauen Alten oder eines schwarzen zottigen Hundes erschien. Faust hatte täglich die besten Speisen, denn er hatte eine zauberische Kunst: sobald er das Fenster aufthat und einen Vogel nannte, den er haben wollte, flog er ihm zum Fenster herein. Obgleich es ihm an nichts fehlte, so hatte er doch keine innere Ruhe und Zufriedenheit. Darum ergab sich Faust auf anrathen und mit Beihilfe des

bösen einem liederlichen, unzüchtigen Leben. Nur zuweilen, wenn der böse ihm erzählte, wie Luzifer anfangs ein Engel gewesen, aber hernach zu Fall gekommen und von Gott in die Hölle verstoßen sei, regte sich in Faust der gute Geist, und er sprach: wie wird es mir ergehen, da ich auch von Gott abgefallen und ungläubig und vermessen bin? Aber er verharrte verstockt seinem Vorwitze, seiner Zauberei und bösen Lust.

Fausts Abenteuer und Fahrten wollen wir nicht alle erzählen. Bei allen Streichen war ihm der Teufel behilflich. Er führt ihn sogar in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg, wo die Hechsen tanzen, ferner zu Trinkgelagen, wo Mephistopheles liederlichen Gesellen Wein zum besten gibt, u. dergl.

So war nun Faust ins 24. Jahr seines Bündnisses gekommen, und als sein Ende herannahete, vermachte er alles seinem Famulus Wagner. Er fieng nun an zu klagen und seinen gottlosen Lebenswandel zu bereuen, aber es war zu spät, der Teufel kam und holte Fausten ab.

Auswahl aus Göthe's Werken.

A. Poesie.

1. Episch-lyrische Dichtungen und Lieder.

16. Erlkönig.

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
er hat den Knaben wohl in dem Arm,
er fasst ihn sicher, er hält ihn warm.

2. Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.

3. „Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„gar schöne Spiele spiel' ich dir;
„manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
„meine Mutter hat manch gülden Gewand."

4. Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
in dürren Blättern säuselt der Wind.

5. „Willst feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
„und wiegen und tanzen und singen dich ein."

6. Mein Vater, mein Vater und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau.

7. „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
er hält in den Armen das ächzende Kind,
erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
in seinen Armen das Kind war tot.

17. Der Zauberlehrling.

(Vergl. Eukras und Pankras im I. Bd. des Littb. Nr. 59.)

1. Hat der alte Hexenmeister
sich doch einmal wegbegeben!
und nun sollen seine Geister
auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
merkt' ich und den Brauch,
und mit Geistesstärke
thu' ich Wunder auch

Walle! walle
manche Strecke,
dass, zum Zwecke,
Wasser fließe,
und mit reichem vollem Schwalle
zu dem Bade sich ergieße.

2. Und nun komm, du alter Besen!
nimm die schlechten Lumpenhüllen;
bist schon lange Knecht gewesen;
nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
oben sei ein Kopf,
eile nun und gehe
mit dem Wassertopf!

Walle! walle
manche Strecke,
dass, zum Zwecke,
Wasser fließe,
und mit reichem vollem Schwalle
zu dem Bade sich ergieße.

3. Seht, er läuft zum Ufer nieder;
wahrlich! ist schon an dem Flusse,
und mit Blitzesschnelle wieder
ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
voll mit Wasser füllt!

Stehe! stehe!
Denn wir haben

deiner Gaben
vollgemessen! —
Ach ich merk es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

4. Ach, das Wort, worauf am Ende
er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch er alte Besen!
Immer neue Güsse
bringt er schnell herein,
ach! und hundert Flüsse
stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
kann ich's lassen;
will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

5. O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
steh doch wieder still!

Willst's am Ende
gar nicht lassen?
Will dich fassen,
will dich halten,
und das alte Holz behende
mit dem scharfen Beile spalten.

6. Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
gleich, o Kobold, liegst du nieder;
krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
und ich athme frei!

Wehe! wehe!
beide Theile
stehn in Eile
schon als Knechte
völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

7. Und sie laufen! Nass und näßer
wird's im Sal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewäßer!
Herr und Meister! hör mich rufen!
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
seid's gewesen.
Denn als Geister
ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
erst hervor der alte Meister."

18. Hochzeitlied.

(Erläutert von H. Viehoff. II. 464. Götzingers deutsche Dichter 429.)

1. Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
der hier in dem Schlosse gehauset,
da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg

zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
da fand er sein Schlösselein oben;
doch Diener und Habe zerstoben.

2. Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
das heimische findest du schlimmer!
zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht
der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
ins Bett in das Stroh, ins Gestelle.

3. Und als er im willigen Schlummer so lag,
bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte die raschle so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
ein Zwerglein so zierlich mit Ampelen-Licht,
mit Rednergebärden und Sprechergewicht,
zum Fuß des ermüdeten Grafen,
der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

4. „Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
seitdem du die Zimmer verlassen,
und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
so dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
so schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedienet euch immer des Raumes!"

5. Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
die unter dem Bette gehalten;
dann folget ein singendes, klingendes Chor
possierlicher kleiner Gestalten,
und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
dass einem so hören und sehen vergeht,
wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
zuletzt auf vergoldetem Wagen
die Braut und die Gäste getragen.

6. So rennet nun alles in vollem Galopp
und kürt sich im Sale sein Plätzchen;
zum drehen und walzen und lustigen Hopp
erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
das Gräflein, es blicket hinüber,
es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

7. Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Sal
von Bänken und Stühlen und Tischen;
da will nun ein jeder am festlichen Mahl
sich neben dem andern erfrischen;
sie tragen die Würste, die Schinken so klein
und Braten und Fisch und Geflügel herein,
es kreiset beständig der köstliche Wein;
das toset und koset so lange,
verschwindet zuletzt mit Gesange.

---

8. Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
so schweige das toben und tosen.
Denn, was er so artig im kleinen gesehn,
erfuhr er, genoss er im großen.
Trompeten und klingender singender Schall,
und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
sie kommen und zeigen und neigen sich all,
unzählige, selige Leute.
So gieng es und geht es noch heute.

19. Der getreue Eckart.

(Erläutert von Götzinger 436.)

1. „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus,
sie sind's die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
sie trinken das mühsam geholte das Bier,
und lassen nur leer uns die Krüge."

2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!

Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd
und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
dann sind sie euch hold, die unholden."

3. Gesagt, so geschehn! und da naht sich der Graus
und siehet so grau und so schattenhaft aus,
doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer,
nun saust es und braust es, das wüthige Heer,
ins weite Gethal und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig." —
„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut."
„Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

5. Und der es euch anräth und der es befiehlt,
er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
der alte getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
nur hat die Bestätigung jedem gefehlt,
die habt ihr nun köstlich in Händen."

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
ein jedes den Ältern bescheiden genug
und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder es dauert zum morgenden Tag;
doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergetzt;
sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht!
so horchet und folget ihm pünktlich!
und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
dann füllt sich das Bier in den Krügen.

20. Die Kinder sie hören es gerne.

(Erläutert von Götzinger 445. Göthe 45. Bd. 333.)

1. Herein, o du guter! du alter, herein!
Hier unten im Sale da sind wir allein,
wir wollen die Pforte verschließen.
Die Mutter sie betet, der Vater im Hain
ist gangen, die Wölfe zu schießen.
O sing uns ein Märchen, o sing es uns oft,
daſs ich und der Bruder es lerne;
wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
die Kinder sie hören es gerne.

2. „Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
verläſst er das hohe, das herrliche Haus,
die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun so eilig zum Pförtchen hinaus,
was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geschwind?
Was trägt er so rasch in die Ferne?
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind. —“
Die Kinder sie hören es gerne.

3. „Nun hellt sich der Morgen, die Welt ist so weit,
in Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
in Dörfern erquickt man den Sänger.
So schreitet und heischt er undenkliche Zeit,
der Bart wächst ihm länger und länger;
doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,
wie unter dem glücklichsten Sterne,
geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind —“
Die Kinder sie hören es gerne.

4. „Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
er könnte sie länger nicht fassen.
Der Vater er schaut sie, wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen;
so schön und so edel erscheint sie zugleich,
entsprossen aus tüchtigem Kerne,
wie macht sie den Vater, den theuren, so reich!“
Die Kinder sie hören es gerne.

5. Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn.
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, aufs Leben!
Erkennst du, erwiedert der alte, den Schatz,
erhebst du zur Fürstin sie gerne;
sie sei dir verlobet auf grünendem Platz —"
Die Kinder sie hören es gerne.

6. „Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
sie möchte vom Vater nicht scheiden.
Der alte er wandelt nun hier und bald dort;
er träget in Freuden sein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
die Enkelein wohl in der Ferne;
sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht —"
Die Kinder sie hören es gerne.

7. Er segnet die Kinder, da poltert's am Thor,
der Vater da ist er! Sie springen hervor;
sie können den alten nicht bergen —
„„Was lockst du die Kinder! du Bettler! du Thor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verlies den verwegenen fort!""
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder sie hören es gerne.

8. Die Schergen sie lassen den würdigen stehn,
und Mutter und Kinder sie bitten so schön;
der fürstliche stolze verbeißet
die grimmige Wuth, ihn entrüstet das flehn,
bis endlich sein schweigen zerreißet.
„„Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch recht! —""
Die Kinder sie hörens nicht gerne.

9. Noch stehet der alte mit herrlichem Blick,
die eisernen Schergen sie treten zurück,

es wächst nur das toben und wüthen.
„„Schon lange verflucht' ich mein eh'liches Glück,
das sind nun die Früchte der Blüten!
Man läugnete stets und man läugnet mit Recht,
dass je sich der Adel erlerne,
die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht —""
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

10. „Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
die heiligsten Bande verwegentlich löst,
so kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,
euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg die ist meine! Du hast sie geraubt,
mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt! —""
Die Kinder sie hören es gerne.

11. „Rechtmäßiger König er kehret zurück,
den treuen verleiht er entwendetes Glück;
ich löse die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
heut' einen sich selige Sterne,
die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut —"
Die Kinder sie hören es gerne.

21. Mai.

Die Nachtigall sie war entfernt,
der Frühling lockt sie wieder;
was neues hat sie nicht gelernt,
singt alte liebe Lieder.

22. Frühling.

Das holde Thal hat schon die Sonne wieder
mit Frühlingsblüt' und Blumen angefüllt,
die Nachtigall singt immer neue Lieder
dem Hochgefühl, das ihr entgegen quillt;
erfreue dich der gottverlieh'nen Gaben!
Froh, wie er dich erschuf, will er dich haben.

23. Wandrers Nachtlied.

Über allen Gipfeln
ist Ruh',
in allen Wipfeln
spürest du
kaum einen Hauch;
die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur! Balde
ruhest du auch.

24. Erinnerung.

Willst du immer weiter schweifen?
sieh', das gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
denn das Glück ist immer da.

2. Lyrische Gesänge (Oden) und lehrhafte Gedichte.

25. Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
ohne Regung ruht das Meer,
und bekümmert sieht der Schiffer
glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite,
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
reget keine Welle sich.

26. Mahomets Gesang [1].

Seht den Felsenquell
freudehell,
wie ein Sternenblick.
Über Wolken
nährten seine Jugend
gute Geister
zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
tanzt er aus der Wolke
auf die Marmorfelsen nieder,
jauchzet wieder
nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
jagt er bunten Kieseln nach,
und mit frühem Führertritt
reißt er seine Bruderquellen
mit sich fort.
Drunten werden in dem Thal
unter seinem Fußtritt Blumen,
und die Wiese
lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
keine Blumen,
die ihm seine Knie' umschlingen,

---

[1]) In einem projektierten Drama „Mahomet" sollten Ali und Fatime diese Hymne als Wechselgesang zu Ehren ihres Meisters auf dem höchsten Punkte des gelingens vortragen. Es ist das Bild eines tüchtigen wirksamen Lebens, von seinem Beginn bis zum Ende.

ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
nach der Ebne dringt sein Lauf
schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
sich gesellig an. Nun tritt er
in die Ebne silberprangend,
und die Ebne prangt mit ihm,
und die Flüsse von der Ebne
und die Bäche von den Bergen
jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
mit zu deinem alten Vater,
zu dem ew'gen Ozean,
der mit ausgespannten Armen
unser wartet,
die sich, ach, vergebens öffnen,
seine sehnenden zu fassen;
denn uns frisst in öder Wüste
gier'ger Sand; die Sonne droben
saugt an unserm Blut; ein Hügel
hemmet uns zum Teiche! Bruder,
nimm die Brüder von der Ebne,
nimm die Brüder von den Bergen
mit, zu deinem Vater mit! —
Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
herrlicher; ein ganz Geschlechte
trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumpfe
gibt er Ländern Namen; Städte
werden unter seinem Fuß.
Unaufhaltsam rauscht er weiter,
lässt der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
seiner Fülle, hinter sich.

Zedernhäuser trägt der Atlas
auf den Riesenschultern; sausend
wehen über seinem Haupte
tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
seine Schätze, seine Kinder
dem erwartenden Erzeuger
freudebrausend an das Herz.

27. Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte
heilige Vater
mit gelassener Hand
aus rollenden Wolken
segnende Blitze
über die Erde sä't,
küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
kindliche Schauer
treu in der Brust.

Denn mit Göttern
soll sich nicht messen
irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
und berührt
mit dem Scheitel die Sterne,
nirgends haften dann
die unsichern Sohlen,
und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen
markigen Knochen
auf der wohlgegründeten
dauernden Erde:
reicht er nicht auf,
nur mit der Eiche
oder der Rebe
sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?

Daſs viele Wellen
vor jenen wandeln,
ein ewiger Strom;
uns hebt die Welle,
verſchlingt die Welle,
und wir verſinken.

Ein kleiner Ring
begränzt unſer Leben,
und viele Geſchlechter
reihen ſich dauernd
an ihres Daſeins
unendliche Kette.

28. Adler und Taube.

(Oft kommt ein Riſs in die friſche Schwungkraft des Lebens; du wirſt dich zuletzt doch bequemen und genügſam dir aufhelfen müßen, wie es die Taube räth. Darum ſei immerhin ein Adler, aber werde zugleich wie eine Taube. Wer aber eine Taube von Hauſe aus iſt, der verſteht freilich einen Adlerſchmerz nicht. — Eine Fabel, die ſich der Parabel nähert. Freier Rythmus.)

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
nach Raub aus;
ihn traf des Jägers Pfeil und ſchnitt
der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er ſtürzt hinab in einen Myrtenhain,
fraß ſeinen Schmerz drei Tage lang,
und zuckt an Qual
drei lange, lange Nächte lang;
zuletzt heilt ihn
allgegenwärt'ger Balſam
allheilender Natur.
Er ſchleicht aus dem Gebüſch hervor
und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeſchnitten —
hebt ſich mühſam kaum
am Boden weg
unwürd'gem Raubbedürfnis nach,
und ruht tieftrauernd
auf dem niedern Fels am Bach;
er blickt zur Eich' hinauf,
hinauf zum Himmel,
und eine Träne füllt ſein hohes Aug'.
Da kommt muthwillig durch die Myrten-
äſte
dahergerauſcht ein Taubenpaar,
läſſt ſich herab und wandelt nickend
über goldnen Sand am Bach,
und ruckt einander an;
ihr röthlich Auge buhlt umher,
erblickt den innigtrauernden.
Der Tauber ſchwingt neugiergeſellig ſich
zum nahen Buſch und blickt
mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerſt, liebelt er;
ſei gutes Muthes, Freund!
Haſt du zur ruhigen Glückſeligkeit
nicht alles hier?
Kannſt du dich nicht des gold'nen
Zweiges freu'n,
der vor des Tages Glut dich ſchützt?
Kannſt du der Abendſonne Schein
auf weichem Mos am Bache nicht
die Bruſt entgegen heben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen
Thau,
pflückſt aus dem Überfluſs
des Waldgebüſches dir
gelegne Speiſe, letzeſt
den leichten Durſt am Silberquell; —
O Freund, das wahre Glück
iſt die Genügſamkeit,
und die Genügſamkeit
hat überall genug.
O weiſe! ſprach der Adler, und tief ernſt
verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
o Weisheit! du redſt wie eine Taube!

29. Parabolisch.

(Die Nothwendigkeit eines tiefern Verständnisses, durch ein Gleichnis dargethan.)

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche
hinein,
da ist alles dunkel und düster,
und so sieht's auch der Herr Philister;
der mag denn wohl verdrießlich sein
und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
begrüßt die heilige Kapelle;
da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierat glänzt in schnelle,
bedeutend wirkt ein edler Schein;
dieß wird euch Kindern Gottes taugen,
erbaut euch und ergötzt die Augen!

30. Sonett.

Natur und Kunst — sie scheinen sich zu fliehen,
und haben sich, eh' man es denkt, gefunden:
der Widerwille ist auch mir verschwunden,
und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches bemühen!
und wenn wir erst in abgemess'nen Stunden
mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen;
vergebens werden ungebundne Geister
nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer großes will, muß sich zusammen raffen;
in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

31. Aufzug der vier Weltalter.

(Maskenzüge am Hofe zu Weimar. Göthe's Werke (1828) XIII. S. 201.)

Das goldne Alter

(begleitet von der Freude und der Unschuld).

Sanft wie ein Morgentraum schreit' ich hervor,
mich kennt der Mensch nicht eh' er mich verlor.
Der Jugend Schöne und der Blüten Zeit,
des Herzens Erstlinge sind mir geweiht.

Das silberne Alter

(begleitet von der Fruchtbarkeit, den Gaben des Geistes und der geselligen Fröhlichkeit.)

Was tief verborgen ruht, ruf' ich hervor;
ich gebe zwiefach, was der Mensch verlor.
Durch Kunst gepflegt wird nur in meinem Schoß
das schöne prächtig und das gute groß.

Das eherne Alter

(begleitet von der Sorge, dem Stolz und dem Geize.)

An Herrlichkeit bin ich den Göttern gleich,
das große nur zu ehren steht mein Reich;
das treffliche drängt sich zu meinem Tron,
und Ehr' und Reichtum spenden Glück und Lohn.

Das eiserne Alter

(begleitet von der Gewaltthätigkeit.)

Gewalt und Macht sind mir allein verlieh'n;
ich schreite über hoch und niedrig hin!
Unschuld und Fröhlichkeit wird mir zum Raub,
Reichtum und Gaben tret' ich in den Staub.

Die Zeit.

Ich führ' euch an. Mir leise nachzugehn
kann auch das mächtigste nicht widersteh'n.
Der Strom der Wuth versiegt' in seinem Lauf
und Freud' und Unschuld führ' ich wieder auf.

32. Faust und Wagner.

Vor dem Thore. Faust:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
durch des Frühlings holden belebenden Blick,
im Thale grünet Hoffnungsglück,
der alte Winter in seiner Schwäche
zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er fliehend nur
ohnmächtige Schauer körnigen Eises
in Streifen über die grünende Flur;
aber die Sonne duldet kein weißes:
überall regt sich Bildung und Streben,
alles will sie mit Farben beleben;
doch an Blumen fehlt's im Revier,
sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen finstern Thor
dringt ein buntes Gewimmel hervor.

Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
denn sie sind selber auferstanden,
aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
aus der Straßen quetschender Enge,
aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
durch die Gärten und Felder zerschlägt,
wie der Fluſs in Breit' und Länge
so manchen lustigen Nachen bewegt,
und bis zum sinken überladen
entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
hier ist des Volkes wahrer Himmel,
zufrieden jauchzet groß und klein:
hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Wagner:

Mit euch, Herr Doktor, zu spazieren
ist ehrenvoll und ist Gewinn;
doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
weil ich ein Feind von allem rohen bin.
Das fiedeln, schreien, kegelschieben
ist mir ein gar verhaſster Klang;
sie toben wie vom bösen Geist getrieben,
und nennen's Freude, nennen's Gesang.

3. Gedichte in antiker Form.*) Epigramme und Xenien.

33. Epistel.

Jetzt, da jeglicher liest, und viele Leser das Buch nur
ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen,
soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das schreiben
schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
daſs auch andere wieder darüber meinen und immer
so ins unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm
günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe,
wenn auch hundert Gesellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
unsrer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
leider oft sie gesehn. Was sollte man oder was könnten
biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?

---

*) „Hermann und Dorothea" sollte ganz gelesen werden. Alle größeren Dichtungen von Göthe und Schiller sind bei Cotta auch einzeln erschienen.
Nr. 33 in den „Horen" 1795. Vers 12: und noch besondrer.

Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
in vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
glänzet fruchtbar die Gegend; es bringen liebliche Lüfte
über die wallende Flut mir duftende Kühlung herüber,
und dem heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.
Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlöschen,
und viel tiefer präget sich nicht der Eindruck der Lettern,
die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen, denn freilich an viele
spricht die gedruckte Kolumne; doch bald, wie jeder sein Antlitz,
das er im Spiegel gesehen, vergisst, die behaglichen Züge,
so vergisst er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.
Reden schwanken so leicht herüber hinüber, wenn viele
sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
nur sich selbst im Worte vernimmt, das der andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders; es liest nur ein jeder
aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
in das Buch sich hinein, amalgamiert sich das fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.
Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir: es bildet
nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gerne, was uns're Meinung bestätigt;
aber das hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eilet
unser befreites Gemüt, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so must du
schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, allen
magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.
Wäre Homer von allen gehört, von allen gelesen,
schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
wer er sei, und klinget nicht immer im hohen Palaste,
in des Königes Zelt die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
auf dem Markte sich besser, (da) wo sich der Bürger versammelt?

„Horen" V. 38: Soll ich sagen, wie ich es denke? so scheint mir es bildet ꝛc.
V. 41: macht nicht meinen, denn was —

Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört' ich einmal am wohlgepflasterten Ufer
jener neptunischen Stadt, die den geflügelten Löwen *)
aufgestellt hat, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
die Utopien heißt. Ich weiß nicht ob sie ein andrer
dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere
links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
in ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
essen und trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
völlig vergessen und jeglicher Noth; da fieng sich im stillen
aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirt; er brachte nur immer
desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
billig zu machen, Herr Wirt! Er aber mit finsterem Auge
sah von der Seite mich an, ergriff den Knüttel und schwenkte
unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
gleich den Wirt, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:
Also müss' es allen ergehn, die das heilige Gastrecht
uns'rer Insel verletzen und, unanständig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirtet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.
Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge;
denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
müßt ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,

---

*) Dieses Warzeichen Venedigs steht auf der Piazzetta. Der Löwe ist Attribut des heiligen Marcus. Über die Legende vergl. W. Menzels christl. Symbolik II. 77.

V. 60: ward ich verschlagen ans. 62: betreten. 67: und der Noth vollkommen vergessen. 70: Weniger bat ich den Wirt mir zu reichen (nach den „Horen").

die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnesorge genannt und mich von Hause vertrieben.
O so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter; du sollst dich
oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
sollst im Rathe den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüte dich wohl, dass nicht ein schändlicher Rückfall
dich zur Arbeit verleite, dass man nicht etwa das Grabscheit
oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
über dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.
So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
aller Hörer geworden, und alle wünschten des Tages
solche Wirte zu finden, ja solche Schläge zu dulden. *)

34. Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche;
guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflückt und gesä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

35. Epigramme. (Venedig 1790.)

1. Diese Gondel vergleich' ich der sanfteinschaukelnden Wiege,
und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
auf dem großen Kanal sorglos durchs Leben dahin.

2. Wenn, in Wolken und Dünste verhüllt die Sonne nur trübe
Stunden sendet, wie still wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wandrer: wie ist uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie sanft ruht sich's in stürmischer Nacht!
Aber die Göttin kehret zurück; schnell scheuche die Nebel
von der Stirne hinweg! Gleiche der Mutter Natur!

36. Xenien. (1796.)

1. Parteigeist.

Wo Parteien entstehn, hält jeder sich hüben und drüben;
viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint.

---

*) Erläutert von Viehoff („Göthe's Gedichte" Düsseldorf) II. 179. Auch in Kurz „Handb. der Nat. Litt." III. 14. Die 2. Epistel (Schäfers Auswahl 249 oder Göthe's Werke Bd. 1 S. 341) kann vorgelesen werden.

2. An die Obern.

Immer bellt man auf euch! Bleibt sitzen! Es wünschen die Beller
jene Plätze, wo man ruhig das bellen vernimmt.

3. „Luise" von Voß.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Altertums nach.

4. Ausnahme.

Warum tadelst du manchen nicht öffentlich? Weil er ein Freund ist;
wie mein eigenes Herz tadl' ich im stillen den Freund.

5. Gewohnheit.

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit,
wurzelnd, allmählich zu ihr, unüberwindlich ist sie.

6. Unveränderlich.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

7. Bemühung.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

8. Durch Irrtum zur Wahrheit.

Irrtum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfnis
immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

B. Prosa.

37. Reise auf den Gotthard. (1775.)

Am 20. Juli brachen wir nach Amsteg auf, wo man uns gebackene Fische gar schmackhaft bereitete. Hier nun, an diesem schon genugsam wilden Angebirge, wo die Reuß aus schrofferen Felsklüften hervordrang und das frische Schneewasser über die reinlichen Kiesbänke hinspielte, enthielt ich mich nicht die gewünschte Gelegenheit zu nützen und mich in den rauschenden Wellen zu erquicken.

Um drei Uhr giengen wir von da weiter; eine Reihe Saumrosse zog vor uns her, wir schritten mit ihr über eine breite Schneemasse,

und erfuhren erst nachher, dass sie unten hohl sei. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumziehen muste, und diente nunmehr zu einem geraden verkürzten Wege. Die unten durchströmenden Wasser hatten sie nach und nach ausgehöhlt, durch die milde Sommerluft war das Gewölb immer mehr abgeschmolzen, so dass sie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das hüben und drüben natürlich zusammenhielt. Wir überzeugten uns von diesem wundersamen Naturereignis, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

Wie wir uns nun immer weiter erhuben, blieben Fichtenwälder im Abgrund, durch welche die schäumende Reuß über Felsenstürze sich von Zeit zu Zeit sehen ließ.

Um halb acht Uhr gelangten wir nach Wasen, wo wir, uns mit dem rothen, schweren, sauren lombardischen Wein zu erquicken, erst mit Wasser nachhelfen und mit vielem Zucker das Ingredienz ersetzen musten, was die Natur in der Traube auszukochen versagt hatte.

Den 21. halb sieben Uhr aufwärts; die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher; der Weg bis zum Teufelsstein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger. Meinem Gefährten beliebte es hier auszuruhen; er munterte mich auf, die Ansichten zu zeichnen. Die Umrisse mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer zu steigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis ans Urner Loch, durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchgieng; was man bisher gesehen, war doch erhaben, diese Finsternis hob alles auf.

Aber freilich hatte sich der schelmische Führer das freudige erstaunen voraus vorgestellt, das mich beim Austritt überraschen muste. Der mäßig schäumende Fluss schlängelte sich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umschlossenes, aber doch genugsam weites, zur Bewohnung einladendes Thal. Über dem reinlichen Örtchen Urseren und seiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegen stunden, erhob sich ein Fichtenwäldchen, heilig geachtet, weil es die am Fuße

angesiedelten vor höher herabrollenden Schneelawinen schützte. Die grünenden Wiesen des Thales waren wieder am Fluss her mit kurzen Weiden geschmückt; man erfreute sich hier einer lange vermissten Vegetazion. Die Beruhigung war groß, man fühlte auf flachen Pfaden die Kräfte wieder belebt, und mein Reisegefährte that sich nicht wenig zu gute auf die Überraschung, die er so schicklich eingeleitet hatte.

Den 22. halb vier Uhr verließen wir unsere Herberge, um aus dem glatten Ursern Thal ins steinichte Liviner Thal einzutreten. Auch hier ward sogleich alle Fruchtbarkeit vermisst; nackte wie bemoste Felsen mit Schnee bedeckt, ruckweiser Sturmwind Wolken heran und vorbeiführend, Geräusch der Wasserfälle, das klingeln der Saumrosse in der höchsten Öde, wo man weder die herankommenden noch die scheidenden erblickte. Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken. Aber doch erheitert und erhoben fühlte man sich durch einen der schönsten, am meisten zum Bilde sich eignenden, in allen Abstufungen grandios mannichfaltigen Wasserfall, der gerade in dieser Jahreszeit vom geschmolzenen Schnee überreich begabt, von Wolken bald verhüllt bald enthüllt, uns geraume Zeit an die Stelle fesselte.

Endlich gelangten wir an kleine Nebelseen, wie ich sie nennen möchte, weil sie von den atmosphärischen Streifen kaum zu unterscheiden waren. Nicht lange so trat aus dem Dunste ein Gebäude entgegen: es war das Hospiz, und wir fühlten große Zufriedenheit, uns zunächst unter seinem gastlichen Dache schirmen zu können.

38. An J. C. Lavater. [1]

Weimar, den 21. November 1775.

Nach einem herrlichen Wintertage, den ich meist in freier Luft morgens mit dem Herzog, nachmittags mit Wieland zugebracht habe, ziemlich müde und ausgelüftet von der Eisfahrt, sitz' ich bei

---

[1]) In Zürich, wo Lavater Pfarrer war, spricht man den Namen allgemein Laväter aus (das erste a ist betont, beide a sind kurz).

Wieland, und will sehen, was ich an dich zusammenstopple über die mir geschickten Kapitel der Physiognomik. Kurz genug, und will's Gott, bündig und treffend, das ist alles. Denn ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, der ich in verbreiteter Wirtschaft und Zerstreuung von morgens zu Nacht umgetrieben werde. Wieland hat mir seine Gefühle gegeben, und so wird alles gut werden. Ich geh' auch wohl nach Leipzig. Hast du nun da was, so schreibe bei Zeiten und lass mich's ausrichten.

Weiter braucht der Herzog einen Generalsuperintendenten. Er fragte mich drum; ich nannt' ihm Herder, der, wie du vielleicht weist, noch nicht ganz gewiss nach Göttingen geht. Der Herzog trug mir auf, dich zu fragen, wen du vorschlügst. Sag' mir also ein Wort hierüber, und wen du sonst in Ermanglung Herders vorschlagen könntest.

Ich bin hier wie unter den meinigen, und der Herzog wird mir täglich werter, und wir einander täglich verbundener. — Morgen geh' ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen aufzusuchen. Mir geht alles nach Herzenswunsch, auch dir geh' es so.

39. Briefe aus Rom.

Rom, den 7. November 1786.

1. Nun bin ich sieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieser Stadt hervor. Wir gehen fleißig hin und wieder, ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche ein und die andere Villa, die grösten Merkwürdigkeiten werden ganz langsam behandelt, ich thue nur die Augen auf, und seh' und geh' und komme wieder, denn man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Gestehen wir jedoch, es ist ein saures und trauriges Geschäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben, aber man muß es denn doch thun, und zuletzt eine unschätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsere Begriffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet.

Wenn man so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannichfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse des Schicksals und so wird es dem Betrachter von anfang schwer zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten und neuen selbst auf einander. Ich suche nur erst selbst die halbverdeckten Punkte herauszufühlen, dann lassen sich erst die schönen Vorarbeiten recht vollständig nutzen; denn seit dem fünfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage haben sich treffliche Künstler und Gelehrte mit diesen Gegenständen ihr ganzes Leben durch beschäftigt.

Und dieses ungeheure wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchsten Gegenständen zu gelangen. Anderer Orten muß man das bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und steht, zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildnis, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumpfbögen und Säulen, oft alles zusammen so nah, daſs es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müſste mit tausend Griffeln schreiben, was soll hier eine Feder! und dann ist man abends müde und erschöpft vom schauen und staunen.

Rom, den 2. Februar 1787. (Bd. 27. S. 272.)

2. Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man ohne es gesehen zu haben keinen Begriff. Alles einzelne wird von den großen Massen des Lichts und Schattens verschlungen, und nur die grösten allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellsten und herrlichsten Nächte wohl und vollständig genossen. Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt das Coliseo. Es wird nachts zugeschlossen, ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler nisten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daſs der untere Theil der

Ruinen bedeckt war, und die ungeheuern Mauern oben drüber finster herausragten; wir standen am Gitter und sahen dem Phänomen zu; der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Wände, Lücken und Öffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köstlich. So muß man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet sehen, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengeist, hier ein ganz anderes Geschäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegen stehn.

Rom, den 21. Februar 1787. (Bd. 27. S. 283).

3. Morgen gehen wir nach Neapel. Ich freue mich auf das neue, das unaussprechlich schön sein soll, und hoffe in jener paradiesischen Natur wieder neue Freiheit und Lust zu gewinnen, hier im ernsten Rom wieder an das Studium der Kunst zu gehen.

Das einpacken wird mir leicht, ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöste, was mir so lieb und wert war. Ja es ist schon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel gesagt ist.

Eins habe ich über mich gewonnen, daſs ich von meinen poetischen Arbeiten nichts mitnehme als Tasso allein, zu ihm habe ich die beste Hoffnung. Wüst' ich nun, was ihr zu Iphigenien sagt, so könnte mir dieß zur Leitung dienen, denn es ist doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenstand fast noch beschränkter als jener, und will im einzelnen noch mehr ausgearbeitet sein; doch weiß ich noch nicht was es werden kann, das vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft.

Beim aufräumen fallen mir einige eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich beim durchlesen auf den Vorwurf, daſs ich mir in meinen Briefen widerspreche. Das kann ich zwar nicht merken, denn was ich geschrieben habe, schicke ich gleich fort, es ist mir aber selbst sehr wahrscheinlich, denn ich werde von ungeheuern Mächten

hin und wieder geworfen, und da ist es wohl natürlich, dass ich nicht immer weiß wo ich stehe.

Man erzählt von einem Schiffer, der von einer stürmischen Nacht auf der See überfallen, nach Hause zu steuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finsternis an ihn geschmiegt, fragte: Vater, was ist denn das für ein närrisches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns sehe? Der Vater versprach ihm die Erklärung des andern Tags, und da fand es sich, dass es die Flamme des Leuchtturms gewesen, die einem von wilden Wogen auf- und niedergeschaukelten Auge bald unten bald oben erschien.

Auch ich steuere auf einem leidenschaftlich bewegten Meere dem Hafen zu, und halte ich die Glut des Leuchtturms nur scharf im Auge, wenn sie mir auch den Platz zu verändern scheint, so werde ich doch zuletzt am Ufer genesen.

Bei der Abreise fällt einem doch immer jedes frühere scheiden und auch das künftige letzte unwillkürlich in den Sinn, und mir drängt sich, dießmal stärker als sonst, dabei die Bemerkung auf, dass wir viel zu viel Voranstalten machen um zu leben, denn so kehren auch wir, Tischbein und ich, so vielen Herrlichkeiten, sogar unserm wohlausgestatteten eigenen Museum den Rücken.

40. Brief aus Neapel.

Neapel, den 18. März 1787. (Bd. 28 S. 60.)

Nun durften wir nicht länger säumen Herculanum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu sehen. Jene alte Stadt, am Fuße des Vesuvs liegend, war vollkommen mit Lava bedeckt, die sich durch nachfolgende Ausbrüche erhöhte, so dass die Gebäude jetzt sechzig Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte sie, indem man einen Brunnen grub und auf getäfelte Marmorfußböden traf. Jammerschade, dass die Ausgrabung nicht durch deutsche Bergleute recht planmäßig geschehn; denn gewiss ist bei einem zufällig räuberischen nachwühlen manches edle Altertum vergeudet worden. Man steigt sechzig Stufen hinunter, in eine Gruft, wo man das ehemals unter freiem Himmel stehende Theater bei Fackelschein anstaunt und sich erzählen lässt, was alles da gefunden und hinaufgeschafft worden.

In das Museum traten wir wohl empfohlen und wohl empfangen. Doch war auch uns irgend etwas aufzuzeichnen nicht erlaubt. Vielleicht gaben wir nur desto besser acht und versetzten uns desto lebhafter in die verschwundene Zeit, wo alle diese Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuss um die Eigentümer umherstanden. Jene kleinen Häuser und Zimmer in Pompeji erschienen mir nun zugleich enger und weiter; enger, weil ich sie mir von so viel würdigen Gegenständen vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade diese Gegenstände nicht bloß als nothdürftig vorhanden, sondern, durch bildende Kunst auf's geistreichste und anmuthigste verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die gröste Hausgeräumigkeit nicht thun könnte.

Man sieht z. B. einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichsten Rande; näher beschaut schlägt sich dieser Rand von zwei Seiten in die Höhe, man fasst die verbundenen Halbkreise als Handhabe und trägt das Gefäß auf das bequemste. Die Lampen sind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, so dass jede Flamme ein wirkliches Kunstgebilde erleuchtet. Hohe, schlanke, eherne Gestelle sind bestimmt, die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hingegen, mit allerlei geistreich gedachten Figuren behängt, welche die Absicht zu gefallen und zu ergötzen, sobald sie schaukeln und baumeln, sogar übertreffen.

In Hoffnung wiederzukehren folgten wir den vorzeigenden von Zimmer zu Zimmer und haschten, wie es der Moment erlaubte, Ergötzung und Belehrung weg, so gut es sich schicken wollte.

41. An Herder.

(Nachdem Göthe aus Sicilien zurückgekehrt.)

Neapel, den 17. Mai 1787. (Bd. 28. S. 241.)

Hier bin ich wieder, meine lieben, frisch und gesund. Ich habe die Reise durch Sicilien leicht und schnell getrieben; wenn ich wiederkomme, sollt ihr beurteilen, wie ich gesehen habe. Dass ich sonst so an den Gegenständen klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verschafft, alles gleichsam vom Blatt wegzuspielen, und ich finde mich recht glücklich, den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben.

Nun bleibt meiner Sehnsucht kein Gegenstand mehr im Mittag, da ich auch gestern von Pästum zurückgekommen bin. Das Meer und die Inseln haben mir Genuſs und Leiden gegeben und ich kehre befriedigt zurück. Lasst mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufsparen. Auch ist hier in Neapel kein besinnens; diesen Ort werde ich euch nun besser schildern, als es meine ersten Briefe thaten. Den ersten Juni reise ich nach Rom, wenn mich nicht eine höhere Macht hindert, und anfangs Juli denke ich von dort wieder abzugehen. Ich muß euch so bald als möglich wiedersehen, es sollen gute Tage werden. Ich habe unsäglich aufgeladen und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten.

Für alles, was du liebes und gutes an meinen Schriften thust, danke ich dir tausendmal, ich wünschte immer etwas besseres auch dir zur Freude zu machen. Was mir auch von dir begegnen wird und wo, soll mir willkommen sein; wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten, als es möglich ist ohne eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten. Wenn du diese Zeit her viel aus dir selbst geschöpft hast, so hab' ich viel erworben, und ich kann einen guten Tausch hoffen.

Ich bin freilich, wie du sagst, mit meiner Vorstellung sehr ans gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daſs die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Konstitution der unsrigen bleibt mir so wenig für sie, als für Sicilien bei der seinigen zu hoffen.

In einem beiliegenden Blatte sag' ich etwas über den Weg nach Salerno und über Pästum selbst; es ist die letzte und fast möcht' ich sagen herrlichste Idee, die ich nun nordwärts vollständig mitnehme. Auch ist der mittlere Tempel nach meiner Meinung allem vorzuziehen, was man noch in Sicilien sieht.

Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse &c. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten, erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe, als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände. Lass

mich meinen Gedanken kurz so ausdrücken: sie stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das fürchterliche, wir schildern fürchterlich; sie das angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles übertriebene, alles manirierte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn, was ich sage, nicht neu ist, so hab' ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebnen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit so vielen Abwechselungen und Mannichfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe: nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort.

Ferner muß ich dir vertrauen, dass ich dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und Organisazion ganz nahe bin, und dass es das einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles übrige seh' ich auch schon im ganzen und nur noch einige Punkte müßen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heißt, die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige lebendige anwenden lassen.

42. Brief aus Rom.

Rom, den 11. August 1787. (Bd. 29. S. 58.)

Ich bleibe noch bis künftige Ostern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komme ich gewiss so weit, dass ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr sollt immer Briefe von mir haben, meine Schriften kommen nach und

nach, so habt ihr den Begriff von mir als eines abwesend lebenden, da ihr mich so oft als einen gegenwärtig toten bedauert habt.

Egmont ist fertig und wird zu Ende dieses Monats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen euer Urteil.

Kein Tag vergeht, daſs ich nicht in Kenntnis und Ausübung der Kunst zunehme. Wie eine Flasche sich leicht füllt, die man oben offen unter das Wasser stößt, so kann man hier leicht sich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet ist; es drängt das Kunstelement von allen Seiten zu.

Den guten Sommer, den ihr habt, konnte ich hier voraussagen. Wir haben ganz gleichen reinen Himmel und am hohen Tag entsetzliche Hitze, der ich in meinem kühlen Sale ziemlich entgehe. September und Oktober will ich auf dem Lande zubringen und nach der Natur zeichnen. — —

Ich habe der Herzogin einen langen Brief geschrieben und ihr gerathen, die Reise nach Italien noch ein Jahr zu verschieben. Geht sie im Oktober, so kommt sie gerade zur Zeit in dieß schöne Land, wenn sich das Wetter umkehrt, und sie hat einen bösen Spaß. Folgt sie mir in diesem und anderm, so kann sie Freude haben, wenn das Glück gut ist. Ich gönne ihr herzlich diese Reise.

Es ist sowohl für mich als für andere gesorgt und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann sich umprägen und niemand seinem Schicksale entgehen. Aus eben diesem Briefe wirst du meinen Plan sehen und ihn hoffentlich billigen. Ich wiederhole hier nichts.

Ich werde oft schreiben und den Winter durch immer im Geiste unter euch sein. Tasso kommt nach dem neuen Jahre. Faust soll auf seinem Mantel als Kurier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen, wo es nöthig ist. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin fast ein anderer Mensch als vorm Jahr.

Ich lebe in Reichtum und Überfluſs alles dessen, was mir eigens lieb und wert ist, und habe erst diese par Monate meine Zeit hier recht genossen. Denn es legt sich nun auseinander, und die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die gleich der Minerva aus dem

Haupte Jupiters, so aus dem Haupte der grösten Menschen geboren worden. Davon sollt ihr in der Folge Tage lang, wohl Jahre lang unterhalten werden.

43. Rezitazion und Deklamazion.

(1803. — Vergl. Littb. II. Anmerk. zu Nr. 113 (S. 189).

Unter Rezitazion wird ein solcher Vortrag verstanden, wie er ohne leidenschaftliche Tonerhebung, doch auch nicht ganz ohne Tonveränderung, zwischen der kalten ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt. Der Zuhörer fühle immer, dass hier von einem dritten Objekte die Rede sei.

Es wird daher gefordert, dass man auf die zu rezitierenden Stellen zwar den angemessenen Ausdruck lege und sie mit der Empfindung und dem Gefühl vortrage, welche das Gedicht durch seinen Inhalt dem Leser einflößt, jedoch soll dieses mit Mäßigung und ohne jene leidenschaftliche Selbstentäußerung geschehen, die bei der Deklamazion erfordert wird. Der rezitierende folgt zwar mit der Stimme den Ideen des Dichters und dem Eindruck, der durch den sanften oder schrecklichen, angenehmen oder unangenehmen Gegenstand auf ihn gemacht wird; er legt auf das schauerliche den schauerlichen, auf das zärtliche den zärtlichen, auf das feierliche den feierlichen Ton; aber dieses sind bloß Folgen und Wirkungen des Eindrucks, welchen der Gegenstand auf den rezitierenden macht.

Ganz anders aber ist es bei der Deklamazion oder gesteigerten Rezitazion. Hier muß ich meinen angebornen Charakter verlassen, mein Naturell verläugnen und mich ganz in die Lage und Stimmung desjenigen versetzen, dessen Rolle ich deklamiere. Die Worte, welche ich ausspreche, müssen mit Kraft und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so dass ich jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwärtig mit zu empfinden scheine.

Man könnte die Deklamierkunst eine prosaische Tonkunst nennen, wie sie denn überhaupt mit der Musik sehr viel analoges hat. Nur muß man unterscheiden, dass die Musik, ihren selbst eignen Zwecken gemäß, sich mit mehr Freiheit bewegt, die Deklamierkunst aber im Umfang ihrer Töne weit beschränkter und einem fremden

Zwecke unterworfen ist. Auf diesen Grundsatz muß der deklamierende immer die strengste Rücksicht nehmen. Denn wechselt er die Töne zu schnell, spricht er entweder zu tief oder zu hoch oder durch zu viele Halbtöne, so kommt er in das singen; im entgegengesetzten Fall aber geräth er in Eintönigkeit, die selbst in der einfachen Rezitazion fehlerhaft ist — zwei Klippen, eine so gefährlich wie die andere, zwischen denen noch eine dritte verborgen liegt, nämlich der Predigerton. Leicht, indem man der einen oder andern Gefahr ausweicht, scheitert man an dieser.

Um nun eine richtige Deklamation zu erlangen, beherzige man folgende Regeln:

Wenn ich zunächst den Sinn der Worte ganz verstehe und vollkommen inne habe, so muß ich suchen, solche mit dem gehörigen Ton der Stimme zu begleiten und sie mit der Kraft oder Schwäche, so geschwind oder langsam aussprechen, wie es der Sinn jedes Satzes selbst verlangt.

Wenn Stellen vorkommen, die durch andere unterbrochen werden, als wenn sie durch Einschließungszeichen abgesondert wären, so muß vor- und nachher ein wenig abgesetzt, und der Ton, welcher durch die Zwischenrede unterbrochen worden, hernach wieder fortgesetzt werden.

Wenn ein Wort vorkommt, das vermöge seines Sinnes sich zu einem erhöhten Ausdruck eignet, oder vielleicht schon an und für sich selbst, seiner innern Natur und nicht des darauf gelegten Sinnes wegen mit stärker artikuliertem Ton ausgesprochen werden muß, so ist wohl zu bemerken, daſs man nicht wie abgeschnitten sich aus dem ruhigen Vortrag herausreiße und mit aller Gewalt dieses bedeutende Wort herausstoße und dann wieder zu dem ruhigen Ton übergehe, sondern man bereite durch eine weise Eintheilung des erhöhten Ausdrucks gleichsam den Zuhörer vor, indem man schon auf die vorhergehenden Wörter einen mehr artikulierten Ton lege und so steige und falle bis zu dem geltenden Wort, damit solches in einer vollen und runden Verbindung mit den andern ausgesprochen werde.

So wie in der Aussprache vorzüglich empfohlen wird, die Eigennamen rein und deutlich auszusprechen, so wird auch in der Dekla-

mazion die nämliche Regel wiederholt, nur noch obendrein der stärker artikulierte Ton gefordert. Z. B.

„Nicht wo die goldne Ceres lacht,
und der friedliche Pan, der Flurenbehüter."

In diesem Vers kommen zwei bedeutende, ja den ganzen Sinn festhaltende Eigennamen vor. Wenn daher der deklamierende über sie mit Leichtigkeit hinwegschlüpft, ungeachtet er sie rein und vollständig aussprechen mag, so verliert das ganze dabei unendlich. Dem gebildeten, wenn er die Namen hört, wird wohl einfallen, dass solche aus der Mythologie der alten stammen, aber die wirkliche Bedeutung davon kann ihm entfallen sein; durch den darauf gelegten Ton des deklamierenden aber wird ihm der Sinn deutlich. Ebenso dem wenig gebildeten, wenn er auch der eigentlichen Beschaffenheit nicht kundig ist, wird der stärker artikulierte Ton die Einbildungskraft aufregen, und er sich unter diesem Namen etwas analoges mit jenem vorstellen, welches sie wirklich bedeuten.

Der deklamierende hat die Freiheit, sich eigen erwählte Unterscheidungszeichen, Pausen &c. festzusetzen; nur hüte er sich den wahren Sinn dadurch zu verletzen, welches hier eben so leicht geschehen kann, als bei einem ausgelassenen oder schlecht ausgesprochenen Worte.

Man kann aus diesem wenigen leicht einsehen, welche unendliche Mühe und Zeit es kostet, Fortschritte in dieser schweren Kunst zu machen.

Für den anfangenden Schauspieler ist es von großem Vortheil, wenn er alles, was er deklamiert, so tief spricht als nur immer möglich. Denn dadurch gewinnt er einen großen Umfang in der Stimme, und kann dann alle weitern Schattierungen vollkommen geben. Fängt er aber zu hoch an, so verliert er schon durch die Gewohnheit die männliche Tiefe und folglich mit ihr den wahren Ausdruck des hohen und geistigen. Und was kann er sich mit einer grellenden und quitschenden Stimme für einen Erfolg versprechen? Hat er aber die tiefe Deklamazion völlich inne, so kann er gewiss sein, alle nur möglichen Wendungen vollkommen ausdrücken zu können.

44. Grundgesetz der Metamorphose der Pflanzen.

(1790.)

Betrachten wir eine Pflanze, insofern sie ihre Lebenskraft äußert, so sehen wir dieß auf eine doppelte Art geschehen, zuerst durch das Wachstum, indem sie Stengel und Blätter hervorbringt, und sodann durch die Fortpflanzung, welche in dem Blüten- und Fruchtbau vollendet wird. Beschauen wir das Wachstum näher, so sehen wir, daſs, indem die Pflanze sich von Knoten zu Knoten, von Blatt zu Blatt fortsetzt, indem sie sprosst, gleichfalls eine Fortpflanzung geschehe, die sich von der Fortpflanzung durch Blüte und Frucht, welche auf einmal geschieht, darin unterscheidet, daſs sie successiv ist, daſs sie sich in einer Folge einzelner Entwickelungen zeigt. Diese sprossende, nach und nach sich äußernde Kraft ist mit jener, welche auf einmal eine große Fortpflanzung entwickelt, auf das genaueste verwandt. Man kann unter verschiedenen Umständen eine Pflanze nöthigen, daſs sie immerfort sprosse, man kann dagegen den Blütenstand beschleunigen. Jenes geschieht, wenn rohere Säfte der Pflanze in einem größeren Maße zudringen, dieses, wenn die geistigeren Kräfte in derselben überwiegen.

Eine Pflanze, welche sprosst, dehnt sich mehr oder weniger aus, sie entwickelt einen Stiel oder Stengel, die Zwischenräume von Knoten zu Knoten sind meist bemerkbar und ihre Blätter breiten sich von dem Stengel nach allen Seiten zu aus. Eine Pflanze dagegen, welche blüht, hat sich in allen ihren Theilen zusammengezogen, Länge und Breite sind gleichsam aufgehoben, und alle ihre Organe sind in einem höchst konzentrierten Zustande zunächst an einander entwickelt.

Es mag nun die Pflanze sprossen, blühen oder Früchte bringen, so sind es doch immer dieselben Organe, welche in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veränderten Gestalten die Vorschrift der Natur erfüllen. Dasselbe Organ, welches am Stengel als Blatt sich ausdehnt und eine höchst mannichfaltige Gestalt angenommen hat, zieht sich nun im Kelche zusammen, dehnt sich im Blumenblatte wieder aus, zieht sich in den Geschlechtswerkzeugen zusammen, um sich als Frucht zum letztenmale auszudehnen.

Es versteht sich von selbst, dass wir ein allgemeines Wort haben müsten, wodurch wir dieses in so verschiedene Gestalten metamorphosierte Organ bezeichnen und alle Erscheinungen seiner Gestalt damit vergleichen könnten; gegenwärtig müssen wir uns damit begnügen, dass wir uns gewöhnen, die Erscheinungen vorwärts und rückwärts gegen einander zu halten. Denn wir können eben so gut sagen, ein Staubwerkzeug sei ein zusammengezogenes Blumenblatt, als wir von dem Blumenblatte sagen können, es sei ein Staubgefäß im Zustande der Ausdehnung; ein Kelchblatt sei ein zusammengezogenes, einem gewissen Grade der Verfeinerung sich näherndes Stengelblatt, als wir von einem Stengelblatte sagen können, es sei ein durch zudringen roherer Säfte ausgedehntes Kelchblatt.

Ebenso lässt sich von dem Stengel sagen, er sei ein ausgedehnter Blüten- und Fruchtstand, wie wir von diesem ausgesagt haben, er sei ein zusammengezogener Stengel.

45. An H. Meyer.

Weimar, den 28. Aprill 1797.

Bisher hab' ich immer, wenn ich ungeduldig werden wollte, Sie mein wertester Freund mir zum Muster vorgestellt; denn Ihre Lage, obgleich mitten unter den herrlichsten Kunstwerken, gewährte Ihnen doch keine Mittheilung und gemeinschaftlichen Genuss, wodurch alles, was unser ist, doch erst zum Leben kommt, dagegen ich, obgleich abgeschnitten von dem so sehr gewünschten anschauen der bildenden Künste, doch in einem fortdauernden Austausch der Ideen lebte, und in vielen Sachen, die mich interessierten, weiter kam. Nun aber gesteh' ich Ihnen gern, dass meine Unruhe und mein Unmuth auf einen hohen Grad zunimmt, da nicht allein alle Wege nach Italien für den Augenblick versperrt, sondern auch die Aussichten auf die nächste Zeit äußerst schlimm sind.

In Wien hat man alle Fremden ausgeboten; Graf Fries, mit dem ich früher zu reisen hoffte, geht selbst erst im September zurück; der Weg von da auf Triest ist für jetzt auch versperrt und für die Zukunft, wie die übrigen, verheert und unangenehm. In dem obern

Italien selbst, wie muß es da nicht aussehen, wenn außer den krieg= führenden Heeren auch noch zwei Parteien gegen einander kämpfen! Und selbst nach einem Frieden, wie unsicher und zerrüttet muß es eine lange Zeit in einem Lande bleiben, wo keine Polizei ist noch sein wird! Einige Personen, die jetzt über Mailand heraus sind, können nicht genug erzählen, wie gequält und gehindert man überall wegen der Pässe ist, wie man aufgehalten und herumgeschleppt wird, und was man sonst für Noth des fortkommens und übrigen Lebens zu er= dulden hat.

Sie können leicht denken, dass unter diesen Umständen mich alles, was einigen Antheil an mir nimmt, von einer Reise abmahnt; und ob ich gleich recht gut weiß, dass man bei allen einigermaßen gewagten Unternehmungen auf die negativen nicht achten soll, so ist doch der Fall von der Art, dass man selbst durch einiges nachdenken das unräthliche einer solchen Fahrt sehr leicht einsehen kann.

Dieses alles zusammen drängt mir beinahe den Entschluss ab, diesen Sommer und vielleicht das ganze Jahr, an eine solche Reise nicht weiter zu denken. Ich schreibe Ihnen dieses sogleich, um auf alle Fälle mich noch mit Ihnen darüber schriftlich unterhalten zu kön= nen. Denn was ich Ihnen rathen soll, weiß ich wahrlich nicht. So sehr Sie mir auf allen Seiten fehlen und so sehr ich durch Ihre Ab= wesenheit von allem Genuss der bildenden Kunst getrennt bin, so möchte ich doch nicht gern Sie sobald von der Nahrung Ihres Talents, die Sie künftig in Deutschland wieder ganz vermissen werden, getrennt wissen. Wenn mein Plan durch die äußern Umstände zum scheitern gebracht wird, so wünschte ich doch den Ihrigen vollendet zu sehen.

Ich habe mir wieder eine eigene Welt gemacht, und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefasst habe, wird mich schon eine Zeit lang hinhalten. Mein Gedicht Hermann und Do= rothea ist fertig. Es besteht aus zweitausend Hexametern und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe darin wenigstens einen Theil mei= ner Wünsche erfüllt. Meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich nur darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchste Instanz, von der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler

seine Komposizionen bringt, und es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Kostüm die wahren echten Menschenproporzionen und Gliederformen anerkennen werden.

Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, der Art, wie man ihn in seinem Leben nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltener gefunden werden, als man denkt; deswegen auch die alten beständig sich nur in einem gewissen Kreise bewegen.

In der Lage, in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen, an nichts mehr Theil zu nehmen als an dem, was ich so in meiner Gewalt habe, wie ein Gedicht, wo man weiß, daſs man zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben hat, an einem Werke, an dem man, wenn der Plan einmal gut ist, nicht das Schicksal des penelopeischen Schleiers erlebt. Denn leider in allen übrigen irdischen Dingen lösen einem die Menschen gewöhnlich wieder auf, was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beschwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drei Schritte vor und zwei zurück thun muß.

Kommen Sie zurück, so wünschte ich, Sie könnten sich auf jene Weise zuschwören, daſs Sie nur innerhalb einer bestimmten Fläche, ja ich möchte wohl sagen, innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meister sind, Ihre Kunst ausüben wollen. Zwar ist, ich gesteh' es, ein solcher Entschluſs sehr illiberal, und nur Verzweiflung kann einen dazu bringen. Es ist aber doch immer besser, ein für allemal zu entsagen, als immer einmal einen um den andern Tag rasend zu werden.

Vorstehendes war schon vor einigen Tagen geschrieben, nicht im besten Humor, als auf einmal die Friedensnachricht von Frankfurt kam. Wir erwarten zwar noch die Bestätigung, und von den Bedingungen und Umständen ist uns noch nichts bekannt; ich will aber diesen Brief nicht aufhalten, damit Sie doch wieder etwas von mir vernehmen. — In weniger Zeit muß sich nun vieles aufklären, und ich hoffe, der Wunsch, uns in Italien zuerst wieder zu sehen, soll uns doch noch endlich gewährt werden.

46. Über J. Möser.

(Dichtung und Wahrheit. Bd. 26. S. 239. Möser lebte 1720—1794.)

Unter den bewährtesten Männern des Vaterlands ist vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze staatsbürgerlichen Inhalts waren schon seit einigen Jahren in den osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig, zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat. Mösers Tochter, Frau von Voigt, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daſs die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze sowol der Materie als der Form nach überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Äußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Besorgnis, die sie gehegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden.

An diesen kleinen Aufsätzen, welche sämmtlich in einem Sinne verfaſst, ein wahrhaft ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntnis des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswert. Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn und noch als lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man sich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Lust und Freude am neuen, auch wenn es unnütz ja schädlich wäre. Wie vorurtheilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände auseinander, so wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehn. Man erfährt ihre Gerechtsame zugleich mit den rechtlichen Gründen, es wird uns bekannt, wo das Grundkapital des Staats liegt, und was es für Interessen bringt. Wir sehen den Besitz und seine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verschiedener Art, sodann den mannigfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengesetzt.

Osnabrück, als Glied der Hanse, finden wir in der ältern Epoche

in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältnissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Produkte des Landes zueignen, und ist nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber in der spätern Zeit liegt es schon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dieß zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Konflikt Englands und der Küsten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile derer, welche der See anwohnen, herausgesetzt und ernstliche Vorschläge gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei untergraben werden; wir sehen den Verfall als den Erfolg von mancherlei Ursachen, und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls in einem ewigen schwer zu lösenden Zirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daſs man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar, deswegen er auch die Sammlung patriotische Phantasien genannt, obgleich alles sich darin an das wirkliche und mögliche hält.

Da nun aber alles öffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderungen der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müste eben alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubrizieren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige wohlwollende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite fasslich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewis in dem besten Sinne für rhetorisch gelten müssen. Immer

ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine heitere Ansicht des ernstesten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses alles so abgemessen, daſs man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Übersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor, wüste ich ihm niemand als Franklin zu vergleichen.

Ein solcher Mann imponierte uns unendlich und hatte den grösten Einfluſs auf eine Jugend, die auch etwas tüchtiges wollte, und im Begriff stand, es zu erfassen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerspenstigsten Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben.

Doch das ist unser schönster und süßester Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verursacht, daſs wir das, was wir schätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns selbst hervorbringen und darstellen möchten.

47. Geschichte meines botanischen Studiums.

(Der Dichter gibt Nachricht über die Entstehung der kleinen Schrift von der „Metamorphose der Pflanzen.“ Nr. 44.)

In einer ansehnlichen Stadt geboren und erzogen, gewann ich meine erste Bildung in der Bemühung um alte und neuere Sprachen, woran sich früh rhetorische und poetische Übungen anschlossen. Hiezu gesellte sich übrigens alles, was in sittlicher und religiöser Hinsicht den Menschen auf sich selbst hinweist. Eine weitere Ausbildung hatte ich gleichfalls größeren Städten zu danken, und es ergibt sich hieraus, daſs meine Geistesthätigkeit sich auf das gesellig sittliche beziehen muste und im Gefolg dessen auf das angenehme, was man damals schöne Literatur nannte. Von dem hingegen, was eigentlich äußere Natur heißt, hatte ich keinen Begriff und von ihren sogenannten drei

Reichen nicht die geringste Kenntnis. Von Kindheit auf war ich gewohnt, in wohleingerichteten Ziergärten den Flor der Tulpen, Ranunkeln und Nelken bewundert zu sehen, und wenn außer den gewöhnlichen Obstsorten auch Aprikosen, Pfirschen und Trauben wohl geriethen, so waren dieß genügende Feste den jungen und den alten. An exotische Pflanzen wurde nicht gedacht, noch viel weniger daran, Naturgeschichte in der Schule zu lehren.

Die ersten von mir herausgegebenen poetischen Versuche wurden mit Beifall aufgenommen, welche jedoch eigentlich nur den innern Menschen schildern und von den Gemüthsbewegungen genugsame Kenntnis voraussetzen. Hier und da mag sich ein Anklang finden von einem leidenschaftlichen ergötzen an ländlichen Naturgegenständen, so wie von einem ernsten Drange, das ungeheuere Geheimnis, das sich in stätigem erschaffen und zerstören an den Tag gibt, zu erkennen, ob sich schon dieser Trieb in ein unbestimmtes, unbefriedigtes hinbrüten zu verlieren scheint.

In das thätige Leben sowohl, als in die Sphäre der Wissenschaft trat ich eigentlich zuerst, als der edle weimarische Kreis mich günstig aufnahm, wo außer andern unschätzbaren Vortheilen mich der Gewinn beglückte, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmossfäre zu vertauschen.

Schon der erste Winter gewährte die raschen geselligen Freuden der Jagd, von welchen ausruhend man die langen Abende nicht nur mit allerlei merkwürdigen Abenteuern der Wildbahn, sondern auch vorzüglich mit Unterhaltung über die nöthige Holzkultur zubrachte. Eine Revision sämmtlicher Waldreviere, gegründet auf Vermessung, war bereits vollbracht, und für lange Zeit eine Eintheilung der jährlichen Schläge vorgesehn.

Hier that sich nun der Thüringer Wald in Länge und Breite vor uns auf; denn nicht allein die dortigen schönen Besitztümer des Fürsten, sondern, bei guten nachbarlichen Verhältnissen, sämmtliche daranstoßenden Reviere waren uns zugänglich; zumal da auch die angehende Geologie in jugendlicher Bestrebsamkeit sich bemühte, Rechenschaft von dem Grund und Boden zu geben, worauf diese uralten Wälder sich angesiedelt. Nadelhölzer aller Art mit ernstem grün und

balsamischem Dufte, Buchenhaine von freudigerem Anblick, die schwanke Birke und das niedere namenlose Gesträuch, jedes hatte seinen Platz gesucht und gewonnen. Wir aber konnten dieß alles in großen, meilenweiten, mehr oder weniger wohlbestandenen Forsten überschauen und erkennen.

Auch wenn von Benutzung die Rede war, muste man sich nach den Eigenschaften der Baumarten erkundigen. Die Harzscharre, deren Missbrauch man nach und nach zu begränzen suchte, ließ die feinen balsamischen Säfte in Betrachtung ziehen, die einen solchen Baum ins zweite Jahrhundert, von der Wurzel bis zum Gipfel begleiteten, ernährten, ewig grün, frisch und lebendig erhielten. Hier zeigte sich dann auch die ganze Sippschaft der Mose in ihrer grösten Mannigfaltigkeit; sogar den unter der Erde verborgenen Wurzeln wurde unsere Aufmerksamkeit zugewendet. In jenen Weltgegenden hatten sich nämlich von den dunkelsten Zeiten her geheimnisvoll nach Rezepten arbeitende Laboranten angesiedelt und vom Vater zum Sohn manche Arten von Extrakten und Geisten bearbeitet, deren allgemeiner Ruf von einer ganz vorzüglichen Heilsamkeit durch emsige sogenannte Balsamträger erneuert, verbreitet und genutzt ward. Hier spielte nun der Enzian eine große Rolle, und es war eine angenehme Bemühung, dieses reiche Geschlecht nach seinen verschiedenen Gestalten als Pflanze und Blüte, vorzüglich aber die heilsame Wurzel näher zu betrachten. Dieses war das erste Geschlecht, welches mich im eigentlichen Sinne anzog, dessen Arten kennen zu lernen ich auch in der Folgezeit bemüht war.

Unter solchen Umständen war ich genöthigt, über botanische Dinge immer mehr und mehr Aufklärung zu suchen. Linné's Terminologie, die Fundamente, worauf das Kunstgebäude sich stützen sollte, Johann Geßners Dissertazionen zu Erklärung Linnéischer Elemente, alles in einem schmächtigen Hefte vereinigt, begleiteten mich auf Wegen und Stegen, und noch heute erinnert mich ebendasselbe Heft an die frischen glücklichen Tage, in welchen jene gehaltreichen Blätter mir zuerst eine neue Welt aufschlossen. Linné's Philosophie der Botanik war mein tägliches Studium, und so rückte ich immer weiter vor in geordneter Kenntnis, indem ich mir möglichst anzueig-

nen suchte, was mir eine allgemeinere Umsicht über dieses weite Reich verschaffen konnte.

Nach Shakspeare und Spinoza ist auf mich die gröste Wirkung von Linné ausgegangen, und zwar gerade durch den Widerstreit, zu welchem er mich aufforderte. Denn indem ich sein scharfes, geistreiches absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, gieng in meinem Innern ein Zwiespalt vor; das, was er mit Gewalt auseinander zu halten suchte, muste nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens zu Vereinigung anstreben.

Man wird die Vortheile nicht verkennen, die mir meine Lage zu meinen botanischen Studien gewährte: große Gärten sowohl an der Stadt als an Lustschlössern, hie und da in der Gegend Baum- und Gebüschanlagen nicht ohne botanische Rücksicht, dazu die Beihilfe einer in der Nachbarschaft längst durchgearbeiteten, wissenschaftlichen Lokalflora nebst der Einwirkung einer stets fortschreitenden Akademie, alles zusammengenommen gab einem aufgeweckten Geiste genugsame Fördernis zur Einsicht in die Pflanzenwelt. Ununterbrochen jedoch must' ich meinen übrigen Lebensgang verfolgen, dessen Pflichten und Erfahrungen glücklicherweise meist in der freien Natur angewiesen waren. Hier drang sich nun dem unmittelbaren anschauen gewaltig auf, wie jede Pflanze ihre Gelegenheit sucht, wie sie eine Lage fordert, wo sie in Fülle und Freiheit erscheinen könne: Bergeshöhe, Thalestiefe, Licht, Schatten, Trockenheit, Feuchte, Hitze, Wärme, Kälte, Frost und wie die Bedingungen alle heißen mögen. Geschlechter und Arten verlangen sie, um mit völliger Kraft und Menge hervorzusprießen. Zwar geben sie an gewissen Orten, bei manchen Gelegenheiten der Natur nach, lassen sich zur Varietät hinreißen, ohne jedoch das erworbene Recht an Gestalt und Eigenschaft völlig aufzugeben. Ahnungen hievon berührten mich in der freien Welt, und neue Klarheit schien mir aufzugehen über Gärten und Bücher.

Hier gönne man mir eine in's ganze greifende Bemerkung einzuschalten: daſs alles, was uns von Jugend auf umgab, jedoch nur oberflächlich bekannt war und blieb, stets etwas gemeines und triviales für uns behält, das wir als gleichgiltig neben uns bestehend ansehen,

worüber wir zu denken gewissermaßen unfähig werden. Dagegen finden wir, dass neue Gegenstände in auffallender Mannigfaltigkeit, indem sie den Geist erregen, uns erfahren lassen, dass wir eines reinen Enthusiasmus fähig sind; sie deuten auf ein höheres, welches zu erlangen uns wohl gegönnt sein dürfte. Dieß ist der eigentlichste Gewinn der Reisen, und jeder hat nach seiner Art und Weise genugsamen Vortheil davon. Das bekannte wird neu durch unerwartete Bezüge und erregt, mit neuen Gegenständen verknüpft, Aufmerksamkeit, Nachdenken und Urtheil.

In diesem Sinne ward meine Richtung gegen die Natur, besonders gegen die Pflanzenwelt, bei einem schnellen Übergang über die Alpen (1786) lebhaft angeregt. Der Lärchenbaum, häufiger als sonst, die Zirbelnuss, eine neue Erscheinung, machte sogleich auf klimatischen Einfluss dringend aufmerksam. Am mehrsten aber erkannt' ich die Fülle einer fremden Vegetazion, als ich in den botanischen Garten von Padua hineintrat. Ferner sah ich hier im freien manchen seltenen Baum emporgewachsen, den ich nur in unsern Glashäusern überwintern gesehen. Auch die mit einer geringen Bedeckung gegen vorübergehenden Frost während der strengern Jahreszeit geschützten Pflanzen standen nunmehr im freien und erfreuten sich der wohlthätigen Himmelsluft. Eine Fächerpalme zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; glücklicherweise stunden die einfachen, lanzenförmigen ersten Blätter noch am Boden, die successive Trennung derselben nahm zu, bis endlich das fächerartige in vollkommener Ausbildung zu sehen war. Aus einer spathagleichen Scheide zuletzt trat ein Zweiglein mit Blüten hervor und erschien als ein sonderbares, mit dem vorhergehenden Wachstum in keinem Verhältnis stehendes Erzeugnis, fremdartig und überraschend.

Das wechselhafte der Pflanzengestalten, dem ich längst auf seinem eigentümlichen Gange gefolgt, erweckte nun bei mir immer mehr die Vorstellung: die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determiniert und festgestellt, ihnen sei vielmehr bei einer eigensinnigen, generischen und spezifischen Hartnäckigkeit eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viel Bedingungen, die

über dem Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können.

Hier kommen die Verschiedenheiten des Bodens in Betracht. Reichlich genährt durch Feuchte der Thäler, verkümmert durch Trockne der Höhen, geschützt vor Frost und Hitze in jedem Maße oder beiden unausweichbar bloßgestellt, kann das Geschlecht sich zu der Art, die Art zur Varietät, und diese wieder durch andere Bedingungen ins unendliche sich verändern, und gleichwohl hält sich die Pflanze abgeschlossen in ihrem Reiche, wenn sie sich auch nachbarlich an das harte Gestein, an das beweglichere Leben hüben und drüben anlehnt. Die allerentferntesten jedoch haben eine ausgesprochene Verwandtschaft, sie lassen sich ohne Zwang unter einander vergleichen.

Wie sie sich nun unter einen Begriff sammeln lassen, so wurde mir nach und nach klar und klärer, daſs die Anschauung noch auf eine höhere Weise belebt werden könnte: eine Forderung, die mir damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vorschwebte. Ich gieng allen Gestalten, wie sie mir vorkamen, in ihren Veränderungen nach, und so leuchtete mir am letzten Ziel meiner Reise, in Sicilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzentheile vollkommen ein, und ich suchte diese nunmehr überall zu verfolgen und wieder gewar zu werden.

Hieraus entstand nun eine Neigung, eine Leidenschaft, die durch alle nothwendigen und willkürlichen Geschäfte und Beschäftigungen auf meiner Rückreise durchzog. Wer an sich erfuhr, was ein reichhaltiger Gedanke, sei er nun aus uns selbst entsprungen, sei er von andern mitgetheilt oder eingeimpft, zu sagen hat, muß gestehen, welch eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesammtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das entwickelte weiter führen solle. Und so wird man mir zugeben, daſs ich von einem solchen gewarwerden, wie von einer Leidenschaft, eingenommen und getrieben, mich, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch damit beschäftigen muste.

48. An C. G. Körner [1]).

Weimar, den 16. November 1812.

Für Ihren freundlichen Zuruf, durch welchen Sie mir Ihre Theilnahme an meinem zweiten Bande [2]) versichern, sei Ihnen herzlich Dank gesagt. Dass ich sehr gern gestehe, es auch aus meinen Confessionen erhellen wird, dass ich alle meine früheren Arbeiten um mein selbst willen und für mich selbst unternommen, weshalb ich denn auch wegen mancher wohl zwölf und mehr Jahre geruhig abwarten konnte, bis sie Eingang fanden und einige Wirkung thaten, so will ich gern bekennen, dass es mit diesem letzten Werk sich anders verhält. Ich wünsche, dass meine Landsleute, besonders aber meine Freunde, die in höheren und mittleren Jahren sich befinden, daran Freude haben, und sich mit mir einer nicht längst vergangenen Zeit fröhlich erinnern mögen. Der wackere Griesbach hat sich noch in seinen letzten Tagen an den Frankofurtensien ergötzt.

Auch wir, mein bester, haben gute Zeiten zusammen erlebt, und ich habe höchst Ursache, jener Epoche mit Liebe und Treue zu denken, wenn ich nur dazu gelange, sie darzustellen. Ich danke Ihnen, dass Sie auch dieser Arbeit das Zeugnis eines musikalischen und poetischen Effekts geben. Doch wer könnte den mehr fühlen, als Sie? Auch erwarten Sie mit Recht, dass sich sowohl die Darstellung als Reflexion steigern, ja ich muß mich in acht nehmen, dass ich nicht zu früh fortgerissen werde. Ist es mir gelungen, den ersten Band kindlich genug zu verfassen, wie ich fast glauben muß, weil ihn die verständigen Leute kindisch genannt haben; sieht man im zweiten den Jüngling, der aus mancherlei Leiden hervortritt, so muß sich dieser nach und nach als Mensch und Schriftsteller entwickeln. Resultate sind bald ausgesprochen, und meist des aussprechens nicht wert. Erhalten Sie mir, meinen älteren und neuesten Erzeugnissen in Ihrem Kreise ein freundliches Andenken.

Das kleine Lustspiel Ihres lieben Sohnes, die Braut, ist vor

---

[1]) Gestorben 1831, Vater Theodor Körners und Freund Schillers.

[2]) Von „Wahrheit und Dichtung."

einigen Tagen mit dem grösten Beifall gegeben worden. Ich war nicht gegenwärtig, sondern in Jena; allein ich wuste wohl den Effekt voraus. — Was den Zriny betrifft, über den sind wir noch nicht einig. In politischer und theatralischer Hinsicht ist manches dabei zu bedenken. Es wäre daher wünschenswert, wenn man ein Exemplar hätte, wie das Stück in Wien gespielt worden. Die Arbeit ist alsdann halb gethan, und gewiss haben sie dort manches bedacht, was wir auch bedenken müssen.

Kommt Ihr lieber Sohn von Wien zurück, so haben Sie die Güte, mir davon Nachricht zu geben; denn da ich ihn nicht, wie ich wohl wünschte, bei mir einquartieren kann, so müste man ihn dergestalt unterzubringen suchen, dass er ohne große Kosten und mit einiger Annehmlichkeit hier wäre. In diesen wunderlichen Tagen sind einem auf mehr als eine Weise die Hände gebunden, und auf alles liberale Verfahren, das sonst so natürlich war, muß man Verzicht thun. Verzeihen Sie diese Äußerung; ich habe mir aber fest vorgenommen, bei allem, worin ich Einfluss habe, nichts dem Zufall zu überlassen, damit er allenfalls hinterdrein seine Gunst ausüben könne.

C. Einige Aussprüche Göthe's [1]).

49. Lebensweisheit, Bildung, Gesellschaft.

1. Ein Holz brennt, weil es Stoff dazu in sich hat, und ein Mensch wird berühmt, weil der Stoff dazu in ihm vorhanden. Suchen lässt sich der Ruhm nicht, und alles jagen darnach ist eitel. Es kann sich wohl jemand durch kluges benehmen und allerlei künstliche Mittel eine Art von Namen machen. Fehlt aber dabei das innere Juwel, so ist es eitel und hält nicht auf den andern Tag.

2. Es gibt dreierlei Leser: eine, die ohne Urtheil genießt, eine dritte, die ohne zu genießen urtheilt, die mittlere, die genießend urtheilt und

---

[1]) Aus den Gesprächen und Briefen des Dichters, namentlich dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe (1794 — 1805), zwischen Göthe und Zelter (1796—1832), am meisten aus Eckermanns Gesprächen mit Göthe (3 Bde.).

urtheilend genießt; diese reproduziert eigentlich ein Kunstwerk auf's neue. Die Mitglieder dieser Klasse sind nicht zahlreich.

3. Es geht uns der ganze Gewinn des Lebens verloren, wenn wir uns nicht mittheilen können, und eben in den zartesten Sachen, an denen man so selten Theilnehmer findet, wünscht man sie am lebhaftesten.

Man braucht mit vorzüglichen Menschen nicht durchaus einig zu sein, um Neigung und Bewunderung für sie zu empfinden.

Es ist so gefährlich, in die Ferne sittlich zu wirken. Spricht man mit einem Freund, so fühlt man seine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick. Entfernt spricht man nicht recht oder trifft nicht zur rechten Zeit.

4. Es ist ganz gleichviel, in welchem Kreise ein edle Mensch wirke, wenn er nur diesen Kreis genau kennen zu lernen und völlig auszufüllen weiß. Wofür aber der Mensch nicht wirken kann, dafür soll er auch nicht ängstlich sorgen, nicht über Bedürfnis und Empfänglichkeit des Kreises hinaus, in den ihn Gott und die Natur gestellt, anmaßlich wirken wollen. Alles voreilige schadet, die Mittelstufen zu überspringen ist nicht heilsam, und doch ist jetzt alles voreilig und fast jedermann sprungweise zu verfahren geneigt. Thue nur jeder an seiner Stelle das rechte, ohne sich um den Wirrwarr zu bekümmern, der fern oder nah die Stunden auf die unseligste Weise verdirbt, so werden gleichgesinnte sich bald ihm anschließen und Vertrauen und wachsende Einsicht von selbst immer größere Kreise bilden,

damit das gute wirke, wachse, fromme,
damit der Tag dem edlen endlich komme.

5. Wer mit sich selbst einig ist, ist es mit anderen. Ich habe bemerkt, dass ich den Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges denken anschließt und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, dass sich ein solcher Gedanke dem Sinne des andern nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere, und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie streiten.

6. Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung anderer, auch der geringsten auslässt, muß es wiedrig ausfallen. Ein leichtsinniger Mensch darf andere zum besten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er einmal sich selbst preisgibt. Wer auf sich etwas hält, scheint dem Rechte entsagt zu haben, andere gering zu schätzen.

Das wahrhaft vernünftige und auslangende ist doch eigentlich das Erbtheil weniger im stillen fortwirkender Individuen.

7. Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt. Jene sind ein einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein mannichfaltiges, in das wir uns zerstreuen. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf's erste, an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld. Würde man dieses früher gewar, verschaffte man sich bald, indem man seine eigene Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher sein und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meinung zersplittert hat.

8. Ein großer Geist irrt so gut wie ein kleiner, jener weil er keine Schranken kennt, und dieser weil er seinen Horizont für die Welt nimmt.

9. Es ist eine große Thorheit, zu verlangen, dass die Menschen zu uns harmonieren sollen. Ich habe es nie gethan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigentümlichkeit kennen zu lernen trachtete, von dem ich aber durchaus keine weitere Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntnis mannichfaltiger Charaktere sowie die nöthige Gewandtheit im Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht.

50. Naturbetrachtung.

1. Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und schließt zuletzt ab mit der Blüte und dem Samen. In der Thierwelt ist es nicht anders.

Die Raupe, der Bandwurm geht von Knoten zu Knoten und bildet zuletzt einen Kopf; bei den höher stehenden Thieren und bei den Menschen sind es die Wirbelknochen, die sich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abschließen, in welchem sich die Kräfte konzentrierten.

Was so bei einzelnen geschieht, geschieht auch bei Korporazionen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelnheiten, die sich an einander schließen, bringen als Gesamtheit etwas hervor, das auch den Schluss macht und als Kopf des ganzen anzusehen ist, die Bienenkönigin.

2. Ich muß über die Ästhetiker lachen, welche sich abquälen, dasjenige unaussprechliche, wofür wir den Ausdruck schön gebrauchen, durch einige abstrakte Worte in einen Begriff zu bringen. Das schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannichfaltig und verschiedenartig ist wie die Natur selber. Ich bin keineswegs der Meinung, dass diese in allen ihren Äußerungen schön sei. Ihre Intenzionen sind zwar immer gut, allein die Bedingungen sind es nicht, die dazu gehören, sie stets vollkommen zur Erscheinung gelangen zu lassen.

So ist die Eiche ein Baum, der sehr schön sein kann. Doch wie viele günstige Umstände müssen zusammentreffen, ehe es der Natur einmal gelingt, ihn wahrhaft schön hervorzubringen! Wächst die Eiche im Dickicht des Waldes heran, von bedeutenden Nachbarstämmen umgeben, so wird ihre Tendenz immer nach oben gehen, immer nach freier Luft und Licht. Nach den Seiten hin wird sie nur wenige schwache Äste treiben, und auch diese werden im Laufe des Jahrhunderts wieder verkümmern und abfallen. Hat sie aber endlich erreicht, sich mit ihrem Gipfel oben im freien zu fühlen, so wird sie sich beruhigen und nun anfangen, sich nach den Seiten hin auszubreiten und eine Krone zu bilden. Allein sie ist auf dieser Stufe bereits über ihr mittleres Alter hinaus, ihr vieljähriger Trieb nach oben hat ihre frischesten Kräfte hingenommen, und ihr Bestreben, sich jetzt noch nach der Seite hin mächtig zu erweisen, wird nicht mehr den rechten Erfolg haben. Hoch, stark und schlankstämmig wird sie nach vollendetem Wuchse dastehen, doch ohne ein solches Verhältnis zwischen Stamm und Krone, um in der That schön zu sein.

Wächst hinwieder die Eiche an feuchten sumpfigen Orten und ist der Boden zu nahrhaft, so wird sie, bei gehörigem Raum, frühzeitig viele Äste und Zweige nach allen Seiten treiben; es werden jedoch die widerstrebenden, retardierenden Einwirkungen fehlen, das knorrige, eigensinnige, zackige wird sich nicht entwickeln, und, aus einiger Ferne gesehen, wird der Baum ein schwaches, lindenartiges Ansehen gewinnen, und er wird nicht schön sein, wenigstens nicht als Eiche.

Wächst sie endlich an bergigen Abhängen, auf dürftigem, steinigem Erdreich, so wird sie zwar im Übermaß zackig und knorrig erscheinen, allein es wird ihr an freier Entwickelung fehlen, sie wird in ihrem Wuchs frühzeitig kümmern und stocken, und sie wird nie erreichen, daſs man von ihr sage: es walte in ihr etwas, das fähig sei, uns in Erstaunen zu setzen.

Ein sandiger oder mit Sand gemischter Boden, wo ihr nach allen Richtungen hin mächtige Wurzeln zu treiben vergönnt ist, scheint ihr am günstigsten zu sein. Und dann will sie einen Stand, der ihr gehörigen Raum gewährt, alle Einwirkungen von Licht und Sonne, Regen und Wind von allen Seiten her in sich aufzunehmen. Im behaglichen Schutz vor Wind und Wetter herangewachsen, wird aus ihr nichts; aber ein hundertjähriger Kampf mit den Elementen macht sie stark und mächtig, so daſs nach vollendetem Wuchs ihre Gegenwart uns Erstaunen und Bewunderung einflößt.

Will man aus diesen Andeutungen den Schluſs ziehen, ein Geschöpf sei dann schön, wenn es zu dem Gipfel seiner natürlichen Entwickelung gelangt sei; — recht wohl, doch müste man zuvor aussprechen, was man unter dem Gipfel der natürlichen Entwickelung wolle verstanden haben. Bezeichnet man damit diejenige Periode des Wachstums, wo der Charakter, der diesem oder jenem Geschöpf eigentümlich ist, vollkommen ausgeprägt erscheint, so wäre nichts dagegen einzuwenden, besonders wenn man noch hinzufügte, daſs zu solchem vollkommen ausgeprägten Charakter zugleich gehöre, daſs der Bau der verschiedenen Glieder eines Geschöpfs dessen Naturbestimmung angemessen und also zweckmäßig sei.

51. Kultur. Kunst.

1. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!

2. Einmal für allemal bleibt Schönheit unerklärlich; sie erscheint uns wie ein Traum, wenn wir die Werke der großen Dichter und Maler, kurz aller empfindenden Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes glänzendes Schattenbild, dessen Umriss keine Definizion hascht. Mendelssohn und andere haben versucht, die Schönheit wie einen Schmetterling zu fangen und mit Stecknadeln für den neugierigen Betrachter festzustecken. Es ist ihnen gelungen; doch es ist nicht anders damit als mit dem Schmetterlingsfang. Das arme Thier zittert im Netze, streift sich die schönsten Farben ab; und wenn man es ja unversehrt erwischt, so steckt es doch endlich steif und leblos da. Der Leichnam ist nicht das ganze Thier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptstück, und bei der Gelegenheit, wie bei jeder andern, ein sehr hauptsächliches Hauptstück: das Leben, der Geist, der alles schön macht.

3. Die Kunst stellt eigentlich nicht Begriffe dar, aber die Art wie sie darstellt, ist ein begreifen, ein zusammenfassen des gemeinsamen und charakteristischen, d. h. der Stil.

4. Ein Landschaftsmaler muß viele Kenntnisse haben. Es ist nicht genug, dass er Perspektive, Architektur und die Anatomie des Menschen und der Thiere verstehe, sondern er muß sogar auch einige Einsichten in die Botanik und Mineralogie besitzen. Erstere, damit er das charakteristische der Bäume und Pflanzen, und letztere, damit er den Charakter der verschiedenen Gebirgsarten gehörig auszudrücken verstehe. Doch ist deshalb nicht nöthig, dass er ein Mineralog von Fach sei, indem er es vorzüglich nur mit Kalk-, Thonschiefer- und Sandstein-Gebirgen zu thun hat und nur zu wissen braucht, in welchen

Formen es liegt, wie es sich bei der Verwitterung spaltet und welche Baumarten darauf gedeihen oder verkrüppeln.

5. Wir sehen in der Natur nie etwas als Einzelnheit, sondern wir sehen alles in Verbindung mit etwas anderem, das vor ihm, neben ihm, hinter ihm, unter ihm und über ihm sich befindet. Auch fällt uns wohl ein einzelner Gegenstand als besonders malerisch auf; es ist aber nicht der Gegenstand allein, der diese Wirkung hervorbringt, sondern es ist die Verbindung, in der wir ihn sehen, mit dem was neben, hinter und über ihm ist, und welches alles zu jener Wirkung beiträgt.

So kann ich bei einem Spaziergange auf eine Eiche stoßen, deren malerischer Effekt mich überrascht. Zeichne ich sie aber allein heraus, so wird sie vielleicht gar nicht mehr erscheinen, was sie war, weil dasjenige fehlt, was zu ihrem malerischen Effekt in der Natur beitrug und ihn steigerte. So kann ferner ein Stück Wald schön sein, weil gerade dieser Himmel, dieses Licht und dieser Stand der Sonne einwirkt. Lasse ich aber in meiner Zeichnung dieses alles hinweg, so wird sie vielleicht ohne alle Kraft als etwas gleichgültiges dastehen, dem der eigentliche Zauber fehlt.

Und dann noch dieses. Es ist in der Natur nichts schön, was nicht naturgesetzlich als wahr motiviert wäre. Damit aber jene Naturwahrheit auch im Bilde wahr erscheine, muß sie durch Hinstellung der einwirkenden Dinge begründet werden.

Ich treffe an einem Bach wohlgeformte Steine, deren der Luft ausgesetzte Stellen mit grünem Mos malerisch überzogen sind. Es ist aber nicht die Feuchtigkeit des Wassers allein, was diese Mosbildung verursachte; sondern es ist etwa ein nördlicher Abhang oder schattende Bäume und Gebüsch, was an dieser Stelle des Baches auf jene Bildung einwirkte. Lasse ich aber diese einwirkenden Ursachen in meinem Bilde hinweg, so wird es ohne Wahrheit sein und ohne die eigentliche überzeugende Kraft.

So hat der Stand eines Baumes, die Art des Bodens unter ihm, andere Bäume hinter und neben ihm, einen großen Einfluß auf seine Bildung. Eine Eiche, die auf der windigen westlichen Spitze eines Hügels steht, wird eine ganz andere Form erlangen als eine

andere, die unten im weichen Boden eines geschützten Thales grünt. Beide können in ihrer Art schön sein, aber sie werden einen sehr verschiedenen Charakter haben und können daher in einer künstlerisch erfundenen Landschaft wiederum nur für einen solchen Stand gebraucht werden, wie sie ihn in der Natur hatten. Und deshalb ist dem Künstler die mitgezeichnete Umgebung, wodurch der jedesmalige Stand ausgedrückt worden, von großer Bedeutung.

Wiederum aber würde es thöricht sein, allerlei prosaische Zufälligkeiten mitzeichnen zu wollen, die so wenig auf die Form und Bildung des Hauptgegenstandes als auf dessen augenblickliche malerische Erscheinung Einfluſs hatten.

6. Ein Schauspieler sollte eigentlich auch bei einem Bildhauer und Maler in die Lehre gehen. So ist ihm, um einen griechischen Helden darzustellen, durchaus nöthig, daſs er die auf uns gekommenen antiken Bildwerke wohl studiert und sich die ungesuchte Grazie ihres sitzens, stehens und gehens wohl eingeprägt habe. Doch ist es mit dem körperlichen noch nicht gethan. Er muß auch durch ein fleißiges Studium der besten alten und neuen Schriftsteller seinem Geiste eine große Ausbildung geben, welches ihm dann nicht bloß zum Verständnis seiner Rolle zu gute kommt, sondern auch seinem ganzen Wesen und seiner ganzen Haltung einen höhern Anstrich geben wird.

52. Poesie. Litteratur.

1. Die Kunstwelt liegt zu sehr im argen, als daſs ein junger Mensch so leicht gewar werden sollte, worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders, als da, wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden. Deshalb bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Öhlenschläger, Arnim, Brentano arbeiten und treiben es immer fort; aber alles geht durchaus in's form- und charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daſs die höchste und einzige Operazion der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Einzelzeichnung, damit ein jedes ein besonderes, bedeutendes

werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen.

Sehr schlimm ist's dabei, daß das humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn und üble Laune ausartet, wie wir davon die schrecklichsten Beispiele an Paul Richter und an Görres erleben müssen. Übrigens gibt es immer Menschen genug, die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publikum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will. (An Zelter, 1808.)

2. Lessing hält sich, seiner polemischen Natur nach, am liebsten in der Region der Widersprüche und Zweifel auf; das unterscheiden ist seine Sache und dabei kam ihm sein großer Verstand auf das herrlichste zu statten. Mich wird man dagegen ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen, die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen.

3. Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas abstraktem zu streben. Ich empfieng in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft sie mir darbot; und ich hatte als Poet weiter nichts zu thun als solche Eindrücke und Anschauungen in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, dass andere dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein dargestelltes hörten oder lasen.

4. Die Welt ist groß und reich und das Leben so mannichfaltig, dass es an Anlässen zu Gedichten nie fehlen wird. Aber es müssen alle Gelegenheitsgedichte sein, das heißt, die Wirklichkeit muß die Veranlassung und den Stoff dazu hergeben. Allgemein und poetisch wird ein specieller Fall eben dadurch, dass ihn der Dichter behandelt. Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts.

Man sage nicht, dass es der Wirklichkeit an poetischem Interesse fehle; denn eben darin bewährt sich ja der Dichter, dass er geistreich

genug sei, einem gewöhnlichen Gegenstand eine interessante Seite abzugewinnen. Die Wirklichkeit soll die Motive hergeben, die auszusprechenden Punkte, den eigentlichen Kern; aber ein schönes, belebtes ganzes daraus zu bilden, ist Sache des Dichters.

5. Den Deutschen ist im ganzen die philosophische Spekulazion hinderlich, die in ihren Stil oft ein unsinnliches, unfassliches, breites und aufdröselndes Wesen bringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs praktische gehen, schreiben am besten. So ist Schillers Stil am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophiert, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen.

Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborne Redner und als praktische, auf das reale gerichtete Menschen.

Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden; sie bemühen sich klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmuthig, um ihm zu gefallen.

Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern. Will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele, und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter.

6. Es ist mit Shakspeare wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanze man den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Heide und man wird vor erstaunen über seine Größe keine Worte finden. Besucht man ihn aber in seiner riesigen Heimat, kommt man zu ihm über seine großen Nachbarn: die Jungfrau, das Finsteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthart und Monte Rosa, so wird zwar der Montblanc immer ein Riese bleiben, allein er wird uns nicht mehr in ein solches erstaunen setzen.

Wer nicht glauben will, dass vieles von der Größe Shakspeare's seiner großen, kräftigen Zeit angehört, der stelle sich nur die Frage, ob er denn eine solche staunen erregende Erscheinung in dem

heutigen England von 1824, in diesen schlechten Tagen kritisierender und zersplitternder Journale, für möglich halte?

Jenes ungestörte, unschuldige, nachtwandlerische schaffen, wodurch allein etwas großes gedeihen kann, ist gar nicht mehr möglich. Unsere jetzigen Talente liegen alle auf dem Präsentierteller der Öffentlichkeit. Die täglich an fünfzig verschiedenen Orten erscheinenden kritischen Blätter und der dadurch im Publikum bewirkte Klatsch lassen nichts gesundes aufkommen. Wer sich heut zu Tage nicht ganz davon zurückhält und sich nicht mit Gewalt isoliert, ist verloren. Es kommt zwar durch das schlechte, gröstentheils negative, ästhetisierende und kritisierende Zeitungswesen eine Art Halbkultur in die Masse, allein dem hervorbringenden Talent ist es ein böser Nebel, ein fallendes Gift, das den Baum seiner Schöpfungskraft zerstört, vom grünen Schmuck der Blätter bis in das tiefste Mark und die verborgenste Faser.

VI. Schiller.

53. Kindheit und Jugend.

(1759 — 1782.)

Im nördlichen Schwaben am Neckar liegt das Städtchen Marbach. Hier wurde am 11. November 1759 Friedrich Schiller geboren. Sein Vater war Hauptmann, der nach seiner Rückkehr aus dem siebenjährigen Kriege seine Familie in Ludwigsburg ansiedelte. In der Folge wurde Friedrich während der öfteren Abwesenheit des Vaters von der Mutter sorgsam gepflegt und erzogen.

Im Jahre 1768 kam Friedrich in die lateinische Schule in Ludwigsburg. Ein Besuch im dortigen Theater schien eine mächtige Wirkung auf ihn zu haben. Im Jahre 1773 trat Schiller in die militärische Pflanzschule auf der Solitüde, die Herzog Karl von Würtemberg errichtet hatte. Die Abgeschiedenheit vom väterlichen Hause und die soldatische Einrichtung der Anstalt war für ihn sehr drückend. Die Anstalt ward unter dem Namen Karlsschule nach Stuttgart verlegt. Eine Schilderung des dortigen Lebens haben wir in den „Karlsschülern," einem Drama von Heinrich Laube.

Die Rechtskunde genügte dem in poetischen Bildern und Gefühlen schwelgenden Geiste Schillers nicht; zwar gieng er später zur Arzneikunde über, allein auch diese Wissenschaft trieb er nur in so weit, als sie Bezug hatte auf seine poetischen und philosophischen Interessen. Sein philosophisches Talent reifte früher als sein poetisches, und seine Poesie erreichte später erst dann ihre Vollendung, als sein philosophischer Trieb befriedigt war. Ein Denkdichter ist Schiller immer geblieben.

In der letzten Zeit seines Aufenthaltes in der von der Welt ziemlich abgeschlossenen Karlsschule widmete er sich der Arzneikunde, aber das dichten war ihm Herzenssache. Wie Klopstock in der Schulpforte einige Gesänge der Messiade, so dichtete Schiller schon in der Karlsschule die Räuber. Das beengte Leben in der Anstalt veranlaßte ihn und mehrere Genossen zu einer gewissen Erbitterung gegen die ganze bürgerliche Ordnung. Verstolen dichtete er zwischen 1778 und 1780 die einzelnen Auftritte in den Räubern. Das Stück wirkte mächtig auf die ungestüme Jugend. Als Kunstwerk ist es sehr gering anzuschlagen, weil das Stück den Charakter des wilden, schrankenlosen und leidenschaftlichen hat. Was Schiller selbst in dem Liede „an die Freunde“ sagt, können wir auf sein erstes Schauspiel anwenden:

„Nicht im trüben Schlamm der Bäche,
der von wilden Regengüssen schwillt,
auf des stillen Baches ebner Fläche
spiegelt sich das Sonnenbild.“

Nach achtjährigem Aufenthalte in der Karlsschule ward Schiller am Ende des Jahres 1780 in Stuttgart als Regimentsarzt angestellt. Er konnte nun freier athmen, und traf Anstalten, die „Räuber“ drucken zu lassen. Auch trat er in Verbindung mit dem Mannheimer Theater-Intendanten, dem Freiherrn von Dalberg. In diese Zeit (1781) fallen seine „Laura-Lieder“ und andere jugendliche Erzeugnisse.

Im Jänner 1782 wurden die „Räuber“ in Mannheim aufgeführt. Schiller selbst hatte sich ohne Urlaub dahin begeben. Der glänzende Erfolg dieser Aufführung munterte ihn zu neuer Thätigkeit auf.

Er erkannte sein dramatisches Talent, und begann das erste geschichtliche Drama, den „Fiesko". Der Aufenthalt in Stuttgart wurde ihm von Tag zu Tag unerträglicher; der Herzog hatte ihm verboten, ferner etwas poetisches zu schreiben. Im Mai reiste er wiederum nach Mannheim mit Frau von Wolzogen, der Mutter seines Freundes, und nachmaligen Schwagers, Wilhelm von Wolzogen. Bald darauf schrieb er von Stuttgart aus an Dalberg, der ihm eine Anstellung in der Pfalz erwirken sollte. Als aber Dalberg zögerte, floh er mit seinem Freunde Streicher aus Stuttgart (September 1782).

54. Schillers Wander- und Lehrjahre.

(1782 — 1794.)

In Mannheim boten sich unserem Dichter wenig Aussichten dar, darum wandte er sich nach Frankfurt. In dieser hilflosen Lage arbeitete er an dem „Fiesko". Glücklicherweise eröffnete sich ihm ein Zufluchtsort bei seiner edlen Freundin, Frau von Wolzogen, in Bauerbach, unweit Meiningen. Dort vollendete er sein drittes Drama, nämlich: „Cabale und Liebe".

In allen drei Stücken hatte sich Schiller seiner inneren Kämpfe, seines Missbehagens und seiner Überworfenheit mit den Verhältnissen des Lebens entledigt. Alle drei sind noch sehr formlos, wie auch die übrigen Jugendschöpfungen. In Bauerbach befand sich der Dichter recht wohl. „Jetzt erst", schreibt er an den Buchhändler Schwan, „kann ich mit aufgeheitertem Gemüthe schreiben, denn ich bin an Ort und Stelle wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat". Im Juli 1783 begab er sich jedoch wieder nach Mannheim zurück, wo er als Theaterdichter angestellt wurde. Gleich nach seiner Ankunft in Mannheim schrieb er an seine Freundin von Wolzogen:

Mannheim, den 28. Julius 1783.

Endlich bin ich in Mannheim. Matt und erschöpft kam ich gestern Abend hier an, nachdem ich mich Vormittags noch in Frankfurt herumgetrieben.

Meier hat eine Wohnung und Kost für mich ausgemacht, die

sehr gut und wohlfeil ist, neben dem Schlossplatz; mein Zimmer hat eine vortreffliche Aussicht. Mein Geld zur Rückreise habe ich bei Seite gelegt, und kann indessen drei Wochen hier bleiben. So stehen meine Finanzen.

Nun, meine beste, werden Sie wissen wollen, wie ich die Sachen bei meiner Ankunft gefunden. — Nicht gar zum besten. Dalberg ist von einer Reise nach Holland noch nicht zurück, wird aber erwartet. Iffland ist nach Hannover, soll aber in etlichen Tagen auch wieder kommen. Also bin ich einige Zeit wenigstens ganz ohne Nutzen hier. Meinen Freunden habe ich durch meine Ankunft viel Freude gemacht, sie aber sehr klar merken lassen, dass ich nichts als mein Vergnügen bei meinem hiesigen Aufenthalt zur Absicht habe. Bis Dalberg also zurück ist, kann ich Ihnen nicht das geringste von Aussichten sagen. Und ich würde sie schwerlich benutzen, meine theuerste, wenn sie mir auch in die Hände liefen, sobald mein Aufenthalt bei Ihnen im geringsten dadurch litte. Gestehen muß ich Ihnen, dass alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unserm stillen, glücklichen Leben entsetzlich verliert.

Sie haben mich einmal verwöhnt — verdorben sollte ich sagen — dass ich den lebhaftesten Eindrücken der großen Welt beinahe verschlossen bin.

Wenn ich es möglich machen kann, dass ich, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, 600 fl. jährlich ziehe, so begräbt man mich noch in Bauerbach.

So leer und verdächtig ist mir alles, seit ich von Ihnen bin, und so wenig Geschmack kann ich einer Lebensart abgewinnen, die Sie nicht mit mir genießen. Wie froh will ich sein, wenn ich mit einigen guten Aussichten und Geld in der Tasche die Rückreise wieder antreten kann, und wie sehr wird meine Glückseligkeit bei Ihnen durch diesen Ausflug gewonnen haben.

Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerste Freundin? Traurig, fürcht' ich, und wünsche es einigermaßen doch; denn es ist etwas tröstendes und süßes in der Vorstellung, dass zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O, es soll mich anspornen,

bald, bald wieder bei Ihnen zu sein; und indessen will ich bei meinen großen Zerstreuungen an Sie, meine werteste, denken; ich will mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaften losreißen und auf meinem Zimmer schwermütig nach Ihnen mich hinträumen und weinen. Bleiben Sie, meine Liebe, bleiben Sie, was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ein Beispiel unverfälschter Freundschaft sein. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zartesten Bund schöner Empfindungen die Glückseligkeit dieses Lebens erschöpfen, und am Ende stolz auf dieß reine Bündnis sein.

Nehmen Sie einen Freund mehr in Ihrem Herzen auf. Das meinige bleibt Ihnen bis in den Tod, und wo möglich noch über diesen hinaus.

Heute werde ich auch meinen Eltern und Ihrem Wilhelm nach Stuttgart schreiben. Grüßen Sie mir unsre liebe Lotte, welcher ich das nächstemal schreibe. Auch der Tante sagen Sie, dass ich sie recht sehr lieb habe. Alle die Ihrigen sind so gut und bleiben mir ewig wert.

Schreiben Sie mir doch ja bald, wie Sie leben, ob Sie mich noch lieben. Zwar das hoffe ich gewis. Schreiben Sie mir Ihre ganze Lebensart von Morgen bis in die Nacht, und was Ihnen sonst begegnet — auf diese Weise überzeugen Sie mich doch, dass Sie mich im Herzen tragen, wie ich Sie in dem meinigen.

F. Schiller.

In Mannheim begann er den „Don Carlos", da seine früheren Stücke wiederholt aufgeführt wurden, und ihm viele Freunde gewannen. Zu diesen gehörte auch der berühmte Schauspieler Iffland und der Appellazionsrath Körner in Dresden. Auch machte er Bekanntschaft mit dem Herzoge von Weimar, dem er den ersten Akt seines „Don Carlos" vorlas. Manche Unannehmlichkeiten, die er mit den Mannheimer Schauspielern hatte, veranlaßten ihn (1785) nach Leipzig zu übersiedeln, wo einige seiner Freunde lebten.

In Dresden, wohin Schiller seinem Freunde Körner folgte, vollendete er den „Don Carlos" (1786). Dieses Drama trägt noch die Spuren der gärenden Kraftperiode des Dichters. Carlos

und Posa stellen die beiden Lebensprinzipien Schillers vor: Carlos das Prinzip der schönen Menschlichkeit, Posa das der Freiheit. Die Beschäftigung mit „Don Carlos" führte ihn hauptsächlich zu historischen Arbeiten.

Mit „Carlos" und den frühern Schauspielen hatte Schiller seinem sittlich poetischen Triebe ein Genüge gethan. Er schlug nun die geschichtlich philosophische Richtung ein, denn er fühlte das Bedürfnis, sich auch in der wirklichen äußeren Welt umzusehen, und sich zugleich über die höchsten Lebensfragen wissenschaftlich zu verständigen. Damit wurde seinem ruhelos forschenden Geiste ein Genüge gethan, und nach so erlangter Selbstläuterung war es möglich, zu einer gereiften Kunstdichtung überzugehen. Letzteres geschah in der Folge durch den Einfluss Göthe's, welcher sich mehr dem Studium der Kunst und Natur zugewandt hatte. Schillers Richtung gieng auf das rein menschliche, und das der Nazion zusagende ideale und reflektierende; sein jugendlich freier Sinn, sowie seine hinreißende rednerische Sprache haben ihn zum Lieblingsdichter der Nazion gemacht.

Noch hatte Schiller keinen bestimmten Berufskreis im äußeren Leben. Er wählte sich daher die Geschichte und studierte namentlich das Zeitalter der Reformazion. Von Dresden begab er sich nach Weimar (Juli 1787). Diese Stadt galt längst als der klassische Boden Deutschlands. Die Herzogin Amalie hatte Weimar zum Mittelpunkte einer edleren, freieren Bildung gemacht, welche von hieraus sich über das ganze Vaterland verbreitete.

Göthe war gerade in Italien; bei Wieland und Herder fand er freundliche Aufnahme. Bei einem Besuche in Bauerbach traf er seinen Jugendfreund, Wilhelm von Wolzogen. Dieser führte ihn in Rudolstadt bei der Familie von Lengefeld ein. Die Tochter des Hauses, Lotte von Lengefeld, erkor sich Schiller zur Lebensgefährtin. Dieser Wendepunkt seines äußeren Lebens fiel mit dem Wendepunkte seiner poetischen Ausbildung zusammen, indem Schiller Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern machte, namentlich mit Homer. Die religiöse Anschauung der heidnischen Griechen erschien ihm in einem sehr poeti-

schen Lichte. In diese Zeit (1788) fallen die „Götter Griechenlands," der Anfang von „Iphigenie in Aulis". In den „Künstlern" stellt er die Bedeutung der Dichtkunst, ja der Kunst und des schönen überhaupt dar; er führt uns die Erziehung des Menschengeschlechtes durch die Kunst vor Augen. Diese Grundansichten über das schöne hat Schiller später in seinen ästhetischen Abhandlungen auseinander gesetzt, namentlich in den Briefen über „ästhetische Erziehung", in der Schrift über „naive und sentimentale Dichtung". —

Im August 1788 erlitt Schiller einen schmerzlichen Verlust durch den Tod der Frau von Wolzogen. Von Rudolstadt aus schrieb er folgenden Brief an ihren Sohn Wilhelm:

Rudolstadt, den 10. August 1788.

Noch ganz betäubt, liebster Freund, von der traurigen Nachricht, die Sie mir geben, setze ich mich, Ihnen zu schreiben. Ja gewis, eine theure Freundin, eine vortreffliche Mutter haben Sie und ich in ihr verloren; es war ein edles und gutes und äußerst wohlthätiges Geschöpf, auch ohne die vielen besondern Ursachen, die Sie als Sohn und ich als ihr Freund haben, dankbar gegen sie zu sein, auch ohne alles dieses unsrer ganzen Liebe, unsrer aufrichtigen Tränen wert. Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre schöne, liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich die ruhige Fassung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gerne schreiben möchte. Aber ihr Andenken wird ewig und unvergesslich in meiner Seele leben; und alle Liebe, die ich ihr schuldig war, und alle herzliche Achtung, die ich für sie hegte, soll ihr ewig gewidmet bleiben. Mein und unser aller Trost ist dieser, dass sie durch diesen sanften und geschwinden Tod vielem leiden entgangen ist, das ihr unausbleiblich bevorstand. Ihrer Kinder und ihrer Freunde Herz würde weit mehr dabei gelitten haben, wenn sie ein hoffnungsloses und martervolles Leben hätte fortleben müssen, ohne Aussicht von Besserung; und ein langes körperliches Leiden, liebster Freund, würde gewis endlich ihren Geist darnieder gedrückt und den Muth gebeugt haben, mit dem sie allem Unglück trotzte. Lassen Sie uns das ein Trost sein, da wir beide fühlen, dass ein schmerzvolles, halbes Dasein ein traurigeres Loß ist, als der Tod. Ihr Muth und Ihre Gelas-

senheit bei diesem Verluste hat mich innigst beruhigt; wir können, was uns lieb und theuer ist, beweinen, aber eine edle und männliche Seele erliegt dem Kummer nicht.

Alle Liebe, die mein Herz ihr gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewaren, und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir sind schon längst durch die zärtlichste Freundschaft gebunden; lassen Sie uns dieses Band mit brüderlicher Herzlichkeit fortsetzen, und wo möglich noch fester knüpfen. Wir wollen einander wie Brüder angehören. — Ach! sie war mir alles, was nur eine Mutter mir hätte sein können!

Beruhigen Sie Lotten; dieser Schlag wird sie sehr hart getroffen haben. Vor allen Dingen aber, liebster Freund, kommen Sie hierher in unsere Arme, Sie brauchen Mittheilung, Beruhigung, Zerstreuung. Finden Sie sie bei uns. Wenn ich auch nach Meinungen käme, würden wir uns recht genießen? würden wir nicht beide von außen gedrückt und niedergeschlagen werden? Ich sende Ihnen diesen Expressen, weil ich fürchtete, daß die Post zu langsam sein würde. Lassen Sie mich durch ihn erfahren, daß Sie auf einige Tage kommen wollen, so gehe ich Ihnen bis Ilmenau entgegen, um Sie zu empfangen. Ihre hiesigen Freunde sehnen sich herzlich danach, Ihnen etwas zu sein, sie sehnen sich nach Ihrer Gesellschaft. Kommen Sie ja. Wir wollen suchen, Ihnen Ruhe und Heiterkeit zu geben. Wir verlassen uns darauf, Sie spätetens den Donnerstag bei uns zu sehen. Suchen Sie aber alle Geschäfte, die Sie in Meinungen noch vorfinden könnten, zu berichtigen, daß Sie unmittelbar von hier nach Stuttgart zurückgehen, und also desto länger bei uns bleiben können. Sobald mir der Bote Antwort bringt, werde ich mich auf's Pferd setzen, um Ihnen nach Ilmenau entgegen zu kommen. Ich sehne mich nach Ihnen. Wenn wir uns sprechen, so werde ich Sie auch überzeugen können, daß ich Ihnen hier mehr sein kann, als in Meinungen.

Mit dem Gedichte würde es jetzt ohnehin zu spät sein, da die Beerdigung vorbei ist. Ihr Brief war vier Tage unterwegs; aber ich habe eine andere Idee, das Andenken der guten Mutter zu ehren, die

ich Ihnen mündlich mittheilen will. Kommen Sie ja, liebster Freund. Wir sehen Ihnen mit Sehnsucht entgegen.

Schiller.

Im lengefeld'schen Hause traf Schiller zum erstenmale mit Göthe zusammen; es erfolgte aber noch keine Annäherung. Das zusammenleben mit der Familie Lengefeld hatte wohlthuend auf Schillers Gemüth gewirkt, das von jeher für Liebe und Freundschaft sehr empfänglich war; denn in seiner Seele wohnte eine reiche Anlage höherer Sittlichkeit.

Im Mai 1789, also in seinem 30. Lebensjahre, wurde Schiller als Professor der Geschichte nach Jena berufen. Dort widmete er sich historischen Studien. Außer einigen historischen Aufsätzen besitzen wir von ihm die Geschichte des „Abfalls der Niederlande" und die Geschichte des „dreißigjährigen Krieges." Beide sind mit Wärme und in blühender Sprache geschrieben. Geschichte als solche hat Schillern nie besonders zugesagt; in einem Briefe sagt er selbst: „Die Geschichte ist nur ein Magazin für meine Fantasie, und die Gegenstände müßen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden."

Von Jena aus gieng er öfter nach Weimar, wo er die Bekanntschaft mit Wilhelm von Humboldt machte. Göthe, als Staatsmann, hielt sich noch immer in abgemessener Ferne.

Im August 1793 reiste Schiller nach Schwaben, wo er seine Eltern und Geschwister wieder sah. In Schwaben lernte er Daneckern kennen, der seine Büste modellierte; ferner Fichte und Cotta.

Im Mai 1794 begab er sich wieder nach Jena. Zwar hatte Schiller schon einige Jahre hindurch, von den Lehren des Königsberger Philosophen Kant angeregt, philosophische Studien gemacht.

Sein Umgang mit Wilhelm von Humboldt wirkte fördernd sowohl in philosophischer als in ästhetischer Hinsicht. Diese Denkrichtung machte sich aber auf Kosten seines poetischen Talentes geltend, wenn sie auch seiner Subjektivität, seiner Gefühlsinnigkeit und seiner Neigung zum idealen zusagte. Schiller war ein reflektierender Dichter, und in so fern bildet er einen Gegensatz zu Göthe.

In dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe (I, 27) sagt Schiller: „Gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte.“

55. Schillers klassische Meisterjahre.

(1794—1805.)

Schiller hatte mannigfache Läuterungen erfahren, und so war er für eine reinere Kunstpoesie vorbereitet.

Die allmähliche Klärung und Beruhigung trat weniger ein in Folge seiner geschichtlichen und philosophischen Studien als vielmehr durch den Umgang mit gebildeten Männern, insbesondere durch den seit **1794** begonnenen Verkehr mit Göthe.

Schiller gründete eine Zeitschrift, „Horen“ genannt. Diese wurde ein Vereinigungspunkt der besten Schriftsteller Deutschlands. A. W. Schlegel, W. Humboldt und Herder sandten Beiträge; auch Göthe wurde zur Teilnahme eingeladen, er sagte freudig zu. Schiller gab die „Horen“ **1795—1797** heraus. Fortan traten Schiller und Göthe in lebhaften Verkehr. Die Briefe finden sich in dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe“ (6 Bände). Um diese Zeit beschäftigte sich Schiller viel mit ästhetischen Studien.

Göthes Einfluss bewirkte allmählich, dass unser Dichter der philosophischen Spekulazion überdrüssig wurde und zur Poesie wieder zurückkehrte. In diese Zeit fallen: „Die Macht des Gesanges,“ „deutsche Treue“ u. a. Das Verhältnis zu Göthe wurde immer inniger. Göthe selbst sagt: „Ein Glück für mich war es, dass ich Schillern hatte, denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so giengen doch unsere Richtungen auf eins, welches denn unser Verhältnis so innig machte, dass im Grunde keiner ohne den andern leben konnte.“

Die hämische Beurteilung der „Horen,“ so wie die unberufene und einseitige Kritik schillerscher und götheschер Dichtungen trieb die beiden Dichterfürsten an, gemeinschaftlich ein strenges Gericht über ihre Gegner zu halten. Sie wählten hiefür die Form der Epigramme, nach Art der Xenien des Martial. Gleichzeitig (**1796**) erschien auch der Musenalmanach; „das Mädchen aus der Fremde“

und „die Klage der Ceres" fallen in dieses Epigrammenjahr. Im Herbst 1796 begann Schiller den Wallenstein.

Im Jahre 1797 wetteiferten Schiller und Göthe in der Balladendichtung. Es entstanden „der Taucher," „der Ring des Polykrates," „die Kraniche des Ibykus," „der Gang nach dem Eisenhammer" und in der Folge „der Kampf mit dem Drachen," „die Bürgschaft." Im Jahre 1799 entstand „das Lied von der Glocke," die „mit ihrem Schwunge das wechselvolle Spiel des Lebens begleiten soll."

Seit dem Jahre 1797 fand unter den beiden Dichtern ein lebhafter Ideenaustausch über epische und dramatische Dichtkunst statt. Am Wallenstein nahm Göthe ein besonderes Interesse. Im Jahre 1799 wurde dieses Drama vollendet. Dieses große vaterländische Stück besteht aus drei Teilen: „Wallensteins Lager," „die Piccolomini" und „Wallensteins Tod."

Im Jahre 1800 siedelte Schiller nach Weimar über, um seine, freilich durch angestrengtes arbeiten schon sehr geschwächten, Kräfte im innigen Vereine mit Göthe ganz dem Theater zu widmen. Bald folgten „Maria Stuart" und „die Jungfrau von Orleans."

Im Jahre 1802, während er einige kleinere lyrische Erzeugnisse schrieb; war er mit der „Braut von Messina" beschäftigt, die sich besonders durch eine glänzende Sprache auszeichnet. Der Chor in diesem Stücke und das die Geschicke der Menschen geheimnisvoll lenkende Verhängnis weisen auf das Altertum zurück. Im folgenden Jahre schuf der Dichter sein letztes Drama, den „Wilhelm Tell." Die Idee jener Freiheit, welche sich durch Schillers ganze Dichtung zieht, die in den Räubern und im Fiesko noch roh und unklar, im Don Carlos gereinigter auftritt, ist im Tell künstlerisch vollendet.

„Diese Idee nahm, wie Göthe sagt, eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Kultur weiter gieng und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte, in seinem spätern Leben die ideelle."

In alle seine Dichtungen trug Schiller seine Individualität; auch das Volksleben im Tell ist idealisiert; dagegen hat der Dichter,

dem es nie vergönnt war, die Ufer des Vierwaldstädter-Sees zu sehen, die Volksüberlieferung (nach Tschudi) treu benützt. Neben dem Helden des Stückes treten noch drei Hauptcharaktere hervor: der jugendliche Melchthal, der thatkräftige Stauffacher nebst seiner kühnen Gattin Gertrude, und endlich der besonnene Greis Walter Fürst.

Diese herrlichen Werke lieferte uns Schiller auf Kosten seiner Gesundheit. Er gehörte zu denjenigen Menschen, die fast immer kränkeln, allein sein Geist war ruhig und heiter und aufgelegt zu freundschaftlicher Mittheilung und interessantem Gespräch.

Schiller starb unter großen Entwürfen am 9. Mai 1805, in demselben Jahre, als auch das deutsche Reich zu Grabe getragen wurde [1]).

56. Der Spaziergang.

(Das Gedicht erschien zuerst in den „Horen" (1795, 10. Stück S. 72) mit der Überschrift „Elegie," gleichsam als Beispiel für Schillers Auffassung der Elegie, worin die Natur als Gegenstand unserer sittlichen Trauer und rein menschlichen Sehnsucht dargestellt werde. Schiller selbst hielt viel von diesem Gedichte; eben so Humboldt und Herder. Es führt den Menschen von seinem reinen Naturleben durch alle Stufen der Gesittung bis zur rohen Ausartung der Kultur, wo denn der Dichter sich an dem Herzen der immer gleichen Natur wiederfindet, um sich an ihren selbst wilden Gestalten zu trösten und zu erheben über die wilden Verödungen ausgearteter Menschheit. Vergl. das eleusische Fest.)

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich stralenden Gipfel!
  Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, lachende Flur, euch, säuselnde Linden,
  und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt.
Ruhige Bläue, dich auch, die unermesslich sich ausgießt
  um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,

---

[1]) Schillers Werke sind fast in aller Händen; darum theilen wir hier, um noch Raum für anderes zu gewinnen, wenige Proben mit. Seine Gedankenlyrik und die Romanzen sind ohnehin der Jugend meist bekannt. (Vergl. I. Littb. 3. Aufl. S. 92, 118, 201, 286, 287, 288, 307; in der 4. Aufl. S. 93, 104, 250 — 252.).

Eine nützliche Lektüre gewährt „Schillers Leben nach seinen Briefen" (von Karoline von Wolzogen), Cotta'scher Verlag. Zur Würdigung Schillers s. Moriz Carriere „Wesen und Formen der Poesie" (Brockhaus 1854); ferner die bekannte Litteraturgeschichte von Vilmar.

auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir!
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
durch ihr freundliches grün schlingt sich der ländliche Pfad;
um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee,
glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
in des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstolen durchdringt der Zweige laubichtes Gitter
sparsames Licht, und es blickt lachend das blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt die Hülle. Der offene Wald gibt
überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter mir abstürzt,
wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
blicke mit schwindeln hinauf, blicke mit schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, die des Landmanns Eigentum scheiden,
in den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt,
freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand;
aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße;
auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.

Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
traulich rankt sich der Weinstock empor an dem niedrigen Fenster,
einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz;
deine Wünsche beschränkt der Ärnten ruhiger Kreislauf,
gleich, wie dein Tagewerk, windet dein Leben sich ab!
aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
und das gleiche nur ist's, was an das gleiche sich reiht.
Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl, und alles Bedeutung,
dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an;
prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
aus dem felsichten Kern hebt sich die türmende Stadt.
In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
großes wirket ihr Streit, größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, in tausend Brüsten
schlägt, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
in dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
herrliche Gaben bescherend, erscheinen sie: Ceres vor allen
bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Reiser,
auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran;
Mutter Cybële spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
in das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.

Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
blickten dem Zuge nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke.
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr geliebten! Von eurem Blute begossen,
grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Achst, es erseufzt die Dryade,
hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last;
aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
in der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Amboss ertönt von dem Takt geschwungener Hämmer;
unter der nervichten Faust sprützen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel;
durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Reede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Krane, die Märkte, von fröhlichem Leben,
seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ärnten der Erde der Kaufmann,
was dem glühenden Stral Afrika's Boden gebiert,
was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste empor.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
und vom Meißel beseelt, redet der fühlende Stein;
künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen,
und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein;
leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemache zeichnet bedeutende Zirkel
sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete hassen und lieben,
folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Stral,

sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. *)
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der beglückte! Zerriss' er
mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturme die Anker, die an dem Ufer
warnend ihn hielten, ihn fasst mächtig der flutende Strom;
ins unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn;
hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur;
in der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
drängt sich Verleumdung heran, reißt von dem Freunde den Freund **),
auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
mit vergiftendem Biss tötet des Lästerers Zahn;
feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
kaum gibt wahres Gefühl noch durch verstummen sich kund.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,

---

*) „Tiefere Einsicht in das wirken der physischen Kräfte hat sich nur bei den Volksstämmen gefunden, welche die gemäßigte Zone unserer Hemisphäre bewohnen. — Wir berühren hier den Punkt, wo, in dem Kontakt mit der Sinnenwelt, zu den Anregungen des Gemüthes sich noch ein anderer Genuss gesellt, ein Naturgenuss, der aus Ideen entspringt: da wo in dem Kampf der streitenden Elemente das ordnungsmäßige, gesetzliche nicht bloß geahndet, sondern vernunftmäßig erkannt wird, wo der Mensch, wie der unsterbliche Dichter sagt:

sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht."

(Alex. v. Humboldt, Kosmos I. S. 16.)

**) V. 151 ursprünglich: drängt sich der Sykophant.

mag der Sitten, des Staats kernlose Hülse bestehn,
bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
an das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit —
einer Tiegerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt —
aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit
und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig,
zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück! — —
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben
keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand;
brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
der mit des Lebens furchtbarem Bild mich schaudernd ergriffen,
mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in nimmer veränderter schöne
ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz;
immer dieselbe, bewarst du in treuen Händen dem Manne,
was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
unter demselben blau, über dem nämlichen grün
wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Zur Erläuterung.

(Von M. Carriere, Wesen und Formen der Poesie S. 434. Ausführlicher in Rochholzens „deutschen Arbeitsentwürfen" II. 407—417.)

Der Spaziergang schildert die Wechselbezüge der Natur und Kultur und ihren Einklang in der wahren Bildung. Mit der Natur, die alles trägt und

ergänzt, beginnt und schließt das Gedicht. Die Naturschilderungen sind so meister- und musterhaft geworden, weil der Dichter nicht etwas äußerlich fertiges, gleichzeitig bestehendes beschreibt, wo er doch, da seine Worte nur nach und nach vernommen werden, nur Stückwerk liefern und mit dem Maler unglücklich wetteifern würde, sondern weil er, der Dichter selbst, der lebendige Mensch, der Mittelpunkt und Spiegel der Dinge ist, weil er sich nach dem Busen der Natur sehnt, weil diese ihn erquickt, in ihrem Thau sich gesund baden läßt, und die Wonne dieser Reinigung aus jedem Vers hervortönt, weil der Dichter selbst sich in der Natur bewegt, und somit Schritt für Schritt, nach und nach die neuen Eindrücke empfängt, deren Bilder er entwirft, weil er endlich in der Natur ein wirken selbstthätiger, seelenhafter Kräfte sieht und diese mithandelnd in das Leben eingreifen läßt. Wie der Dichter von seinem umwaldeten Berg die Stadt erblickt, stellt er nun zu wechselseitiger Beleuchtung der Naturschilderung die Betrachtung des Kulturlebens, des Bürgertums, der Gewerbe, der Künste und Wissenschaften gegenüber; aber während die Natur immerdar sicher beharrt, herrscht hier im Reiche der Freiheit die Veränderung, ist auch eine Entartung möglich, die mit ihren Gräueln und Schrecken dann den Menschen auf die Natur wieder hinweist. „Und die Sonne Homers, siehe sie lächelt auch uns.“

57. Die feindlichen Brüder

(oder die Braut von Messina, Trauerspiel mit Chören; Ausg. 1803 S. 17 bis 26. Isabella, Fürstin von Messina, Witwe, sucht ihre beiden entzweiten Söhne Don Manuel und Don Cesar zu versöhnen.)

Erster Chor.

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
unter der Menschen flücht'gem Geschlecht,
aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
die sich immer erneuend erschafft,
jenen ward der gewaltige Wille
und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
führen sie aus, was dem Herzen gelüstet.
Füllen die Erde mit mächtigem Schall,
aber hinter den großen Höhen
geht auch der tiefe, der donnernde Fall.
Darum lob ich mir niedrig zu stehen,
mich verbergend in meiner Schwäche.
Jene gewaltigen Wetterbäche,
aus des Hagels unendlichen Schloßen,
aus den Wolkenbrüchen zusammen geflossen,

kommen finster gerauscht und geschossen,
reißen die Brücken und reißen die Dämme
donnernd mit fort im Wogengeschwemme,
nichts ist, das die gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblick hat sie geboren,
ihres Laufes furchtbare Spur
geht verrinnend im Sande verloren,
die Zerstörung verkündigt sie nur.
— Die fremden Eroberer kommen und gehen,
wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

(Die hintere Thüre öffnet sich, Donna Isabella erscheint zwischen ihren Söhnen Don Manuel und Don Cesar.)

Beide Chöre.

Preis ihr und Ehre,
die uns dort aufgeht,
eine glänzende Sonne,
knieend verehr' ich dein herrliches Haupt.

Erster Chor.

Schön ist des Mondes
mildere Klarheit
unter der Sterne blitzendem Glanz,
schön ist der Mutter
liebliche Hoheit
zwischen der Söhne feuriger Kraft,
nicht auf der Erden
ist ihr Bild und ihr Gleichnis zu sehn.

Hoch auf des Lebens
Gipfel gestellt,
schließt sie blühend den Kreis des schönen,
mit der Mutter und ihren Söhnen
krönt sich die herrlich vollendete Welt.

Zweiter Chor.

Freudig sieht sie aus ihrem Schoße
einen blühenden Baum sich erheben,
der sich ewig sprossend erneut.
Denn sie hat ein Geschlecht geboren,
welches wandeln wird mit der Sonne
und den Namen geben der rollenden Zeit.
Völker verrauschen,
Namen verklingen,
finstere Vergessenheit

breitet die dunkelnachtenden Schwingen
über ganzen Geschlechtern aus.

Aber der Fürsten
einsame Häupter
glänzen erhellt,
und Aurora berührt sie
mit den ewigen Stralen
als die ragenden Gipfel der Welt.

Isabella
(mit ihren Söhnen vortretend).

Blick nieder, hohe Königin des Himmels,
und halte deine Hand auf dieses Herz,
dass es der Übermuth nicht schwellend hebe,
denn leicht vergäße sich der Mutter Freude,
wenn sie sich spiegelt in der Söhne Glanz,
zum erstenmal, seitdem ich sie geboren,
umfass ich meines Glückes Fülle ganz.
Denn bis auf diesen Tag must' ich gewaltsam
des Herzens fröhliche Ergießung theilen,
vergessen ganz must' ich den einen Sohn
wenn ich der Nähe mich des andern freute.
O meine Mutterliebe ist nur eine,
und meine Söhne waren ewig zwei!
— Sagt, darf ich ohne zittern mich der süßen
Gewalt des trunknen Herzens überlassen?

(zu Don Manuel)

Wenn ich die Hand des Bruders freundlich drücke,
stoß ich den Stachel nicht in deine Brust?

(zu Don Cesar)

Wenn ich das Herz an seinem Anblick weide,
ist's nicht ein Raub an dir? — O ich muß zittern,
dass meine Liebe selbst, die ich euch zeige,
nur eures Hasses Flammen heft'ger schüre.

(nachdem sie beide fragend angesehen)

Was darf ich mir von euch versprechen? Redet!
Mit welchem Herzen kamet ihr hieher?
ist's noch der alte unversöhnte Hass,
den ihr mit herbringt in des Vaters Haus,
und wartet draußen vor des Schlosses Thoren
der Krieg, auf Augenblicke nur gebändigt

und knirschend in das eherne Gebiss,
um alsobald, wenn ihr den Rücken mir
gekehrt, mit neuer Wuth sich zu entfesseln?

Chor.

Krieg oder Frieden! Noch liegen die Loße
dunkel verhüllt in der Zukunft Schoße!
doch es wird sich noch, eh' wir uns trennen, entscheiden
wir sind bereit und gerüstet zu beiden.

Isabella
(im ganzen Kreis umher schauend).

Und welcher furchtbar kriegerische Anblick!
Was sollen diese hier? Ist's eine Schlacht,
die sich in diesen Sälen zubereitet?
Wozu die fremde Schar, wenn eine Mutter
das Herz aufschließen will vor ihren Kindern?
Bis in den Schoß der Mutter fürchtet ihr
der Arglist Schlingen, tückischen Verrath,
dass ihr den Rücken euch besorglich deckt?
— O diese wilden Banden, die euch folgen,
die raschen Diener eures Zorns — sie sind
nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,
dass sie euch wohlgesinnt zum besten rathen!
Wie könnten sie's von Herzen mit euch meinen,
den Fremdlingen, dem eingedrung'nen Stamm,
der aus dem eignen Erbe sie vertrieben,
sich über sie der Herrschaft angemaßt?
Glaubt mir! Es liebt ein jeder, frei sich selbst
zu leben nach dem eigenen Gesetz,
die fremde Herrschaft wird mit Neid ertragen.
Von eurer Macht allein und ihrer Furcht
erhaltet ihr den gern versagten Dienst.
Lernt dieß Geschlecht, das herzlos falsche kennen!
Die Schadenfreude ist's, wodurch sie sich
an eurem Glück, an eurer Größe rächen.
Der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz
ist ihrer Lieder Stoff und ihr Gespräch,
was sich vom Sohn zum Enkel fort erzählt,
womit sie sich die Winternächte kürzen.
— O meine Söhne! feindlich ist die Welt
und falsch gesinnt! Es liebt ein jeder nur
sich selbst, unsicher, los und wandelbar

sind alle Bande, die das leichte Glück
geflochten — Laune löst, was Laune knüpfte —
nur die Natur ist redlich! Sie allein
liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest,
wenn alles andre auf den sturmbewegten Wellen
des Lebens unstät treibt. — Die Neigung gibt
den Freund, es gibt der Vortheil den Gefährten,
wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab,
ihn kann das Glück nicht geben! Anerschaffen
ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
voll Kriegs und Truges steht er zweifach da!

Chor.

Ja, es ist etwas großes, ich muß es verehren,
um einer Herrscherin fürstlichen Sinn,
über der Menschen thun und verkehren
blickt sie mit ruhiger Klarheit hin.
Uns aber treibt das verworrene streben
blind und sinnlos durch's wüste Leben.

Isabella

(zu Don Cesar).

Du der das Schwert auf seinen Bruder zückt,
sieh dich umher in dieser ganzen Schar,
wo ist ein edler Bild als deines Bruders?

(zu Don Manuel)

Wer unter diesen, die du Freunde nennst,
darf deinem Bruder sich zur Seite stellen?
Ein jeder ist ein Muster seines Alters,
und keiner gleicht und keiner weicht dem andern.
Wagt es, euch in das Angesicht zu seh'n!
O Raserei der Eifersucht, des Neides!
Ihn würdest du aus tausenden heraus
zum Freunde dir gewählt, ihn an dein Herz
geschlossen haben als den einzigen,
und jetzt, da ihn die heilige Natur
dir gab, dir in der Wiege schon ihn schenkte,
trittst du, ein Frevler an dem eignen Blut,
mit stolzer Willkür ihr Geschenk mit Füßen,
dich wegzuwerfen an den schlechtern Mann,
dich an den Feind und Fremdling anzuschließen!

Don Manuel.

Höre mich, Mutter.

Don Cesar.

Mutter, höre mich.

Isabella.

Nicht Worte sind's, die diesen traur'gen Streit
erledigen. — Hier ist das mein und dein,
die Rache von der Schuld nicht mehr zu sondern.
— Wer möchte noch das alte Bette finden
des Schwefelstroms, der glühend sich ergoss?
Des unterird'schen Feuers schreckliche
Geburt ist alles, eine Lavarinde
liegt aufgeschichtet über dem gesunden,
und jeder Fußtritt wandelt auf Zerstörung.
— Nur dieses eine leg' ich euch an's Herz.
Das böse, das der Mann, der mündige,
dem Manne zufügt, das, ich will es glauben,
vergibt sich und versöhnt sich schwer. Der Mann
will seinen Hass, und keine Zeit verändert
den Rathschluss, den er wohl besonnen fasst.
Doch eures Haders Ursprung steigt hinauf
in unverständ'ger Kindheit frühe Zeit,
sein Alter ist's, was ihn entwaffnen sollte.
Fraget zurück, was euch zuerst entzweite,
ihr wisst es nicht, ja fändet ihr's auch aus,
ihr würdet euch des kind'schen Haders schämen.
Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
der fortgezeugt in unglücksel'ger Kette,
die neu'ste Unbill dieses Tags geboren.
Denn alle schwere Thaten, die bis jetzt geschah'n,
sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.
— Und jene Knabenfehde wolltet ihr
noch jetzt fortkämpfen, da ihr Männer seid?

(beider Hände fassend)

O meine Söhne! Kommt, entschließet euch,
die Rechnung gegenseitig zu vertilgen,
denn gleich auf beiden Seiten ist das Unrecht.
Seid edel, und großherzig schenkt einander
die unabtragbar ungeheure Schuld.
Der Siege göttlichster ist das vergeben!

VII. Aus dem Briefwechsel Schillers und Göthe's.

58. Göthe an Knebel.

(Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel Nr. 629.)

Weimar, den 24. Dezember 1824.

Zum neuen Jahre schönstens Glück wünschend, übersende hierbei ein Bildnis, dem du manchmal einen freundlichen Blick gönnen mögest.

Möge das nächste Jahr uns beiden und den unsrigen günstig sein. Mir kann es nicht an Unterhaltung fehlen, denn ich sehe für die nächsten dreihundertfünfundsechzig Tage genug zu thun. Auch du hast dir so viel Interesse erhalten, dass es dir weder Tags noch Nachts fehlen kann.

Meine Korrespondenz mit Schiller, die nun fast beisammen ist, hat mir Unterhaltung und Belehrung gegeben; sie endigte 1805, und wenn man denkt, dass 1806 die Invasion der Franzosen eintrat, so sieht man beim ersten Anblick, dass sie eine Epoche abschließt, von der uns kaum eine Erinnerung bleibt. Jene Weise sich zu bilden, die sich aus der langen Friedensepoche entwickelte und immer fort steigerte, ward gewaltsam unterbrochen, alles von Jugend und Kindheit auf ward genöthigt, sich anders zu bilden, da es denn auch in einer tumultarischen Zeit an Verbildung nicht fehlte. Desto reiner steht jenes Zeugnis einer Epoche da, die vorüber ist, nicht wieder kommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt und nicht über Deutschland allein mächtig lebendigen Einfluss offenbart. Vergnügen wir uns, dass wir daran Theil nahmen und noch immer sind was und wie wir waren, und dass unsere Freundschaft sich auch eben so dauerhaft bewährte. Und also wiederholt: Möge das nächste Jahr uns abermals günstig sein!

59. Schiller an Göthe.

(Mit diesem Briefe beginnt der „Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe;" I. Nr. 1. Vergl. Littb. III. Nr. 55. Die Ankündigung der „Horen" war beigefügt.)

Hochwohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer Sie unbegränzt hochschätzenden Gesellschaft, die Zeitschrift, von der die Rede ist,

mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Wert nur Eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluss Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit gröster Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns dieselben zusagen wollen.

Hier in Jena haben sich die HH. Fichte, Woltmann und von Humboldt zur Herausgabe dieser Zeitschrift vereinigt, und da, einer nothwendigen Einrichtung gemäß, über alle einlaufenden Manuskripte die Urteile eines engern Ausschusses eingeholt werden sollen, so würden Ew. Hochwohlgeboren uns unendlich verpflichten, wenn Sie erlauben wollten, dass Ihnen zu Zeiten eins der eingesandten Manuskripte dürfte zur Beurteilung vorgelegt werden. Je größer und näher der Antheil ist, dessen Sie unsre Unternehmungen würdigen, desto mehr wird der Wert derselben bei demjenigen Publikum steigen, dessen Beifall uns der wichtigste ist. Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer

Jena, 13. Juni 1794.

Fr. Schiller.

60. Antwort Göthe's.

(Briefw. I. Nr. 2.)

Ew. Wohlgeboren

eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein.

Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden, das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so theile ich es gern mit; gewis aber wird eine nähere Verbindung mit so wackern Männern als die Unternehmer sind, manches, das bei mir ins stocken gerathen ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen.

Schon eine sehr interessante Unterhaltung wird es werden, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten

Schriften zu prüfen hat, wie über Gehalt und Form zu wachen, um diese Zeitschrift vor andern auszuzeichnen und sie bei ihren Vorzügen wenigstens eine Reihe von Jahren zu erhalten.

Ich hoffe bald mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern auf's beste.

Weimar, den 24. Juni 1794.

Göthe.

61. Göthe an Schiller.

(Briefwechsel I. Nr. 5.)

Zu meinem Geburtstag, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuss und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir nach einem so unvermutheten begegnen mit einander fortwandern müsten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewust, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, dass mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen niederlegen und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und zaudern bei mir entdecken, über die

ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewust bin. Doch dergleichen Erscheinungen finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tirannisch ist.

Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen.

Leider habe ich meinen Roman, wenige Wochen vor Ihrer Einladung, an Unger gegeben, und die ersten gedruckten Bogen sind schon in meinen Händen. Mehr als einmal habe ich diese Zeit gedacht, dass er für die Zeitschrift recht schicklich gewesen wäre; es ist das einzige, was ich noch habe was Masse macht, und das eine Art von problematischer Komposizion ist, wie sie die guten Deutschen lieben.

Das erste Buch schicke ich, sobald die Aushängebogen beisammen sind. Die Schrift ist schon so lange geschrieben, dass ich im eigentlichsten Sinne nur der Herausgeber bin.

Wäre sonst unter meinen Ideen etwas, das zu jenem Zwecke aufgestellt werden könnte, so würden wir uns leicht über die schicklichste Form vereinigen und die Ausführung sollte uns nicht aufhalten.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise.

Ettersburg, den 27. August 1794.

Göthe.

62. Schiller an Göthe.

(Briefwechsel I. Nr. 37.)

Jena, den 2. Januar 1795.

Meine besten Wünsche zu dem neuen Jahre, und noch einen herzlichen Dank für das verflossene, das mir durch Ihre Freundschaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergesslich ist.

Ich habe es mit vielem Fleiße beschlossen, und um etwas vollendet zu haben, wenn Sie kommen, habe ich mir in diesen letzten Tagen etwas zugemuthet. Nun bin ich mit dieser Arbeit zu Ende, und sie kann Ihnen, wenn Sie kommen, vorgelegt werden.

Die Epistel, für die ich Ihnen bestens danke, liegt noch bei mir; denn da das andre, was zunächst darauf folgen sollte, noch nicht fertig war, so konnte ich sie allein nicht abschicken. Auch pres-

sierte es weniger, weil mir noch mehr Manuskript zum ersten Stück der Horen abgefordert wurde, da selbst die Fichte'sche Abhandlung nicht reichte, und also die Erscheinung dieses Stückes um vierzehn Tage verzögert wird.

Herr Professor Meyer wird mich entschuldigen, dass ich einen Theil seines Aufsatzes ohne seine spezielle Erlaubnis noch für dieses Stück abgeschickt habe. Es war nicht möglich, ihm solchen nach meiner Bearbeitung wieder vorzulegen, weil ich ihn noch an demselben Posttag muste abgehen lassen. Indessen glaube ich ihm in voraus versichern zu können, dass er damit zufrieden sein werde, weil meine Änderungen sich schlechterdings nur auf das Äußere beschränkten. Dieser Aufsatz hat mir sehr viel Freude gemacht, und er wird ein sehr schätzbares Stück für die Horen sein. Es ist etwas so äußerst seltenes, dass ein Mann wie Meyer Gelegenheit hat, die Kunst in Italien zu studieren, oder dass einer, der diese Gelegenheit hat, gerade ein Meyer ist.

Die Klopstock'sche Ode, von der Sie schreiben, habe ich nicht gelesen, und wenn Sie solche noch haben, bitte ich sie mitzubringen. Der Titel läßt schon eine solche Geburt erwarten.

Auf die Fortsetzung Meisters, die Sie doch auch mitbringen werden, freue ich mich gar sehr, und ich kann sie jetzt recht genießen, da ich nach einer individuellen Darstellung ordentlich lechze.

Möchten Sie uns doch einige Szenen aus dem Faust noch zu hören geben. Frau v. Kalb, die etwas davon wuste, hat mich neuerdings äußerst begierig darnach gemacht, und ich wüste nicht, was mir in der ganzen dichterischen Welt jetzt mehr Freude machen könnte.

Ihre Aufträge wegen Obereit werden besorgt. Gegenwärtig hat er noch zu leben, weil ihm von Meiningen Geld geschickt worden ist. Etwas von den vier Louisdor wird man nothwendig auf seine Bekleidung wenden müssen, besonders da man ihm dadurch die Möglichkeit verschafft, fremde Tische zu besuchen, von denen ihn bis jetzt sein philosophischer Cynismus [1]) ausgeschlossen hat.

Ich hoffe in einigen Tagen entweder Sie selbst zu sehen, oder doch von der Zeit Ihrer Ankunft Nachricht zu erhalten.

Alles empfiehlt sich Ihnen aufs beste. Sch.

---

[1]) d. i. Unflätigkeit; cynisch heißt schamlos, unflätig.

63. Schiller an Göthe.

(Briefwechsel I. Nr. 48.)

Jena, den 19. Februar 1795.

Das elende Wetter hat wieder allen meinen Muth mit fortgenommen, und meine Thürschwelle ist wieder die alte Gränze meiner Wünsche und meiner Wanderschaft. Wie gern will ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen, sobald ich meiner Gesundheit ein wenig trauen kann, sollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden sehen. Mich verlangt herzlich darnach, und meine Frau, die sich sehr auf diesen Besuch bei Ihnen freut, wird mir keine Ruhe lassen, ihn auszuführen.

Ich gab Ihnen neulich treu den Eindruck zurück, den Wilhelm Meister auf mich machte, und ist also wie billig, Ihr eigenes Feuer, an dem Sie sich wärmen. Körner schrieb mir vor einigen Tagen mit unendlicher Zufriedenheit davon, und auf sein Urteil ist zu bauen. Nie habe ich einen Kunstrichter gefunden, der sich durch die Nebenwerke an einem poetischen Produkt so wenig von dem Hauptwerke abziehen ließe. Er findet in W. Meister alle Kraft aus Werthers Leiden, nur gebändigt durch einen männlichen Geist, und zu der ruhigen Anmuth eines vollendeten Kunstwerkes geläutert.

Was Sie von der kleinen Schrift Kants schreiben, erinnere ich mich bei Lesung derselben auch empfunden zu haben. Die Ausführung ist bloß anthropologisch, und über die letzten Gründe des schönen lernt man darin nichts. Aber als Physik und Naturgeschichte des erhabenen und schönen enthält es manchen fruchtbaren Stoff. Für die ernsthafte Materie schien mir der Stil etwas zu spielend und blumenreich; ein sonderbarer Fehler an einem Kant, der aber wieder sehr begreiflich ist.

Herder hat uns mit einem gar glücklich gewählten und ausgeführten Aufsatz beschenkt, worin der so gangbare Begriff vom eigenen Schicksal beleuchtet wird. Materien dieser Art sind für unsern Gebrauch vorzüglich passend, weil sie etwas mystisches an sich haben, und durch die Behandlung doch an irgend eine allgemeine Wahrheit angeknüpft werden.

Weil doch eben vom Schicksal die Rede ist, so muß ich Ihnen

sagen, dass ich dieser Tage auch über mein Schicksal etwas entschieden habe. Meine Landsleute haben mir die Ehre angethan, mich nach Tübingen zu berufen, wo man sich jetzt sehr mit Reformen zu beschäftigen scheint. Aber da ich doch einmal zum akademischen Lehrer unbrauchbar gemacht bin, so will ich lieber hier in Jena, wo ich gern bin und wo möglich leben und sterben will, als irgend anderswo müßig gehen. Ich hab es also ausgeschlagen, und mache mir daraus kein Verdienst; denn meine Neigung entschied schon allein die ganze Sache, so dass ich gar nicht nöthig hatte, mich der Verbindlichkeiten zu erinnern, die ich unserm guten Herzog schuldig bin, und die ich ihm am liebsten vor allen andern schuldig sein mag. Für meine Existenz glaube ich nichts besorgen zu dürfen, so lange ich noch einigermaßen die Feder führen kann, und so lasse ich den Himmel walten, der mich noch nie verlassen hat.

Herr v. Humboldt aus Bayreut ist noch nicht hier, und hat über seine Ankunft auch noch nichts bestimmtes geschrieben.

Hier folgen auch die Weißhuhn'schen Blätter, von denen ich Ihnen neulich sagte. Ich bitte mir sie bald zurück.

Herzlich empfehlen wir uns alle Ihrem Andenken.

Sch.

64. Göthe an Schiller.

(Briefwechsel III. Nr. 293.)

Ich erfreue mich besonders, dass Sie von der Sorge wegen des Kindes befreit sind und hoffe, dass seine Genesung so fortschreiten wird. Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau aufs beste.

Ich studiere jetzt in großer Eile das alte Testament und Homer, lese zugleich Eichhorns Einleitung ins erste und Wolfs Prolegomena zu dem letzten. Es gehen mir dabei die wunderbarsten Lichter auf, worüber wir künftig gar manches werden zu sprechen haben.

Schreiben Sie ja so bald als möglich Ihr Schema zum Wallenstein, und theilen mir's mit. Bei meinen jetzigen Studien wird mir eine solche Überlegung sehr interessant, und auch für Sie zum Nutzen sein.

Einen Gedanken über das epische Gedicht will ich doch gleich mittheilen. Da es in der grösten Ruhe und Behaglichkeit angehört

werden soll, so macht der Verstand, vielleicht mehr als an andern Dichtarten seine Forderungen, und mich wunderte dießmal bei Durchlesung der Odyssee grade diese Verstandesforderungen so vollständig befriedigt zu sehen. Betrachtet man nun genau was von den Bemühungen der alten Grammatiker und Kritiker, so wie von ihrem Talent und Charakter erzählt wird, so sieht man deutlich, dass es Verstandsmenschen waren, die nicht eher ruhten, bis jene großen Darstellungen mit ihrer Vorstellungsart überein kamen. Und so sind wir, wie denn auch Wolf sich zu zeigen bemüht, unsern gegenwärtigen Homer den Alexandrinern schuldig, das denn freilich diesen Gedichten ein ganz anderes Ansehen gibt.

Noch eine spezielle Bemerkung. Einige Verse im Homer, die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art wie ich einige selbst in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben habe, um das ganze klarer und fasslicher zu machen und künftige Ereignisse bei Zeiten vorzubereiten. Ich bin sehr neugierig, was ich an meinem Gedicht, wenn ich mit meinen jetzigen Studien durch bin, zu mehren oder zu mindern werde geneigt sein; indessen mag die erste Rezension in die Welt gehen.

Eine Haupteigenschaft des epischen Gedichts ist, dass es immer vor und zurück geht; daher sind alle retardierenden Motive episch. Es dürfen aber keine eigentliche Hindernisse sein, welche eigentlich ins Drama gehören.

Sollte dieses Erfordernis des retardierens, welches durch die beiden Homerischen Gedichte überschwenglich erfüllt wird, und welches auch in dem Plan des meinigen lag, wirklich wesentlich und nicht zu erlassen sein, so würden alle Plane, die geradehin nach dem Ende zuschreiten, völlig zu verwerfen, oder als eine untergeordnete historische Gattung anzusehen sein. Der Plan meines zweiten Gedichtes hat diesen Fehler, wenn es einer ist, und ich werde mich hüten, bis wir hierüber ganz im klaren sind, auch nur einen Vers davon niederzuschreiben. Mir scheint die Idee außerordentlich fruchtbar. Wenn sie richtig ist, muß sie uns viel weiter bringen und ich will ihr gern alles aufopfern.

Mit dem Drama scheint mirs umgekehrt zu sein; doch hievon nächstens mehr. Leben Sie recht wohl.

Weimar, den 19. Aprill 1797. G.

65. Antwort Schillers.

(Briefwechsel III. Nr. 294.)

Ich wollte Ihnen über Ihren letzten Brief, der mir sehr vieles zu denken gegeben, manches schreiben, aber ein Geschäft, das mir diesen Abend unvermuthet wegnimmt, hindert mich daran. Also nur ein paar Worte für heute.

Es wird mir aus allem was Sie sagen immer klarer, dass die Selbständigkeit seiner Theile einen Hauptcharakter des epischen Gedichtes ausmacht. Die bloße, aus dem innersten herausgeholte Wahrheit ist der Zweck des epischen Dichters: er schildert uns bloß das ruhige dasein und wirken der Dinge nach ihren Naturen; sein Zweck liegt schon in jedem Punkt seiner Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, sondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Er erhält uns die höchste Freiheit des Gemüths, und da er uns in einen so großen Vortheil setzt, so macht er dadurch sich selbst das Geschäft desto schwerer; denn wir machen nun alle Anforderungen an ihn, die in der Integrität [1]) und in der allseitigen vereinigten Thätigkeit unserer Kräfte gegründet sind. Ganz im Gegentheil raubt uns der tragische Dichter unsere Gemüthsfreiheit, und indem er unsere Thätigkeit nach einer einzigen Seite richtet und konzentriert, so vereinfacht er sich sein Geschäft um vieles, und setzt sich in Vortheil, indem er uns in Nachtheil versetzt.

Ihre Idee von dem retardierenden Gange des epischen Gedichtes leuchtet mir ganz ein. Doch begreife ich noch nicht ganz, nach dem was ich von Ihrer Epopöe weiß, dass jene Eigenschaft bei dieser fehlen soll. Ihre weitern Resultate, besonders für das Drama, erwarte ich mit großer Begierde. Unterdessen werde ich dem gesagten reiflicher nachdenken.

Leben Sie recht wohl. Mein kleiner Pazient hält sich immer noch recht brav, trotz des schlimmen Wetters. Meine Frau grüßt herzlich.

Jena, den 21. Aprill 1797. Schiller.

---

[1]) D. i. Unversehrtheit, Unverletztheit, der volle Bestand.

66. Schiller an Prof. Meyer, nach Stäfa.

(Briefwechsel III. Nr. 339.)

Jena, den 21. Juli 1797.

Herzlich heißen wir Sie willkommen auf deutschem Boden, lieber Freund. Die Sorge um Sie hat uns oft beunruhigt, und innig freuen wir uns Ihrer zurückkehrenden Gesundheit.

Schämen muß ich mich, dass die erste Zeile von mir Sie schon wieder auf dem Rückweg zu uns antrifft, aber wie viel ich Ihnen auch mündlich zu sagen gehabt hätte, so fand sich doch nichts, was ich über die Berge hätte schicken mögen. Was wir trieben und wie es um uns stand, das erfuhren Sie von unserm Freund, und der wird Ihnen auch gesagt haben, wie sehr Sie uns gegenwärtig waren. Von ihm habe ich mit herzlichem Antheil vernommen, was Sie betrifft, wie trefflich Sie Ihre Zeit benutzten und welche Schätze Sie für uns alle sammelten.

Auch wir waren indes nicht unthätig wie Sie wissen, und am wenigsten unser Freund, der sich in diesen letzten Jahren wirklich selbst übertroffen hat. Sein episches Gedicht haben Sie gelesen; Sie werden gestehen, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neuern Kunst ist. Ich hab es entstehen sehen und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einärntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen streben und herumtappen bewart. Doch Sie haben ihn jetzt selbst, und können sich von allem dem mit eignen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darin beipflichten, dass er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz, dass er jetzt ganz der poetischen

Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes ganzes aus sich zu machen, der kann meines erachtens nichts besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts höheres geben. — Ich gestehe daher, daſs mir alles, was er bei einem längern Aufenthalt in Italien für gewisse Zwecke auch gewinnen möchte, für seinen höchsten und nächsten Zweck doch immer verloren scheinen würde. Also bewegen Sie ihn auch schon deswegen, lieber Freund, recht bald zurückzukommen, und das was er zu Hause hat, nicht zu weit zu suchen.

Ich habe die angenehme Hoffnung, vielleicht Sie beide diesen Winter wieder in der Nähe zu wissen, und so das alte schöne Leben der Mittheilung wieder fortzusetzen. Meine Gesundheit hat sich zwar nicht viel gebessert, doch auch nicht verschlimmert und das ist ein gutes Zeichen; der Muth und die Lust sind geblieben, und der Übergang von der Spekulazion zur Produkzion hat mich erfrischt und verjüngt.

Auch Ihre Schülerin habe ich unterdessen kennen lernen und an ihrem Talent und angenehmen Wesen mich sehr erfreut. Sie denkt Ihrer mit lebhaftem Antheil und ich hoffe das poetische Talent, das sich zeither so schön bei ihr entwickelt hat, soll dem andern nicht geschadet haben.

Leben Sie wohl, mein werter Freund; ich sehe den nähern Nachrichten, die mir G. von Ihnen geben wird, mit Verlangen entgegen. Meine Frau grüßt Sie herzlich; die Familie hat sich unterdessen vermehrt, wie Sie vielleicht wissen, und Karln werden Sie recht gut und brav geartet finden.

67. Schiller an Göthe.

(Briefwechsel III. Nr. 377.)

Jena, den 24. November 1797.

Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt, als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rythmische verwandle, befinde ich mich unter einer

ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platze zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; sie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so muste ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles was sich über das gemeine erheben muß in Versen, wenigstens anfänglich, konzipieren, denn das platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird.

68. Göthe an Schiller.

(Briefwechsel III. Nr. 379.) Den 25. November.

Für Brief und Paket, die ich so eben erhalte, danke ich schönstens und sage nur noch geschwind und aus dem Stegreife, dass ich nicht allein Ihrer Meinung bin, sondern noch viel weiter gehe. Alles poetische sollte rythmisch behandelt werden! Das ist meine Überzeugung, und dass man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur, dass man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. Es ist nicht besser, als wenn sich jemand in seinem Park einen trocknen See bestellte und der Gartenkünstler diese Aufgabe dadurch aufzulösen suchte, dass er einen Sumpf anlegte. Diese Mittelgeschlechter sind nur für Liebhaber und Pfuscher, so wie die Sümpfe für Amphibien. Indessen ist das Übel in Deutschland so groß geworden, dass es kein Mensch mehr sieht, ja, dass sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatischen Arbeiten (und vielleicht Lustspiel und Posse überhaupt) sollten rythmisch sein und man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter weiter nichts übrig, als sich anzubequemen, und in diesem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren Wallenstein in Prosa schreiben wollten; sehen Sie ihn aber als ein selbständiges Werk an, so muß er nothwendig rythmisch werden.

Auf alle Fälle sind wir genöthigt, unser Jahrhundert zu ver-

gessen, wenn wir nach unserer Überzeugung arbeiten wollen; denn so eine Salbaderei in Prinzipien, wie sie im allgemeinen jetzt gelten, ist wohl noch nicht auf der Welt gewesen, und was die neuere Philosophie gutes stiften wird, ist noch erst abzuwarten.

Die Poesie ist doch eigentlich auf die Darstellung des empirisch pathologischen Zustandes des Menschen gegründet, und wer gesteht denn das jetzt wohl unter unsern fürtrefflichen Kennern und sogenannten Poeten? Hat ein Mann wie Garve, der doch auch zeitlebens gedacht haben will und für eine Art von Philosophen galt, denn nur die geringste Ahnung eines solchen Axioms? Hält er Sie nicht darum nur für einen würdigen Dichter, weil Sie sich den Spaſs gemacht haben, die Aussprüche der Vernunft mit dichterischem Munde vorzutragen? was wohl zu erlauben, aber nicht zu loben ist. Wie gerne wollte ich diesen prosaischen Naturen erlauben, vor den sogenannten unsittlichen Stoffen zurückzuschaudern, wenn sie nur ein Gefühl für das höhere poetisch-sittliche, z. B. im Polykrates und Ibykus, hätten und davon entzückt würden.

69. Göthe an Knebel.

(Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel Nr. 489.)

Weimar, den 17. Juli 1816.

Da ich nun, mein theuerster Freund, künftigen Sonnabend von hier zu scheiden gedenke, in Hoffnung einem bessern Klima und günstiger Witterung entgegenzugehen, so begrüße dich noch zum Abschied aufs freundlichste. Möge dir im stillen Thal alles gute werden.

Gönne beikommenden Bildchen einen Raum an deiner Wand, damit du mein desto öfter und gewisser gedenkest.

Weiter weiß ich vor zuströmenden Schlussarbeiten nichts zu sagen, nur daſs ich theilnehmenden Freunden nicht verhelen kann, wie mein Sohn in das Haushaltungs- und Geschäftswesen dergestalt eingreift, daſs ich mit völliger Beruhigung scheiden kann. Sei ihm freundlich, wenn er nach Jena kommen sollte.

Magst du mir in etwa vierzehn Tagen ein Wörtchen schreiben, so trifft es mich in Heidelberg bei den Brüdern Boisseree, oder wird

mir von da nachgesendet. Lebe wohl mit den lieben deinigen, möge der kleine muntere Schelm recht frisch und froh heranwachsen.

70. Göthe an K. v. Woltmann.

(Deutsche Briefe. Leipzig 1834. Nr. 2.)

Weimar, den 15. Oktober 1813.

Damit es mir mit Ihrem Briefe nicht ergehe, wie mit so manchen werten Zuschriften, die ich so lange wiederholt im Kopfe beantworte, bis endlich nichts von allem, was ich sagen wollte, aufs Papier kommt, so will ich lieber gleich für das übersendete meinen schuldigen Dank abtragen, und Ihr gütiges Vertrauen aufrichtig erwiedern.

Zu Ihrer Monatschrift Beiträge zu liefern, bin ich leider durch mancherlei gehindert. Ich muß mich möglichst konzentrieren und darf keine neuen Obliegenheiten eingehn, wenn ich dasjenige, was ich mir vorgenommen habe, wenn so manches dichterisch und wissenschaftlich vorgearbeitete nicht unbrauchbar bleiben und verloren gehen soll. Die unausweichlichen Forderungen, die der Tag an uns macht, sind ohnehin dringend und störend genug.

Hiezu noch eines. Je älter man wird, je weniger wird es uns möglich, in Gesellschaft ans Publikum zu reden. Ich kann nicht verlangen, dass ein Redaktör Aufsätze ausschließen soll, die mit meinem Sinne widersprechen; allein mir kommt es gar zu wunderlich vor, meine Überzeugung und das Gegentheil davon in Einem Hefte zu lesen. Schließe ich mich aber in ein Bändchen ein, so lasse ich jeden gern in seinen Bänden und auf seinen Blättern mir nach Belieben widersprechen: ich sehe mich kaum darnach um; kommt es mir zufällig zu Gesicht, so übe und belehre ich mich daran, so gut als es gehen will.

Da ich dieses einigen werten Freunden, seit etlichen Wochen, habe antworten müssen, so verzeihen Sie mir gewis diese meiner Lage und meinen Kräften ganz angemessene Erklärung.

Nehmen Sie nun aber den besten und aufrichtigsten Dank für das, was Sie über meine biografische Arbeit haben äußern wollen. Der gründliche und freidenkende Historiker ist freilich am ersten im Fall, sehr problematische Erzeugnisse zu beurteilen und zu würdi-

gen. Er stößt sich nicht daran, daſs man ihm Dichtung und Wahrheit anbietet, da er weiß, wie viel Dichtung er von bedeutenden historischen Denkwürdigkeiten abziehn muß, um die Wahrheit übrig zu behalten. Die Deutschen haben die eigene Art, daſs sie nichts annehmen können, wie man's ihnen gibt. Reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf; bietet man ihnen die Spitze, so klagen sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen; und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit; erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor habe ich mich daher jederzeit vereinzelt gefunden, weil nur mein vergangenes wirksam war, und ich zu meinem gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte. Hieraus ersehen Sie, wie sehr ich die so freundliche als einsichtsvolle Einleitung schätzen muß, die Sie meiner letzten Arbeit gönnen wollen.

Sodann bin ich für die Fortsetzung des Tacitus höchlich verbunden, und werde mit der Abhandlung über Leben, Geist und Werke dieses vortrefflichen Schriftstellers mich sogleich beschäftigen, und es dankbar erkennen, daſs Sie mich wieder zu ihm führen. Vor zwei Jahren im Karlsbad war es das letzte Mal, daſs ich ihn in die Hand nahm.

Unsern guten Wieland haben wir nun auch verloren. Er trug die Unfälle der letzten Jahre mit Gleichmuth, wie das Glück der früheren. Er lebte nach seiner Weise, thätig und gesellig, bis an's Ende. Einen gleicheren Lebensfaden hat die Parze kaum gesponnen.

Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns, bis der unsrige abgeschnitten wird, das alte gute Verhältnis manchmal erneuen, und die Zeit so anwenden, daſs jenes, in früheren Zeiten allenfalls versäumte, durch spätere Kraftanwendung einigermaßen nachgeholt werde.

Mich zu fernerem freundlichen Andenken bestens empfehlend

Göthe.

71. Schiller an Wilh. v. Humboldt.

Weimar, den 2. April 1805. *)

Ich könnte es vor dem Himmel nicht verantworten, theurer Freund, wenn ich die schöne Gelegenheit, die sich mir darbietet,

*) Wenige Wochen vor seinem Tode.

Ihnen ein Wort des Andenkens zu sagen, unbenutzt ließe. Ist es gleich eine unendlich lange Zeit, dass ich Ihnen nicht eine Zeile gesagt, so kommt es mir doch vor, als ob unsere Geister immer zusammenhiengen, und es macht mir Freude zu denken, dass ich mich auch nach dem längsten Stillstande mit gleichem Vertrauen, wie da, wie wir noch zusammenlebten, an Ihr Herz legen kann. Für unser Einverständnis sind keine Jahre und keine Räume; Ihr Wirkungskreis kann Sie nicht so sehr zerstreuen und der meinige mich nicht so sehr vereinseitigen und beschränken, dass wir einander wie immer in dem würdigen und rechten begegnen sollten. Und am Ende sind wir ja beide Idealisten, und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, dass die Dinge uns formten, und nicht wir die Dinge.

Dass ich in dieser langen Zeit unsers stockenden Briefwechsels auf meine Art thätig war, wissen Sie, und haben es, wie ich denke, gelesen. Ich wünschte auch von Ihnen selbst zu hören, wie Sie mit meinem Tell zufrieden sind, es ist ein erlaubter Wunsch; denn bei allem, was ich mache, denke ich, wie es Ihnen gefallen könnte. Der Rathgeber und Richter, der Sie mir so oft in der Wirklichkeit waren, sind Sie mir in Gedanken auch noch jetzt, und wenn ich mich, um aus meinem Subjekt herauszukommen, mir selbst gegenüber zu stellen versuche, so geschieht es gerne, in Ihrer Person und aus Ihrer Seele.

Noch hoffe ich in meinem poetischen streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet sein kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle anderen von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt, selbst wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, dass er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten; und so kann es leicht geschehen sein, dass ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.

Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerstreuungen meine

Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reise nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieser furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verschlagen. An Vorsätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich schwankte zu lange hin und her, und habe mich erst seit einigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis Ende dieses Jahres beschäftigen wird.

Von unserer litterarischen Welt kann ich Ihnen wenig berichten, denn ich lebe wenig mehr in ihr. Die spekulative Philosophie, wenn sie mich je gehabt hat, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz, und schon allein um ihrentwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben. Um die poetische Produkzion in Deutschland sieht es aber kläglich aus, und man sieht wirklich nicht, wo eine Litteratur für die nächsten 30 Jahre herkommen soll. Auch nicht ein einziges neues Produkt der Poesie weiß ich Ihnen seit langer Zeit zu nennen, was einen neuen Namen an der Spitze trüge und was einem Freude machte. Dagegen regt sich die unselige Nachahmungssucht der Deutschen mehr als jemals, eine Nachahmung, die bloß in einem identischen wiederbringen und verschlechtern des Urbildes besteht. Solche Nachahmungen hat auch mein Wallenstein und meine Braut von Messina vielfach hervorgebracht, aber man ist auch nicht um einen Schritt weiter gefördert.

Aber nun auch genug von meinen und den deutschen Angelegenheiten. Ich wünschte mir anschaulich zu machen, wie Sie in Rom leben und worin Sie leben. Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Stael hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar aufs neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nazion vor der unsrigen fühlbar machte. Im philosophieren und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wie viel wir auch in andern Stücken neben ihnen verlieren mögen.

Zweiter Abschnitt.

Aus der poetischen Litteratur neuester Zeit. *)

72. Vorbemerkung.

Um das Jahr 1800 hatte die deutsche Poesie, hauptsächlich durch Göthe und Schiller, ihren Höhepunkt erreicht, und für lange stehen diese beiden Dichtergrößen als Vorbilder da. In der ersten Zeit des 19. Jahrhunderts rüttelten die großen Kämpfe gegen Frankreich die deutsche Volkskraft mächtig auf, und unter solchen Einflüssen wandten einzelne Männer ihre Aufmerksamkeit der deutschen Vergangenheit zu; sie zogen namentlich die volkstümlichen Elemente der Poesie (Volkslied und Sage) aus früheren Zeiten hervor. Man gieng zu dem lange verkannten deutschen Mittelalter zurück, welches man das christlich-romantische genannt hat, im Gegensatze zu dem heidnisch-antiken Zeitalter. Durch die Bestrebungen der s. g. Romantiker sind neue Quellen eröffnet worden für vaterländische Poesie und Kunst, Sprache und Litteratur; durch sie wurde die mittelhochdeutsche Dichtung bekannter und sie übersetzten berühmte poetische Werke fremder Nazionen. Ihr eignes poetisches schaffen ist weniger hoch anzuschlagen, denn viele von ihnen schwelgten in dunkeln Stimmungen und schattenhaften Fantasien, und die Form ihrer Darstellungen ist

---

*) Aus der poetischen Litteratur der letzten 50 Jahre können hier nur einige der hervorragendsten Dichter berücksichtigt werden. Biograf. Notizen s. hinten. Alle bedeutenden deutschen Dichter und Schriftsteller sind am Schlusse alfabetisch geordnet. Gute Sammlungen sind: Gödeke, eilf Bücher deutscher Dichtung; J. Hub, die deutschen Dichter der Neuzeit; G. Schwab, deutsche Prosa; Kurz, Handb. der deutschen Prosa; Mager, Lesebuch zur Encyklopädie (1847).

häufig mangelhaft. Es gehören hieher A. Wilh. und Friedrich Schlegel, L. Tieck, Brentano, Arnim, Novalis, Heinr. Kleist, Fouqué, Eichendorf, Chamisso; ferner E. M. Arndt, Th. Körner, Schenkendorf; gesinnungsverwandt sind J. Görres, Grillparzer, der Novellist Steffens und der Theolog Schleiermacher; zum Theil neue Bahnen betraten Rückert, Uhland, J. Kerner und G. Schwab; W. Müller, H. Heine, Immermann, Platen. Eine Mischung von klopstock'scher und romantischer Dichtung finden wir bei J. L. Pyrker. Der neuesten Zeit gehören an: J. G. Seidl, A. Grün, Lenau, H. Hoffmann, K. Simrock, Fr. Halm, E. Geibel u. a.

Von den dramatischen Dichtern nennen wir außer Grillparzer, Fr. Halm, H. Kleist noch: Raimund, E. Raupach, Laube, Lotte Birch-Pfeiffer, Gutzkow, Hebbel, Freytag und Bauernfeld.

Im Gegensatze zur Romantik sucht sich, nach dem verstummen der politischen Tendenzdichtung, in unsern Tagen die Realistik geltend zu machen, im Leben wie in der Litteratur. B. Auerbach nahm seine Stoffe aus dem Volksleben („Schwarzwälder Dorfgeschichten"), L. Rellstab und L. Storch lehnen sich an die Geschichte, G. Freytag (in seinem Roman „Soll und Haben") zeichnet das Geschäftsleben, und W. Riehl macht die Gesellschaft überhaupt zum Gegenstande seiner Betrachtungen.

In der wissenschaftlichen Litteratur sind hervorragend, als Historiker: Niebuhr, Ranke, Schlosser, Fr. Raumer, Varnhagen, Heeren, Gervinus, Giesebrecht; im Gebiete der Natur- und Erdkunde: Alex. Humboldt, Ritter, Forster, Martius, Schleiden, Liebig; in der Sprachkunde steht vor allen Jakob Grimm da, der mit poetischem Sinne eine tiefe und klare Wissenschaftlichkeit verbindet.

73. Die Opferung Isaks.

(A. Wilh. Schlegel, sämtliche Werke. I. 314.)

1. Der schöne Jüngling kniet auf dem Altare,
nackt, blaſs, gebeugt, die Arme auf dem Rücken,
ein banges Weh in den erhobnen Blicken,
als ob schon Tod mit Todesfurcht sich pare.

2. Der Vater steht, kraftvoll in greisem Haare,
geschürzt mit Glauben, sich in Gott zu schicken,

den fest ergriffnen Stahl, er will ihn zücken,
und töten allen Trost verwaister Jahre.

3. Doch wie er seine Stirn nach oben wendet,
als spräch er: Du befahlst es, Hort und Rather!
rauscht ihm der Flügel eines Himmelsboten.

4. Mit deinem wollen ist die That vollendet.
Allein behielt sich's vor der ew'ge Vater,
den Sohn zu opfern für die ewig Toten.

74. Der wandernde Musikant.

(Josef Eichendorf.)

1. Durch Feld und Buchenhallen,
bald singend, bald fröhlich still,
recht lustig sei vor allen,
wer's reisen wählen will!

2. Wenn's kaum im Osten glühte,
die Welt noch still und weit,
da weht recht durch's Gemüthe
die schöne Blütenzeit!

3. Die Lerch' als Morgenbote
sich in die Lüfte schwingt,
eine frische Reisenote
durch Wald und Herz erklingt.

4. O Lust, vom Berg zu schauen
weit über Wald und Strom,
hoch über sich den blauen
tiefklaren Himmelsdom!

5. Vom Berge Vöglein fliegen
und Wolken so geschwind,
Gedanken überfliegen
die Vögel und den Wind.

6. Die Wolken ziehn hernieder,
das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
fort bis ins Himmelreich.

75. Der feste Mann.

(E. M. Arndt.)

1. Wer ist ein Mann? Wer beten kann
und Gott dem Herrn vertraut.
Wann alles bricht, er zaget nicht:
dem frommen nimmer graut.

2. Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
inbrünstig, wahr und frei;
denn diese Wehr trügt nimmermehr,
die bricht kein Mensch entzwei.

3. Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
von Herzen fromm und warm;
die heil'ge Glut gibt hohen Muth,
und stärkt mit Stahl den Arm.

4. Dieß ist der Mann, der streiten kann
für Weib und liebes Kind;
der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
und ihre That wird Wind.

5. Dieß ist der Mann, der sterben
kann
für Freiheit, Pflicht und Recht;
dem frommen Muth dünkt alles gut,
es geht ihm nimmer schlecht.

6. Dieß ist der Mann, der sterben
kann
für Gott und Vaterland;
er lässt nicht ab bis an das Grab
mit Herz und Mund und Hand.

7. So, deutscher Mann, so, freier Mann,
mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer sein,
von Gott kommt Glück und Sieg!

76. Die Eichen.

(Th. Körner.)

1. Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
röther stralt der Sonne letztes glüh'n;
und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
schmückt euch doch des Lebens frisches grün,
und der Vorwelt kräftige Gestalten
sind uns noch in eurer Pracht enthalten.

2. Viel des edlen hat die Zeit zertrümmert,
viel des schönen starb den frühen Tod;
durch die reichen Blätterkränze schimmert
seinen Abschied dort das Abendroth.
Doch um das Verhängnis unbekümmert,
hat vergebens euch die Zeit bedroht,
und es ruft mir aus der Zweige wehen:
Alles große muß im Tod bestehen!

3. Und ihr habt bestanden! Unter allen
grünt ihr frisch und kühn mit starkem Muth.
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
der in eurem Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
tot auch sind sie euch ein köstlich Gut;
denn verwesend werden eure Kinder
eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

4. Schönes Bild von alter deutscher Treue,
wie sie beſſ're Zeiten angeschaut,
wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut! —
Ach, was hilft's, dass ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
deine Eichen stehn — du bist gefallen!

77. Abschied vom Leben.

(Th. Körner, in der Nacht vom 17—18. Juni 1813.)

1. Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
hier steh' ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willst! dir hab' ich mich ergeben! —

2. Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Muth! — Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

3. Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
wofür ich rasch und jugendlich entbrannte:
ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte,

4. als lichten Seraph seh ich's vor mir stehen: —
und wie die Sinne langsam mir vergehen,
trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

78. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
sie säuseln und weben Tag und Nacht,
sie schaffen an allen Enden,
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
nun muß sich alles, alles wenden.

79. Morgenlied.

1. Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
noch sind die Morgenglocken nicht
im finstern Thal erklungen.

2. Wie still des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum,
kein Sang hat sich erschwungen.

3. Ich hab' mich längst ins Feld gemacht,
und habe schon dieß Lied erdacht,
und hab' es laut gesungen.

80. Das Glück von Edenhall.

1. Von Edenhall der junge Lord
läßt schmettern Festtrometenschall,
erhebt sich an des Tisches Bord
und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

2 Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
des Hauses ältester Vasall,
nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
das hohe Trinkglas von Kristall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

3. Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
schenk rothen ein aus Portugall!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
und purpurn Licht wird überall,
es stralt aus dem Glücke von Edenhall.

Nr. 78, 79, 80 von Ludwig Uhland.

4. Da spricht der Lord und schwingt's
dabei:
„Dieß Glas von leuchtendem Kristall
gab meinem Ahn am Quell die Fei,
drein schrieb sie: kommt dieß Glas zu
Fall,
fahr wohl dann, o Glück von Edenhall!

5. Ein Kelchglas ward zum Loß mit
Fug
dem freud'gen Stamm von Edenhall;
wir schlürfen gern in vollem Zug,
wir läuten gern mit lautem Schall;
stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

6. Erst klingt es milde, tief und voll,
gleich dem Gesang der Nachtigall,
dann wie des Waldstroms laut Geroll,
zuletzt erdrönt wie Donnerhall
das herrliche Glück von Edenhall.

7. „Zum Horte nimmt ein kühn Ge-
schlecht
sich den zerbrechlichen Kristall;
es dauert länger schon als recht,
stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
versuch ich das Glück von Edenhall."

8. Und als das Trinkglas gellend
springt,
springt das Gewölb mit jähem Knall,
und aus dem Riss die Flamme dringt;
die Gäste sind zerstoben all
mit dem brechenden Glück von Edenhall.

9. Einstürmt der Feind mit Brand
und Mord,
der in der Nacht erstieg den Wall,
vom Schwerte fiel der junge Lord,
hält in der Hand noch den Kristall,
das zersprungene Glück von Edenhall

10. Am Morgen irrt der Schenk
allein,
der Greis, in der zerstörten Hall';
er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
er sucht im grausen Trümmerfall
die Scherben des Glücks von Edenhall.

11. „Die Steinwand" — spricht er,
„springt zu Stück,
die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
in Splitter fällt der Erdenball
einst gleich dem Glücke von Edenhall."

81. Aus den „geharnischten Sonetten."

(Von Fr. Rückert. 1814.)

1. Wir schlingen uns're Händ in einen Knoten,
zum Himmel heben wir den Blick und schwören,
ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Toten.

2. Wir schwören: Steh'n zu wollen den Geboten
des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren;
und diese Schwerter, die wir hier empören,
nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.

3. Wir schwören, dass kein Vater nach dem Sohne
soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

4. noch heimgeh'n, eh der Krieg, der nimmersatte,
ihn selbst entlässt mit einer blut'gen Krone,
dass man ihn heile, oder ihn bestatte!

82. Die sterbende Blume.

1. Hoffe, du erlebst es noch,
dass der Frühling wiederkehrt.
Hoffen alle Bäume doch,
die des Herbstes Wind verheert,
hoffen mit der stillen Kraft
ihrer Knospen winterlang,
bis sich wieder regt der Saft,
und ein neues Glück entsprang.

2. „Ach, ich bin kein starker Baum,
der ein Sommertausend lebt,
nach verträumtem Wintertraum
neue Lenzgedichte webt.
Ach, ich bin die Blume nur,
die des Maies Kuss geweckt,
und von der nicht bleibt die Spur,
wie das weiße Grab sie deckt."

3. Wenn du denn die Blume bist
o bescheidenes Gemüth,
tröste dich, beschieden ist
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
deinen Lebensstaub verstreu'n,
aus dem Staube wirst du noch
hundertmal dich selbst erneu'n.

4. „Ja, es werden nach mir blüh'n
andre, die mir ähnlich sind,
ewig ist das ganze grün,
nur das einzle welkt geschwind:
Aber sind sie, was ich war,
bin ich selber es nicht mehr;
jetzt nur bin ich ganz und gar,
nicht zuvor und nicht nachher.

5. „Wenn einst sie der Sonne Blick
wärmt, der jetzt noch mich durchflammt,
lindert das nicht mein Geschick,
das mich nun zur Nacht verdammt.
Sonne, ja du äugelst schon
ihnen in die Fernen zu;
warum noch mit frost'gem Hohn
mir aus Wolken lächelst du?

6. „Weh mir, dass ich dir vertraut,
als mich wach geküsst dein Stral;
dass in's Aug' ich dir geschaut,
bis es mir das Leben stal!
Dieses Lebens armen Rest
deinem Mitleid zu entzieh'n,
schließen will ich krankhaft fest
mich in mich und dir entflieh'n.

7. „Doch du schmelzest meines Grimms
starres Eis in Tränen auf;
nimm mein fliehend Leben, nimm's,
ewige, zu dir hinauf!
ja, du sonnest noch den Gram
aus der Seele mir zuletzt;
alles, was von dir mir kam,
sterbend dank' ich dir es jetzt:

8. „Aller Lüfte Morgenzug,
dem ich sommerlang gebebt,
aller Schmetterlinge Flug,
die um mich im Tanz geschwebt;
Augen, die mein Glanz erfrischt,
Herzen, die mein Duft erfreut,
wie aus Duft und Glanz gemischt,
du mich schufst, dir dank' ich's heut.

9. „Eine Zierde deiner Welt,
wenn auch eine kleine nur,
ließest du mich blüh'n im Feld,
wie die Stern auf höh'rer Flur.

Einen Odem hauch ich noch,
und er soll kein Seufzer sein;
einen Blick zum Himmel hoch,
und zur schönen Welt hinein.

10. „Ew'ges Flammenherz der Welt,
lass' verglimmen mich an dir!
Himmel, spann dein blaues Zelt,
mein vergrüntes sinket hier.
Heil, o Frühling, deinem Schein!
Morgenluft, heil deinem weh'n!
Ohne Kummer schlaf ich ein,
ohne Hoffnung aufzusteh'n."

Anmerkung. „Die Stimme der Natur, die aus den sprossenden Keimen und heitern Blumen des Frühlings wie aus den welkenden Halmen und fallenden Blättern des Herbstes, die aus dem kommenden Tag wie aus dem scheidenden zu uns redet, ist die Stimme der Vergänglichkeit und des Todes für den, der den innersten Sinn der Natur begriffen hat, wie diesem Bewustsein der gröste der noch lebenden Dichter, Rückert, in „der sterbenden Blume" Worte ergreifender Wahrheit geliehen hat."
(Vilmar, Littgesch. 6. Aufl. S. 112.)

83. Motto.

Möge jeder still beglückt
seiner Freuden warten!
Wie die Rose selbst sich schmückt,
schmückt sie auch den Garten.

84. Aus der Weisheit des Brahmanen.

Wenn du den Muth verlierst, verlierest du die Kraft
zu wirken, und dein Werk verkümmert krüppelhaft.

Wenn der gesunde Muth auf einmal wieder steigt,
zu wilden Ranken ist alsbald der Trieb geneigt.

Drum bitte täglich Gott, dass er dich, streng, wie gütig,
nie muthlos lasse sein, noch werden übermüthig.

85. Das Grab im Busento.

(Graf A. v. Platen, 1820.)

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Und den Fluss hinan, hinunter, ziehn die Schatten tapf'rer Gothen,
die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

Allzufrüh und fern der Heimat musten hier sie ihn begraben,
während noch die Jugendlocken seine Schulter blond umgaben.

Nr. 82, 83, 84 von Friedrich Rückert. Andere aus Gödeke's oder Hub's Sammlung. Rückert bietet eine große Auswahl.

Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.

In der wogenleeren Hölung wühlten sie empor die Erde,
senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.

Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
daſs die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.

Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluſs herbeigezogen;
mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.

Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!"

Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere! [1])

86. An einen Baum.

(Von N. Lenau. Das Gedicht enthält eine Vergleichung: ein morscher Baum mit Honig kann verglichen werden mit einem Greise, der Erfahrung und Weisheit in sich birgt. Ähnliche Parallelen finden wir schon in der heil. Schrift, z. B. Jes. Sirach Kap. 24 heißt es von der göttlichen Weisheit, Vers 22—28: „Ich breitete meine Zweige aus wie eine Eiche, und meine Zweige waren schön und lustig. Ich gab einen lieblichen Geruch von mir wie der Weinstock, und meine Blüte brachte reiche Frucht. Kommt her zu mir und sättigt euch von meinen Früchten. Meine Predigt ist süßer denn Honig und meine Gabe süßer denn Honigseim.)

1. Der Baum, so morsch und lebensarm,
so ausgehölt, sei mir gegrüßt;
wie doch dein froher Bienenschwarm
die Todeswunde dir versüßt!

2. Sie wandern fort im raschen Zug,
sie kehren summend wieder heim
und bringen dir im Freudenflug
von fernen Blumen Honigseim.

3. O Baum, du mahnst mein Herz so schwer
an einem lieben alten Mann;
Gott gebe, kehr ich über's Meer, [2])
daſs ich ihn noch umarmen kann!

4. Baum, wie du morsch und abgedorrt,
doch Honig birgt dein altes Reis:
so birgt der Weisheit süßen Hort
in seiner Brust der morsche Greis.

---

[1]) Der trochäische Rythmus; 8 Takte in jedem Verse; Wohlklang im Wechsel der Vokale; klingende Reimpare; Anreim (Allitterazion) in mehreren Versen.

[2]) 1832 in Amerika gedichtet, wo Lenau ein Jahr lang weilte.

5. Und seine muntre Bienenschar,
Gedanken fliegen aus und ein
und bringen Honig süß und klar,
die reiche Beut' aus Wies' und Hain;

6. Oft lockte sie von hinnen weit,
zu Blumen, die kein Herbst uns raubt,
der Frühlingshauch der Ewigkeit;
dann senkt er still sein edles Haupt. *)

87. Der Postillion.

(Von N. Lenau.)

1. Lieblich war die Maiennacht,
Silberwölklein flogen,
ob der holden Frühlingspracht
freudig hingezogen.

2. Schlummernd lagen Wies' und Hain,
jeder Pfad verlassen;
niemand als der Mondenschein
wachte auf der Straßen.

3. Leise nur das Lüftchen sprach,
und es zog gelinder
durch das stille Schlafgemach
all der Frühlingskinder.

4. Heimlich nur das Bächlein schlich,
denn der Blüten Träume
dufteten gar wonniglich
durch die stillen Räume.

5. Rauher war mein Postillion,
ließ die Geißel knallen,
über Berg und Thal davon
frisch sein Horn erschallen.

6. Und von flinken Rossen vier
scholl der Hufe schlagen,
die durch's blühende Revier
trabten mit behagen.

7. Wald und Flur im schnellen Zug
kaum gegrüßt — gemieden;
und vorbei wie Traumesflug
schwand der Dörfer Frieden.

8. Mitten in dem Maienglück
lag ein Kirchhof innen,
der den raschen Wanderblick
hielt zu ernstem sinnen.

9. Hingelehnt an Bergesrand
war die bleiche Mauer,
und das Kreuzbild Gottes stand
hoch in stummer Trauer.

10. Schwager ritt auf seiner Bahn
stiller jetzt und trüber;
und die Rosse hielt er an,
sah zum Kreuz hinüber:

11. „Halten muß hier Ross und Rad,
„mag's euch nicht gefährden:
„drüben liegt mein Kamerad
„in der kühlen Erden!

12. „Ein gar herzlieber Gesell!
„Herr, 's ist ewig schade!
„Keiner blies das Horn so hell,
„wie mein Kamerade!

13. „Hier ich immer halten muß,
„dem dort unter'm Rasen
„zum getreuen Brudergruß
„sein Leiblied zu blasen!"

14. Und dem Kirchhof sandt' er zu
frohe Wandersänge,
dass es in die Grabesruh'
seinem Bruder dränge.

---

*) Wie die schöne Jahreszeit die Bienen in die Ferne lockt, so gehen zuweilen auch des Greises Gedanken auf die Ewigkeit. Der Frühlingshauch der Ewigkeit lockt die Gedanken zu Blumen, die nicht vergehen.

15. Und des Hornes heller Ton
klang vom Berge wieder,
ob der tote Postillion
stimmt in seine Lieder. —

16. Weiter gieng's durch Feld und Hag
mit verhängtem Zügel;
lang mir noch im Ohre lag
jener Klang vom Hügel.

88. Der Ring.

(Anton Alex. Graf von Auersperg, genannt Anastasius Grün.)

1. Ich saß auf einem Berge
gar fern dem Heimatland,
tief unter mir Hügelreihen,
Thalgründe, Saatenland!

2. In stillen Träumen zog ich
den Ring vom Finger ab,
den sie, ein Pfand der Liebe,
beim Lebewohl mir gab.

3. Ich hielt ihn vor das Auge,
wie man ein Fernrohr hält,
und guckte durch das Reifchen
hernieder auf die Welt:

4. Ei, lustiggrüne Berge
und goldnes Saatgefild,
zu solchem schönen Rahmen
fürwahr ein schönes Bild!

5. Hier schmucke Häuschen schimmernd
am grünen Bergeshang,
dort Sicheln und Sensen blitzend
die reiche Flur entlang!

6. Und weiterhin die Ebne,
die stolz der Strom durchzieht;
und fern die blauen Berge,
Gränzwächter von Granit.

7. Und Städte mit blanken Kuppeln,
und frisches Wäldergrün,
und Wolken, die zur Ferne,
wie meine Sehnsucht, ziehn!

8. Die Erde und den Himmel,
die Menschen und ihr Land,
dieß alles hielt als Rahmen
mein goldner Reif umspannt.

9. O schönes Bild, zu sehen
vom Ring der Lieb umspannt
die Erde und den Himmel,
die Menschen und ihr Land!

89. Der Fichtenbaum.

1. Ein Fichtenbaum steht einsam
im Norden auf kahler Höh,
ihn schläfert; mit weißer Decke
umhüllen ihn Eis und Schnee.

2. Er träumt von einer Palme
die, fern im Morgenland,
einsam und schweigend trauert
auf brennender Felsenwand.

90. Lorelei.

1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
daſs ich so traurig bin,
ein Märchen aus alten Zeiten,
das kommt mir nicht aus dem Sinn.

2. Die Luft ist kühl und es dunkelt,
und ruhig fließt der Rhein;
der Gipfel des Berges funkelt
im Abendsonnenschein.

Nr. 89 und 90 von H. Heine.

3. Die schönste Jungfrau sitzet
dort oben wunderbar,
ihr goldnes Geschmeide blitzet,
sie kämmt ihr goldnes Haar.

4. Sie kämmt es mit goldnem Kamme,
und singt ein Lied dabei;
das hat eine wundersame,
gewaltige Melodei.

5. Den Schiffer im kleinen Schiffe
ergreift es mit wildem Weh;
er schaut nicht die Felsenriffe,
er schaut nur hinauf in die Höh'.

6. Ich glaube, die Wellen verschlingen
am Ende Schiffer und Kahn;
und das hat mit ihrem singen
die Lore-Ley gethan.

91. Das Kind.

(Von Heinrich Hoffmann.)

1. Schön wie's Lied der Nachtigallen,
schön wie eines Sternes Licht,
ist des Kindes süßes lallen,
ist sein lächelnd Angesicht.

2. Aus den blauen Augen schauen
Himmelsfried' und sel'ge Ruh.
Heiter wie voll Gottvertrauen
lächelt es uns allen zu.

3. So in Reden und Gebärden
sei auch du den Kindern gleich;
ihnen gab schon hier auf Erden
Gott der Herr das Himmelreich.

92. Morgenwanderung.

(Von Emanuel Geibel.)

1. Wer recht in Freuden wandern will,
der geh' der Sonn' entgegen;
da ist der Wald so kirchenstill,
kein Lüftchen mag sich regen;
noch sind nicht die Lerchen wach,
nur im hohen Gras der Bach
singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch,
darin uns aufgeschrieben,
in bunten Zeilen manch' ein Spruch,
wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
und der helle Morgenstern
sind Zeugen von seinem lieben.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch
durch alle Sinnen leise,
da pocht an's Herz die Liebe auch
in ihrer stillen Weise,
pocht und pocht, bis sich's erschließt,
und die Lippe überfließt
von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich lässt die Nachtigall
im Busch ihr Lied erklingen,
in Berg und Thal erwacht der Schall
und will sich aufwärts schwingen,
und der Morgenröthe Schein
stimmt in lichter Glut mit ein:
Lasst uns dem Herrn lobsingen!

93. Des Himmels Augen.

(Von J. Gabriel Seidl.)

1. Aus des Menschen Augen schaut
klar sein innres Leben,
diesen Sternen ist vertraut
sein geheimstes streben.

2. Darum, Himmel, mag es sein,
dass man dir vertrauet,
weil aus tausend Augen rein
deine Güte schauet!

94. Sinnsprüche und Aphorismen.

1. Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen *).

2. Zwischen heut und morgen liegt eine lange Frist; lerne schnell besorgen, da du noch munter bist.

3. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt.

4. Efeu und ein zärtlich Gemüth heftet sich an und grünt und blüht. Kann es weder Stamm noch Mauer finden, es muß verdorren, es muß verschwinden.

5. Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

6. Wem ich ein besser Schicksal gönnte? Es sind die erkünstelten Talente; an diesem, an jenem, am besten gebricht's, sie mühen und zwängen und kommen — zu nichts.

7. Das wär' ein schönes Gartengelände, wo man den Weinstock mit Würsten bände. — Wer aber bequem ist und faul, flög' dem eine gebrat'ne Taube in's Maul, er würde höchlich sich's verbitten, wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

8. Was räucherst du nun deinem Toten? Hätt'st du's ihm so im Leben geboten! — Ja! Wer eure Verehrung nicht kennte; euch, nicht ihm baut ihr Monumente. [1])

9. Sollen dich die Dohlen nicht umschrein, must nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.

10. Benutze redlich deine Zeit! Willst was begreifen, such's nicht weit.

11. Thu' nur das rechte in deinen Sachen, das and're wird sich von selber machen.

12. Du bist sehr eilig, meiner Treu! du suchst die Thür und läufst vorbei.

---

*) 1 bis 33 von Göthe, welcher sagt: Alles gescheite ist schon gedacht worden; man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken.

[1]) Einzelne Künstler und Gelehrte haben im Leben darben müßen.

13. Das einfach schöne wird der Kenner loben, verziertes aber sagt der Menge zu.

14. Sage mir mit wem du umgehst, so sage ich dir wer du bist; weiß ich womit du dich beschäftigst, so weiß ich was aus dir werden kann.

15. Ein großer Fehler: dass man sich mehr dünkt als man ist und sich weniger schätzt als man wert ist. Wer sich nicht zuviel dünkt, ist viel mehr als er glaubt.

16. Je gewohnter man die Musik ist, desto mehr wirkt sie.

17. Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das heitere und neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht.

18. Wahrheitsliebe zeigt sich darin, dass man überall das gute zu finden und zu schätzen weiß.

19. Es gibt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

20. Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

21. Was man nicht versteht, besitzt man nicht.

22. Ein jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können.

23. Dilettantismus, ernstlich behandelt, und Wissenschaft, mechanisch betrieben, werden Pedanterei.

24. Der Irrtum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden.

25. Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, dass tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

26. Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

27. Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen.

28. Es ist besser das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Nr. 14 ff. aus dem 49. Bde. (1833, Cotta).

29. Der Dichter steht viel zu hoch, als dass er Partei machen sollte.

30. Nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem, machen eigentlich den Mann der That; die Persönlichkeit ist's, von der alles abhängt. Der Charakter ruht auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können sich zum Charakter gesellen, er gesellt sich nicht zu ihnen, denn ihm ist alles entbehrlich, außer er selbst.

31. Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat, und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wie viel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt.

32. Es gibt eine zerstörende und eine produktive Kritik. Jene ist sehr leicht; denn man darf nur irgend einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so borniert sie auch seien, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern: vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deswegen nicht, die Sache sei abgethan, und man dürfe ohne weiteres seine Forderung als unbefriedigt erklären; und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler. Die produktive Kritik ist um ein gutes Theil schwerer; sie fragt: was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? Und inwiefern ist es gelungen, ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewis schon Vorschritte gethan und sich unserer Kritik entgegengehoben hat.

33. Lehrbrief der Kunst. Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, denken schwer, nach dem gedachten handeln unbequem. Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, das nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das treffliche gefunden, seltener geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge, wandeln wir gern auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur thun, und

redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist, wie gebackenes Brot, schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermalen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das beste. Das beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt; aber des unrechten sind wir uns immer bewust. Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die besten. Des echten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die That. Der echte Schüler lernt aus dem bekannten das unbekannte entwickeln, und nähert sich dem Meister.

34. Etwas fürchten und hoffen und sorgen muß der Mensch für den kommenden Morgen, dass er die Schwere des Daseins ertrage und das ermüdende Gleichmaß der Tage, und mit erfrischendem Windesweben kräuselnd bewege das stockende Leben.

(Schiller, Br. von Mess.)

35. Es ist nicht das lesen, es ist das vertrautsein mit dem Geiste des Buches, was uns stärken und heben kann; und wie man viele Bekannte, aber wenige Freunde hat, so mag es viele Bücher geben, die wir lesen können, und nur wenige, die es wert sind unsere Vertrauten zu werden. (Sailer.)

36. Wenn jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe sondern beim Tadel, dann ist er's. (Paul Richter.)

37. Bei den meisten Wortstreiten (Disputen) wo ich zugegen war, als Zeuge oder als Mitstreiter, fand ich dass die streitenden einander nicht verstanden; im Laufe des Wortstreits, dass sie einander nicht verstehen wollten, oft auch, dass sie einander nicht verstehen konnten. (Sailer.)

38. Der Mensch wird in dem Grade besser, in welchem seine Menschenliebe reiner und thätiger wird. (Sailer.)

39. Zwei Dinge sind am schwersten festzuhalten: das Misstrauen auf dich, wenn alles gut zu gehen scheint, und das Vertrauen auf Gott, wenn alles übel zu gehen scheint. (Sailer.)

40. Was uns vorerst einwärts und dann aufwärts treibt, das muß eben deswegen vorwärts treiben. Denn aus der Einkehr in sich geht alle Besonnenheit, und aus der Hinkehr zu Gott aller Muth hervor, großes, edles auszurichten, und sich nach dem bessern auszustrecken, bis es erreicht sein wird. (Sailer.)

41. Die beste Weisheit. Rechtthun und dabei auf Gott allein trauen, zu jedem Tage in die Schule gehen, und aus allem nur die eine Wahrheit lernen, die uns nie waise läßt; die Bürde des Tages muthig tragen, und ohne Noth kein Gewicht daran hängen, denn es hängt sich manches selber daran; für vieles links und rechts blind, taub und stumm sein, und doch den Sinn gerade und offen halten um die gerade Bahn durch die Welt zu finden; zuerst in sich selber aufräumen und dann außer sich zur Herstellung des reinen Bodens Hand anlegen; den Stein, der sich in den Weg legt, heben, und wenn er sich nicht heben läßt, sehen, wie man hinüber komme, ohne den Fuß anzustoßen; sich von Herzen mitfreuen, wo Freude Einkehr nimmt, und wenn es geweint sein muß, hinter den Tränen zum Himmel durchblicken; den Sturm draußen tosen lassen bis er ausgetoset hat und ihn nicht hereinlassen; im Freien gern umher wallen, damit sich keine Verhärtung im Eingeweide (des Leibes und des Geistes) ansetze; und dann im Gemache ein Privatissimum halten mit sich und mit einem, der ohne Zunge spricht, ohne Auge sieht, ohne Arm festhält; einfach mit dem einfachen, klug mit dem vielfachen, offen mit guten und vorsichtig mit Füchsen umgehen; keinem Menschen Weihrauch opfern, und von niemand sich Weihrauch opfern lassen; selbst keine Dornen säen, und den Stich nicht achten von denen, die andere gesäet haben; Almosen geben den Christen, Juden und Heiden — und mit Paulus den Herrn Jesum lieb haben. Dieß alles treu thun, und sich auf dieß alles nichts zu gute halten und noch obendrein an die Brust anschlagen: — das möchte wohl die beste Weisheit auf Erden sein. (M. Sailer.)

Aus der deutschen Dialekt-Dichtung.

(In der Mundart des Volkes haben gedichtet: J. G. Seidl in Österreich, Fr. Kobell in Baiern, Hebel in Alemannien (Oberrhein), Klaus Groth in Ditmarschen. Von diesen vier hervorragendsten aller Dialektdichter folgen einige Proben. Eine umfassende Sammlung mundartlicher Lieder, Erzählungen ꝛc. in Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen.“
S. Litteraturbuch II. Nr. 107, 108, 109.)

95. Österreichisch.

1. Ermunterung.

(Joh. Gabr. Seidl, „Flinserln“ 1844 S. 78. Andere Stücke im „deut. Leseb.“ für U. R. I. Nr. 45, 79, 80. III. Nr. 139, 140, 141.)

D' Wachteln dö schlag'n vur'm Schnid:
„Qua qua qua, find'st mih nit!“
Is aber 's Feld ag'maht,
nacha san s' stad.

Weil ma halt jung san noh,
schrei'n ma-r-und san ma froh;
is anmahl d' Jug'nd vawaht,
wer'n ma so stad.[1]

2. Verlust.

(Ders. S. 84.)

Dass ich was valur'n hab',
mein! — dös waß ih g'wis,
und ich wollt 's ah noh finden,
wann ih wissat', wo's is.

3. Gleich und gleich.

(Ders. S. 8.)

Zwa Blatteln, zwa Bleameln,
und a Reb'n um an'n Stamm:
was für anand b'schaffen is,
find't sih ah z'samm.

96. Baierisch.

Die stoanern' Jager.

(Franz v. Kobell, Gedichte in oberbaierischer Mundart.)

Zwoa Jager steig'n in an' Gwänd'
's red't koana nit a Wort,
sie steig'n langsam nach der Höh',
es is a schiecher Ort.

Und wie s' jetz kemma gegen d' Schneid,
Da rast'n s' auf an' Eck,
sie segn schier zun ferchtn aus,

---

[1]) Ohnehin still. — Munter zu seiner Zeit, nicht ausgelassen.

Nr. 96. V. 4. schiech, hässlich, zu dem Begriffe „scheu“ gehörend (Schmeller bair. Wörterb. III. 339.)

so harti, wild und keck.
Just graut der Tag, der Nebi liegt
no' tief herunt' in Thal,
von selln Platz, da sicht ma schö'
viel' Dörfer aufamal.
Und wie s' a weil so rast'n thien,
so hörn s' Kirche'gläut,
in d' Fruhmeß ruft a Glöckl z'amm,
dees Läut'n hört man weit.
Da stopft der oa a Pfeif Tabak,
der ander putzt sei' Bix
und 'Branntwein trink'n s' aar an Schluck,
aber betn thien s' nix.
Und wieder üb'r a kloani Weil,
da läut't dees Glöckl drunt,
„Jetz wandln s' erscht, lacht da der oa,
mir wandln scho' zwoa Stund'."
„„Ja wandeln hi' und wandeln her,
hat wild der ander g'sagt,
a Gamsbock ischt mer allweil mehr,""
und hat sein Stutzn 'packt.
Und weiter steign s' über's Eck
und schaug'n in' Grabn 'nei,
da steht a starker Gamsbock drinn,
der werd bald ihna sei'.
Da schießt der oa', er fallt no' nit,
der ander aa zünd't o',
Und auf die Schuß, da hat's an Hall',
als wie a Dunner tho',
als schlieg a Weterstroach grad ei',
was dees bedeut'n soll?
Die Schütz'n rumpin in einand,
s' is ihna nimmer wohl,
denn schau, der Bock in Grabn drunt'
Werd zozet wie a Bär,
die Krikln werrn großi Horn
und feuri' schaugt er her.
Dees is koa Gambsbock, gnad' da Gott,
Dees muaß der Teufi' sei', —
da packn gschwind die Jager z'amm
und laasa woltern sei'.
Auf oamal aber laßn s' aus,
es werrn d' Füß' so schwaar,
und grad' als wann der jüngsti Tag
auf Erdn kemma waar,
so ziegt a Nacht und Weter 'rei,
koa Schrittl kinnes' geh',
und 'Blut ist worn so kalt und starr,
als sollt's auf ewi' steh'.
Und horch in' Wettersturm da hallt
a Schroa weit über's Land, —
da is a grausi Wandlung gschegn,
verhängt von Gottes Hand. —
Wohl wieder drunt' zun betn läut't
dees Glöckl aus der Fern',
die drobn san aber wor'n Stoa',
sie kinne's nimmer hör'n.

Bei Salzburg steht a hocher Berg,
der Staufn wer 'n kennt,
da san zwoa langi Fels'n obn,
die stoanern Jager g'nennt.
Die Fels'n stenga heunt no' da,
als Zoachn von den G'richt, —
der Kruag, schau, geht so lang zum Brunn,
bis er amal dabricht.

V. 11. schö', recht gut.
V. 39. rumpeln.
V. 42. zottig.
V. 43. Krikln oder Hörnln.
V. 48. wohl fein.
V 58. ein Schrei.

97. Alemannisch.

Der Mann im Mond.

(J. P. Hebel. Diese Volkssage ist fast überall bekannt, z. B. Vonbun Volkssagen aus Vorarlberg S. 53.)

1. „Lüeg, Müetterli, was isch im Mo'?"
He, siehschs denn nit, e Ma!
„Jo wegerli, i sieh ne scho.
Er het e Tschöpli a."

2. „Was tribt er denn di ganzi Nacht,
er rüehret io kei Glied?"
He, siehsch nit, ass er Welle macht?
„Jo, ebe dreiht er d' Wied."

3. „Wär i, wie er, i blieb dehei,
und machti d' Welle do."
He, isch er denn us üser Gmei'?
Mer hen scho selber so.

4. Und meinsch, er chönn so, wie ner well?
Es wird em, was em g'hört.
Er gieng wohl gern — der sufer Gsell
muß schellewerche dört.

5. „Was het er bosget, Müetterli?
Wer het en bannt dörthi?"
Me het em gseit der Dieterli,
e Nüßnutz isch er gsi.

6. Ufs bete het er nit vil gha,
ufs schaffen o nit vil,
und öbbis muß me triebe ha,
sust het me langi Wil.

7. Drum, het en öbbe nit der Vogt
zur Strof ins Hüsli gspert,
sen isch er ebe z' Chander g'hockt
und het d' Butelli g'lert.

8. „Je Müetterli, wer het em's Geld
zu so me Lebe ge?"
Du närrsch, er het in Hus und Feld
scho selber wüsse z'neh.

9. Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
so stoht er uf vor Tag,
und nimmt e Beil, und tummlet sie,
und lauft in Lieler Schlag.

10. Er haut die schönste Büechli um,
macht Bohne-Stecke drus,
und treit sie furt, und luegt nit um,
und isch scho fast am Hus.

11. Und ebe goht er uffem Steg,
es ruuscht em öbbis für:
„Jez, Dieter, gohts en andre Weg!
Jez, Dieter, chum mit mir!"

12. Und uf und fort, und sider isch
kei Dieter wit und breit.
Dört obe stoht er im Gibüsch
und in der Einsemkeit.

13. Jez haut er iungi Büechli um;
iez chuchet er in d' Händ;
iez dreiht er d' Wied, und leit sie d'rum,
und 's sufe het en End.

14. So gohts dem arme Dieterli,
er isch e gstrofti Ma!
„O bhüetis Gott, lieb Müetterli,
i möchts nit mittem ha!"

15. Se hüt di vor böse Ding,
's bringt numme weh und ach!
Wenn's Sunntig isch, se bet und sing;
am Werchtig schaff di Sach.

Erläuterungen.

(Zu 97.)

1. Ja wahrlich, ich seh ihn schon. Er hat eine Jacke an.
2. Siehst du nicht, dass er Reisbündel macht? Ja, grad drehet er die Wid (Wied). Ahd. wit, wid ist ein Geflecht aus Ruthen; eine gedrehte Ruthe (zum binden) heißt im alemann. Wid, ebenso im niederdeutschen (das i ist kurz und hoch). — Dagegen Weide (salix) ist mhd. wîde (i gedehnt). Wieder ein anderes Wort ist Widem, d. h. die zu einer Pfarrkirche gestifteten nutzbaren Gründe (widemen d. i. stiften, dotieren), daher wohl die Benennung der Wiener Vorstadt „Wieden."
4. Er könnte wie er wollte? Es wird (geschieht) ihm 2c. Der saubere Gesell muß öffentlich dort Strafarbeiten verrichten.
5. Bosget d. h. böses gethan.
6. Gha d. h. gehalten. öbbis d. h. etwas.
7. zu Kandern (im Breisgau).
8. ge st. gegeben.
9. Ein Mal, es ist ein Sonntag gewesen. tummeln d. h. sich beeilen. Schlag, wo Holz geschlagen wird.
10. Treit für: trägt.
12. Sider d. i. seit dem.
13. Hauchet.
14. Nicht mit ihm halten (nicht sein Loß haben).
15. So hüte dich vor dem bösen, es bringt nur 2c. Am Werktage schaffe (arbeite).

98. Niederdeutsch.

1. Wenn de Lurk treckt.

(Klaus Groth „Quickborn.")

Ade, ade, de Summer geit!
Ade bet tokum Jahr!
Ade, ade, de Bläder weiht!
Nu ward dat Härt mi swar!

Ik heff wul sungn en schöne Tid,
de ganze Summer hin;
nu reis' ik fort, nu reis' ik mit
nan Süden, na de Sünn!

1. Wenn die Lerche zieht.

(Übertragung aus der niederdeutschen (ditmarschen) Mundart.)

Ade, ade, der Sommer geht!
Ade bis künftig Jahr!
Ade, ade, die Blätter wehn!
Nun wird das Herz mir schwer!

Ich hab' wohl sungen ein' schöne Zeit (Weile),
den ganzen Sommer hin;
nun reis' ich fort, nun reis' ich mit
gen (nach dem) Süden, nach der Sonn!

2. Priamel.*)	2. Übertragung.
(Klaus Groth „Quickborn.")	
En Klock de ni geit,	Eine Uhr die nicht geht,
en Putt de ni steit,	ein Topf der nicht steht,
en Daler de ni gellt,	ein Thaler der nicht gilt,
en Hund de ni bellt,	ein Hund der nicht billt,
en Diern de ni fegt,	eine Magd die nicht fegt,
en Hehn de ni leggt,	ein Huhn das nicht legt,
en Katt de ni mus't:	eine Katze, die nicht maus't:
de letts du beter buten Hus'.	die läßt du besser außer dem Haus.

*) Priameln nennt man eine Reihe von Vordersätzen (aus Aufzählungen bestehend), deren ein (oft unerwarteter) kurzer Schlusssatz nachfolgt. Das Wort ist entstellt aus Präambulum (Vorspiel, Vorbereitung). Im Mittelalter (14. und 15. Jahrhundert) war diese Form des Volksspruches sehr üblich.

Dritter Abschnitt.

Lehrhaftes zum deutschen Unterrichte.

I. Übersicht über die deutsche Mythologie.*)

99. Götter- und Gottesdienst.

Das allwaltende höchste Wesen heißt in allen deutschen Dialekten Gott. Vor ihm hatte unser Altertum eine fromme Scheu.

Weil die Gottheit der heidnischen Deutschen eine zeitliche war, so konnte sie ihre ursprüngliche Einheit nicht bewaren, sondern spaltete sich nach ihren verschiedenen Eigenschaften in selbständige Persönlichkeiten. Es entstand die Vielgötterei. (Littb. I.[4] S. 225.)

Eine Dreiheit ist in dem Gauben aller Völker. (Littb. I. S. 256.) Bei den Germanen spaltete sich die Dreiheit in eine Zwölfzahl. Der nordische Germane zählte zwölf Götter oder Asen, die wir einigemal neben dem obersten Gott genannt finden.

Außer den Hauptgöttern gibt es im deutschen Heidentume noch eine Menge halbgöttlicher Wesen (wie z. B. die Helden) und solche Geister, welche als persönlichte Naturkräfte erscheinen (Zwerge, Elbe, Riesen u. s. w.). Die menschliche Fantasie konnte sich den Gott nicht anders als vermählt denken, daher das dasein von Göttinnen.

Die Götter reiten oder fahren und ihre Erscheinung hat meistens segensreiche Naturerfolge im Geleite.

Man bewies seine Verehrung den Göttern durch Gebet und Gaben (Opfer). Menschenopfer kamen selten vor. Das vornehmste

---

*) Zur Mittheilung von passenden Kunstdichtungen, welchen mythisches zu Grunde liegt, diene die gute Sammlung von N. Hocker „deutscher Volksglaube in Sang und Sage" (Göttingen 1853).

unter den Thieropfern war das Pferdeopfer; man befestigte das Haupt des Rosses an den Bäumen heiliger Wälder. Andere Opferthiere waren Rinder, Böcke und Hähne. Fruchtopfer kamen auch vor. So lässt der Landmann nach der Ärnte für den Gott eine Garbe stehen, und beim einsammeln des Obstes lässt er einige Äpfel an dem Baume. Als Zeichen des Dankes wurde den Göttern auch vom Mahle ein Theil der Speise zurückgestellt.

Minnen heißt gedenken. Zum Gedächtnis der Götter oder auch verstorbener wurde ein Becher geleert. (Minne, vergl. Littb. I. S. 36.) Zu den Opfern ist auch die Sitte zu rechnen, an hohen Festtagen symbolisch gestaltete Gebäcke anzufertigen. Überreste dieser Sitte finden sich noch jetzt.

Die alten Germanen verehrten ihre Götter in Wäldern (heiligen Hainen), besonders in solchen, die hoch gelegen waren. Die Nähe der Gottheit kündigte sich ihnen durch das geheimnisvolle rauschen der Baumwipfel an. Dem freiheitliebenden Sinne der Germanen war es zuwieder, die Gottheit in Tempeln eingeschlossen sich zu denken. Im Haine war es wieder ein Baum (zuweilen mehrere), welcher der Gottheit vorzüglich geweihet war. Als heilige Bäume galten besonders die Eichen. Götterbilder hatte man anfangs nicht, nur Symbole wurden bei feierlichen Gelegenheiten umgetragen.

Barden wie auch Druiden gehören den Kelten an. Jene waren Sänger im Norden, diese waren Priester der Gallier. Der deutsche Priester war der Pfleger und Hüter, der „Wart" des Gesetzes; er hatte sowohl des Gottesdienstes als des Gerichtes zu warten. Weißagung war hauptsächlich das Amt der Priesterinnen.

100. Wuotan.

Der höchste Gott bei allen deutschen Stämmen war Wuotan, der Odin des Nordens. Schon sein Name kündigt ihn als den Weltgeist an, denn er bedeutet gleich dem des indischen Buddha Geist, Sinn, Verstand. Er ist die alldurchdringende, schaffende und bildende Kraft, welche den Menschen und allen Dingen Gestalt wie Schönheit verleiht, von dem Dichtkunst ausgeht und Lenkung des Kriegs und Siegs, von dem aber auch die Fruchtbarkeit des Feldes, ja alle höch-

sten Güter und Gaben abhängen [1]). So allumfassend ist sein Wesen, dass alle andern Gottheiten gleichsam nur als Ausflüsse von ihm, als seine verschiedenen Eigenschaften erscheinen, als Vollstrecker seines Willens, wie denn auch viele ihn als Vater ehren; er ist der Himmel, der die Erde schützend umfängt, er ist die Sonne, die allen Wesen Licht und Leben schenkt.

Dem kriegerischen Altertum galt Krieg und Schlacht als die edelste Beschäftigung des Mannes; darum erkannte es in Wuotan vor allem deren Leiter und Lenker: er war ihm der Vater der Heere, des Sieges und der gefallenen. Als solchen dachte es sich ihn in voller Waffenherrlichkeit, mit Helm, Brünne [2]), Schwert und Sper auf hohem weißem, die Lüfte durchfliegendem und die Wasser überschreitendem Rosse, welchem der Norden zur Bezeichnung der Schnelligkeit, womit es dahinstob, acht Füße beilegte. Wie wir in Wuotan nicht nur den Vater vieler Götter, sondern auch der ältesten Könige und Helden sehen, so gelten auch deren Rosse als Abkömmlinge seines göttlichen Rosses und als solche vorzugsweise zu der Heldenarbeit, dem Kampfe, tüchtig.

Ungleich den griechischen und römischen Göttern, mischte sich Wuotan nicht persönlich theilnehmend in die Schlacht, er ordnete sie nur, er lenkte ihr Geschick. Geliebten Helden verlieh er den Sieg dadurch, dass er ihnen seine Waffen lieh, an deren Gebrauch die Niederlage jedes Feindes geknüpft war. Aber auch schon sein bloßes Wort, sein Wille genügte zum Siege. Einst hatten die Wandalen Krieg mit den Winilern, sie kamen zu dem Gotte und baten ihn, er möge ihren Feinden Verderben senden. Er gab ihnen zur Antwort, er werde denjenigen Sieg schenken, welche er beim Aufgange der Sonne zuerst sehe. Da gieng Gambara, die Fürstin der Winiler, zu Wuotans Gemalin Frikka und bat diese, sie möge den Winilern Sieg zuzuwenden suchen. Die Göttin gab den Rath, die Frauen der Winiler sollten die gelösten Haare in Form eines Bartes um Gesicht und Kinn binden und sich morgens mit ihren Männern gegen Osten auf-

---

[1]) Wo das Präsens gebraucht ist, kann überall hinzugedacht werden: nach dem Glauben der heidnischen Deutschen. — [2]) Brustharnisch.

stellen, wohin der Gott durch sein Fenster zuerst schaue. Als Wuotan morgens zur Erde blickend sie sah, fragte er: Wer sind jene langbärtigen? Frikka antwortete: Du hast ihnen einen Namen gegeben, darum must du ihnen auch ein Geschenk geben, den Sieg*). So wurden die Wandalen geschlagen.

Alle, welche im Kampfe fallen, werden durch die Walküren in Wuotans himmlische Wohnung gebracht. Dort sitzen sie mit ihm an einer Tafel, essen mit ihm und trinken Meth, welchen die Walküren ihnen kredenzen. Der Gott selbst bedarf der rohen Kost des Fleisches nicht, er lebt nur von Wein; seinen Antheil am Mahle warf er wohl (gleich Odhin) zwen Wölfen zu, welche zu seinen Seiten saßen. Außerdem gehören zu seinen Thieren zwei weiße Raben, welche dem nordischen Mythus zufolge auf des Gottes Achseln sitzen und ihm alles ins Ohr sagen, was sie auf ihrem täglichen Fluge durch die Welt gesehen und gehört. Nach dem Mahl ergötzen sich die Helden am Kampfe oder sie fahren mit Wuotan zur Jagd aus. Das ist das, was wir das wüthende Heer oder die wilde Jagd nennen, welche in jeder Nacht, besonders aber in der heiligen Zeit der zwölften, d. i. von Weihnachten bis Dreikönigen, unsere Wälder durchtobet. Man vernimmt alsdann Waffenlärm, Rossewiehern und Hundegebell. An der Spitze der Schar sieht man den Gott auf seinem weißen Rosse. Wie der Schwede noch heute alsdann sagt: Odhin fährt vorüber, so sagt der mecklenburgische Bauer: Der Wode jagt. [2]) Oft lässt Wuotan vor seinem Auszuge sein Ross bei einem sterblichen Schmiede beschlagen und lohnt ihm reichlich die Mühe. Sterbliche erlangen mitunter die Gunst, an dem Heerzuge oder der Jagd theilnehmen zu dürfen und empfangen einen Antheil an der letztern, der, anscheinend ein Stück

---

[1]) Diese Langbärtigen sind die Langobarden, die übrigens den Namen nicht von ihren langen Bärten, sondern von den langen Spießen (vergl. Hellebarde) hatten, welche sie trugen. Der nordische Odhin hieß mit einem seiner Beinamen auch Langbardr.

[2]) In andern Gegenden finden wir andere Namen, zumeist Hackelbärend; angeblich soll so ein Jäger geheißen haben, der wegen übertriebener Jagdlust von Gott verdammt wurde, ewig zu jagen. Es ist aber nur der altdeutsche Beiname Wuotans: Hakolberand, d. h. der gerüstete, der waffentragende,

Wild, sich später in edle Metalle verwandelt. Den Helden wird der Gott dabei mitunter zum Retter, wenn sie auf weiten Heerzügen umfahrend, in Gefangenschaft geriethen und ihre Frauen nach langem vergeblichem harren im Begriffe stunden sich wieder zu vermählen. Er fasst sie in seinen weiten Mantel und trägt sie in pfeilschnellem Fluge durch die Lüfte zurück nach Hause, wo sie gleich Odysseus die Freier finden und verjagen.

Wie der Hausherr als König seines Hauses im Altertum seinen eignen Hochsitz oder Tron hatte, so auch Wuotan, als König und Oberster der Götter. Dieser Hochsitz hat die Eigenschaft, dass wer ihn besteigt, die Erde und alle Wohnungen der Menschen überschaut. Er stund wahrscheinlich mit dem Rücken gegen Norden, so dass der Gott nach Süden schaute, in die Gegend des Lichtes, und war aus leuchtendem Gold gefertigt.

Aber nicht nur an der Spitze seines Heldenheeres verkehrte der Gott mit den Menschen, er stieg oft zu ihnen hernieder und erschien gütig und freundlich in ihrer Mitte. Dann trug er nicht seine glänzende Rüstung, sondern einen Mantel und einen breitkrämpigen Hut, woran, wie an seinem einen Auge, [1]) sterbliche ihn oft erkannten. Diese milde Seite seines Wesens leuchtet besonders daraus hervor, dass er als der Gott des Wunsches [2]) verehrt wurde. Unter Wunsch nämlich versteht die alte Sprache „den Inbegriff von Heil und Seligkeit, die Erfüllung aller Gaben, das was wir Ideal nennen würden;" dessen machte Wuotan die Menschen theilhaftig. Er gibt ihnen Weisheit und Dichtkunst, [3]) deren Trank er der nordischen Mythe zufolge den Händen derber Riesen entriss und in Adlergestalt zum Himmel emportrug. Den Schiffern verleiht er Wunschwint, den würdigen Reichtum, [4]) den Spielern Glück im Spiele, dem Landmanne aber

---

[1]) Dem nordischen Mythus zufolge setzte Odhin das andere dem Mimir zum Pfande für einen Trunk aus dem Brunnen der Weisheit.

[2]) Darum finden wir im Mittelalter den Wunsch noch als ein lebendiges Wesen aufgefasst und dargestellt.

[3]) Wie Hermes bei den Griechen. Überhaupt ist Wuotan mit Merkur verwandt, daher finden wir ihn auch bei den Schriftstellern der Römer und des Mittelalters durch diesen ersetzt.

[4]) Die Wunschbörse. Die Wünschelruthe ist dem Zauberstabe Merkurs zu vergleichen.

günstiges Wetter zu fröhlichem Gedeihen der Saat. Noch heute läßt der niedersächsische Bauer einen Büschel Getreide auf dem Felde stehen „für Wodes Pferd." Auch dem Stalle, den Bäumen und dem Weinstocke schenkte der Gott Gedeihen, darum fielen in die Zeit, wo einst ihr Ertrag eingethan wurde, große Opfermahle und Feste. Man entzündete ihm noch fortdauernde Feuer, [1]) in welche man Früchte der Bäume zum Opfer warf und welche man jubelnd umtanzte; Thiere bluteten ihm dabei, deren Häupter ihm geopfert wurden, während man das übrige verzehrte, und bei dem Mahle trank man ihm zu Ehren und sang ihm Lieder. Im Norden fiel dieß große Herbstopfer in das Ende des Septembers, wann die Kirche das Fest des heil. Erzengels Michael feiert, mehr südlich in den Anfang des Novembers, in die Zeit des Festes des heil. Martinus. Man dachte sich den Gott alsdann auf seinem weißen Rosse umreitend, die Opfer empfangend und Segen dafür spendend.

In vielen Namen lebt das Andenken Wuotans noch lebendig fort. Ihm waren besonders Berge heilig, so der Godesberg bei Bonn, der noch im 13. Jahrh. Wudinsberg, d. i. Wodansberg heißt, der Gudensberg bei Geismar (Wuodenesberg im 12. Jahrh.). Das Godensholt (Wodensholt) kündigt sich als ein ihm geweihter Wald an. Das Gestirn des Bären heißt in den Niederlanden Woenswagen, d. i. Wodenswagen. Sogar ein Glied des menschlichen Leibes wurde dort nach ihm genannt: der Raum zwischen dem gestreckten Daumen und Zeigefinger hieß niederländisch Woedensspanne. Sein heiliger Wochentag war der Mittwoch, niederl. Woensdag, angelsächsisch Vodnesdag, engl. Wednesday, altnordisch Odhinsdagr.

101. Donar.

Derjenige Gott, welcher sich durch Wetterstral und rollende Donner ankündigt, heißt Donar, im Norden Thôr. Wie Wuotan der Gott der Helden, so ist Donar der Gott des friedlichen Ackerbaues. Wuotan reitet, Donar fährt. Zürnend rollt der rothbärtige Gott in

[1]) Die weitverbreiteten Martinsfeuer.

seinem **Wagen** daher, in der rechten den alles zerschmetternden Hammer, der nach jedem Wurfe von selbst wieder in seine Hand zurückkehrt. Auch schleudert er blitzend Steine in keilförmiger Gestalt (Donnerkeile). Nach dem Aberglauben schlägt aber das Gewitter nicht ein, wenn Feuer auf dem Herde brennt; denn das Gewitterfeuer galt als Ursprung des Herdfeuers, um welches die Familie sich auferbaute, und Donar war Schützer des Familienlebens.

Wuotan sendet den belebenden Sonnenstral und ist Gott der Ärnte, Donar dagegen, welcher das Land durch Regen befruchtet, ist Gott der Saat und des treibenden Frühlings. Darum flammen ihm im Frühjahre Opferfeuer auf Hügeln, und unter Gesang und Jubel tanzt man um dieselben. Diese Frühlingsfeuer kennt man noch heute. Dem Donar waren Berge geweiht (Donnersberg). Auch die Eiche war ihm heilig (Donnereiche des Bonifacius). Der ihm heilige Wochentag ist der Donnerstag (englisch Thursday).

102. Fro. Zio.

Fro (nordisch Freyr) ist der frohe und frohmachende, der Gott des Friedens und der Ehe. Er war besonders von Frauen verehrt. Die Erforschung des Bräutigams (in der Andreasnacht und in der Weihnachtzeit) ist auf Fro zu beziehen.

Fro war auch Gott der Sonne, mithin auch der Fruchtbarkeit. Wuotan schenkt das belebende Licht, Fro lenkt und führet es wohl.

Der Landmann sah in ihm einen Beschützer des Viehstandes. Den Wagen des Gottes zog im Norden ein Eber. Geweiht waren ihm Pferde und Schweine; Rosmarin war ihm heilig und die Zahl neun. Das Rad war sein Symbol.

Zio, der nordische Tŷr, galt als Sohn Wuotans. Er stürzt sich gleich Ares in das Getümmel der Schlacht, darum war das Kriegsschwert sein Symbol. Sein heiliger Tag war der Dienstag, im alemannischen Ziestag. Ein anderer Name dafür kommt im baierisch-österreichischen vor, nämlich Ertag oder Erchtag, was auf einen andern Namen hindeutet, nämlich auf Eor. Wie Zio dem Zeus als Lenker der Kriege identisch ist, so fällt Eor (Er, Ear) mit Ares zusammen. Der Kriegsgott wird auch Sahsnôt genannt, d. i. „Schwert-

genoſs.“ Die Sachſen, d. h. die das Steinſchwert führenden, mögen ihn als ihren Stammherrn verehrt haben.

103. Paltar. Loki.

Paltar (Balder), im Norden Baldur, war ein milder Gott, der ſchöne leuchtende Herr (Licht- oder Taggott), denn er wohnte in einem glänzenden Palaſte, der weithin ſeine Stralen verbreitete.

Es träumte ihm einſt, ſeinem Leben drohe Gefahr, und wirklich iſt er auf anſtiften des böſen Loki von dem blinden Gotte Hödr erſchoſſen worden. Das Geſchoſs beſtand in einem Zweige (einer Miſtel). In Thüringen und Baiern war der Gott unter dem Namen Phol verehrt.

Loki, ein Rieſe und Genoſs der Götter, war dem böſen ſtets zugewandt, hinterliſtig und todbringend. Da er an dem Tode Paltars ſchuld war, flüchtete er ſich und barg ſich in Fiſchgeſtalt in einem Waſſer.

Wie Zeus den Prometheus, ſo banden die deutſchen Götter den Loki über die ſcharfen Kanten dreier Felſen. Über ihm hängt ein Giftwurm, der ihm Gift ins Geſicht träufelt, und wenn vor Schmerz Loki ſich heftig ſchüttelt, erbebet die Erde. Das erinnert an Hephäſt (Vulcan). Seiner böſen Natur wegen gieng Loki in ſpäteren Sagen häufig in den Teufel über.

104. Göttinnen.

Wuotan galt urſprünglich als der vornehmſte, faſt einzige Gott.

Als ſich ſpäter die Vielgötterei entwickelte, traten zu den männlichen Gottheiten auch weibliche. Die Göttinnen dachte man ſich als Schützerinnen und als Mütter, die ſich des Menſchen in jeder Hinſicht liebevoll annehmen. Dieſes Amt iſt allen gemeinſam.

Faſt in allen Naturreligionen iſt die Erde weiblich aufgefaſſt; der Himmel dagegen männlich. Die weiblichen Gottheiten werden als umziehende, einkehrende Göttermütter gedacht, von denen die Menſchen das ſpinnen, weben, ſäen und ärnten erlernen. Eine ſolche iſt Holda. Schon der Name Holda kündigt ein mildes, gnädiges Weſen an. Bei ihrem Umzuge verbreitet ſie Fruchtbarkeit und Segen. Um

Weihnachten zog sie ins Land ein und dann legten die Spinnerinnen ihre Rocken reichlich an, weil Holda dem Flachsbaue vorsteht. Um Fastnacht kehrt sie ein; dann müssen alle Rocken abgesponnen sein. Trifft sie denselben leer an, so spricht sie ihren Segen über das Haus: „So manches (gesponnene) Haar, so manches gute Jahr." Fleißigen Spinnerinnen schenkt sie Spindeln, die das Garn wunderbar vermehren, oder spinnt ihnen selbst Nachts die Spulen voll; faulen zündet sie den Rocken an. Holda liebt den Aufenthalt in Seen und Brunnen, auch in Bergen, wo sie, gleich wie in Brunnen, die ungebornen um sich hat.

Dieser Göttin blühete die Linde. Als Göttin der Ehe war ihr der Rosmarin heilig, den die Braut beim Kirchengange trägt. Auch der Storch war ihr geweiht und nach der Ärnte ließ man als Opfer ein Bündel Flachs auf dem Felde zurück.

Das Andenken an diese huldvolle Göttin lebt noch in Märchen und Sagen fort.

In ganz Süd-Deutschland hieß sie Perahta, Berhta, Berchta, d. h. glänzende, und in der Volkssage ist sie die weiße Frau, die als Ahnmutter erscheint.

Ihr Festtag war der Perchtentag, der auf einen der ersten Tage des Jänners fiel.

Die Gottheit des stralenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes, die goldbeschuhete Frau des Frühlings war die Ostara. Frauenschuh war ihr heilig; Ostern ist nach ihr benannt. (II. S. 138.)

Zwei hehre Göttinnen, allen germanischen Stämmen gemeinsam, waren Freyja oder Frouwa (die frohe, erfreuende, daher der Name Frau), die Schwester des Fro, und Frikka (Frigg), die Gemahlin Wuotans.

Frikka theilt den Hochsitz Wodens und kennt das Schicksal der Menschen.

In vielen Zügen sind Holda und Berhta, Freyja und Frikka verwandt. Nach Freyja ist ein Wochentag benannt (Freitag).

Die unerbittliche Göttin der Unterwelt war Hellia (Hel). Zu ihr in das schaurige Dunkel der Erde kamen die Seelen der am Siechtum oder vor Alter gestorbenen Menschen. Hellia ist abzuleiten von helen (bergen). Hel erinnert an Persephone.

105. Helden.

Helden nehmen die Stufe ein zwischen Göttern und Menschen. Im Gegensatze zum Christentume, welches auf die Kraft der Seele sein Auge richtet, kam bei den heidnischen Naturvölkern mehr die Leibesstärke in Betracht. Die Helden leiten ihre Abstammung von den Göttern her.

Als der erste der Helden auf der Stammtafel unseres Volkes wird Tuisco's Sohn, Mannus, genannt. Kein Name kann deutscher klingen; aus Mann leitet sich her mann-isko (männisch), daher Mensch (homo) d. h. denkendes, seiner bewustes Wesen (Littb. I. Anm. zu Nr. 104 (118). Haupthelden in der deutschen Sage sind: Siegfried, der Erwerber des Hortes der Nibelungen; Wielant, der kunstreiche Schmied und sein Bruder Eigil, welcher den Apfel vom Haupte seines Sohnes schoss (Tell). Bekannt sind auch Dietrich, Wittich, Wate und Hildebrand.

106. Weise Frauen.

Der Frau ziemen friedliche Beschäftigungen. Wenn auch die Halbgöttinnen nicht so geräuschvoll auftreten wie die Helden, so ist ihr Amt dafür um so bedeutsamer und von tieferem Einflusse auf das Leben und Treiben der Menschen. Ihr Geschäft und ihre Bestimmung ist im allgemeinen so zu bezeichnen, dass sie den oberen Göttern dienen und dem Menschen verkündigen; denn der Deutsche, welcher von jeher die Frau mit Achtung und Ehrfurcht behandelte, war des Glaubens, dass den Frauen etwas göttliches und vorahnendes innewohne und dass Zauber und Weißagung besonders ihre Gaben seien. Dieß galt vorzüglich von den halbgöttlichen Frauen, welche man weise Frauen nannte. Sie verkünden dem Menschen Heil oder Unheil und schon bei seiner Geburt erscheinen sie weißagend und begabend, sie ordnen und lenken das Schicksal, sind hilfreich in Kampfesnöthen und verleihen Sieg oder Tod.

Unter ihnen stehen obenan die drei Schicksalsgöttinnen, die Moiren der Griechen, die Parzen der Römer, unsere Nornen: Wurt, Werdandi und Scult (das gewordene, werdende und werdensollende, oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft). Nach nordischer Über-

lieferung quillt unter einer der Wurzeln des Weltbaumes ein heiliger Brunnen. Da erhebt sich der Sal der drei Jungfrauen, welche jedem Menschen seine Lebenszeit bestimmen. Sie drehen gleichsam die Schicksalsfäden; im allgemeinen werden die Nornen als spinnend oder webend dargestellt. Eine von ihnen schaffet gewöhnlich übles.

Die Botinnen des obersten Gottes, welche den auf dem Schlachtfelde gefallenen (Einherien) abholen (küren, kiesen) und den Helden in die himmlische Wohnung Wuotans tragen, heißen **Walküren** oder Valkyrien. Sie ziehen — wie Pallas Athene — gerüstet in die Schlacht (Schildjungfrauen) und walten als Schutzgeister über den Helden. Ihre Zahl stieg bis auf dreizehn.

Die Wahlstätte gefallener Helden hieß Valhöll (aula optionis). Dieses Wort und Valkyrja hängen zusammen mit dem Begriff des Wunsches und der Wahl. In Walhalla hatten die Walküren das Geschäft den Göttern das Trinkhorn zu reichen.

Eine Walküre war auch Brunhild, die dem Heldenjünglinge Siegfried ihre Liebe schenkte. Auf einem Berge erhob sich ihre Schildburg mit waberndem [1]) Lohe umgeben. Sie hatte gegen Siegvaters Willen den Sieg ausgetheilt und war zur Strafe dafür von dem Gotte in einen Zauberschlaf versenkt worden; so schlief sie auf ihrem Schilde, bis Siegfried die Flammen durchschritt und sie weckte. (Dornröschen.[2])

Die Walküren sind mit den Schicksalsschwestern nahe verwandt; sie spinnen nicht bloß die Geschicke der Schlacht, sondern spinnen auch am Seestrande sitzend köstlichen Flachs.

Wenn sie sich wohin begeben, tragen sie ein Schwanengewand. Die Seen, auf welchen die Schwanjungfrauen erscheinen, liegen meist im Schatten eines Waldes, daher der Name Waldfrauen. Auch kommt der Name Waltminne und Meerminne vor. Hieher gehören ferner die Melusinen in den Volksbüchern und die Meerweiber im Nibelungenliede (Littb. I. S. 28).

---

[1]) Wabern heißt: sich hin und her bewegen.

[2]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 50.

107. Wichte und Elbe.

Von den vergötterten und halbgöttlichen Naturen unterscheidet sich eine ganze Reihe anderer Wesen hauptsächlich darin, dass sie, während jene von den Menschen ausgehen oder menschlichen Umgang suchen, eine gesonderte Gesellschaft, man könnte sagen ein eignes Reich für sich bilden und nur durch Zufall oder Drang der Umstände bewogen werden, mit Menschen zu verkehren. Etwas übermenschliches, was sie den Göttern nähert, ist ihnen beigemischt; sie besitzen Kraft, dem Menschen zu schaden und zu helfen, zugleich aber scheuen sie sich vor ihm, weil sie ihm leiblich nicht gewachsen sind. Entweder erscheinen sie weit unter menschlichem Wachstum, oder ungestalt. Fast allen ist das Vermögen eigen, sich unsichtbar zu machen. Auch hier sind die weiblichen Wesen allgemeiner und edler gehalten, und ihre Eigenschaften gleichen denen der Göttinnen und weisen Frauen; die männlichen Geister scheiden sich bestimmter ab, von Göttern wie von Helden.

Die Namen dieser Wesen sind Wichte, Elbe oder Elben; der letztere ist verbreiteter und bis in unsere Tage üblicher; wir haben ihn mit allen Stämmen unseres Volkes gemein. Wir haben ihrer drei Arten zu unterscheiden, weiße, dunkle und schwarze Elben. Die beiden ersten sind das, was wir gewöhnlich unter dem Namen „Elfen" verstehen, die schwarzen mehr das, was wir Zwerge nennen, die eigentlichen Wichte. Alle theilen mit einander die kleine, oft winzige Gestalt. So weit der Riese den Menschen an Größe überragt, so weit steht der Elbe dem Menschen an Größe nach. Dass die Elben untereinander an Aussehen verschieden sind, verkünden bereits ihre Namen. Die lichten, weißen sind so schön und wohlgebildet, dass der alte Norden die Summe weiblicher Schönheit mit den Worten ausdrückte: schön wie eine Elbenjungfrau. Die schwarzen, die Zwerge bilden ursprünglich den vollen Gegensatz zu ihnen, sie sind meist von widriger Farbe, übelgebauten Leibes, haben Höcker und tragen graue, schlechte Kleider. Im Laufe der Jahrhunderte flossen übrigens diese Wesen mannigfach zusammen, übertrug man Züge der einen auf die andern. Da die Unschönheit der Zwerge allzu abstoßend erschien und wenig passend zu ihrer oft erprobten Gutmüthigkeit, so übertrug

man die Schönheit der Elben auf sie und zwar echtdeutsch zumeist auf ihre Frauen. In den Angaben über ihre Größe herrscht wenig Übereinstimmung. Während der Mensch langsam heranwächst, erst nach dem fünfzehnten Jahre seine volle Gestalt erreicht und dann siebenzig Jahre lebt, der Riese hingeben steinalt werden kann, ist der Zwerg bereits im dritten Jahre seines Lebens ausgewachsen und im siebenten Jahre ein Greis, kann aber als solcher noch ein langes Leben führen, welches über das menschliche weit hinausreicht. Bald erreichen die Zwerge das Wachstum eines vierjährigen Kindes, bald erscheinen sie weit kleiner, nach Spannen und Daumen gemessen.

Die Elben bilden ein eigenes, abgeschlossenes Volk mit eigener Sprache. Der Zwerge Sprache ist der altnordische Ausdruck für das Echo; sehr bezeichnend, weil ihr Ruf und Geschrei in den Bergen wiederhallt, dem gegen den Berg hin lautredenden Menschen gleichsam antwortet. Diesem Volke stehen Könige vor, deren uns die Sage manche nennt und die gewöhnlich als weißbärtige Greise erscheinen. So Goldemar, der ein reicher kaiserlicher Zwerg heißt; in dem Harz herrscht König Gübich; er ist sehr klein, rauh von Haar und sieht sehr alt aus; wem er gut gewesen, dem hat er vielen Reichtum beschert, aber eben so zugefügten Spott auch schwer gestraft; seinen Berg, den Gübichenstein, durfte niemand ersteigen. Sagenberühmt ist der Zwergkönig Laurin, der in deutschen Landen und in der Wälschen Land Gebirge besaß, besonders aber in den Gebirgen Tirols herrschte, wo man noch später seinen Panzer zeigte. Sein Bruder Sinnels besaß Palackers, welches „bei dem Lebermeer liegt;" er war König des Berges und ein großes Heer von Zwergen stand unter ihm. Auch dem König Elberich oder Alberich war mancher Berg und manches Thal unterthan. Er besaß die unsichtbar machende Tarnkappe, die ihm die Stärke von zwölf Männern verlieh. Im Otnit wird er als einem schönen Kinde gleich geschildert und er rühmt von seiner Krone, daß sie mehr wert sei als Otnits Reich. Da gleich den Helden auch die Zwerge vielfach als kunstreiche Schmiede gelten, darf es nicht wundern, wenn er selbst dem Otnit eine Brünne schmiedete, deren gleichen man nie gesehen; die Ringe waren von Gold und sie war ein Land wert; Otnit selbst schätzte sie zu achtzigtausend Mark. Wie-

land der Held kam zu ihm und ward sein Geselle im Berg Glockensachsen, wo er die Schmiedekunst von ihm lernte. Dass Siegfried ihm die Tarnkappe mit Mühen abgewann, ist aus dem Nibelungenlied bekannt.

Aber auch Königinnen gab es in ihren Reichen, doch werden sie seltener genannt.

Im allgemeinen sind die Elben gutmüthig und hilfreich, darum heißen sie auch das gute Volk, das stille Volk, die guten Holden, die guten Nachbarn, die friedlichen Leute. Bleiben sie in ihrem stillen Treiben ungestört, so halten sie gerne Frieden mit den Menschen und leisten ihnen Dienste, wo und wie sie nur können, durch schmieden, weben und backen. Wenn dem Bauern, mit dem sie sich gut stehen, etwas an seinem eisernen Ackergeräthe bricht, so trägt er es an den Berg, darin sie wohnen, am andern Tage findet er es ganz hergestellt wieder. Dem von der Arbeit ermüdeten Bauern geben sie jeden Mittag ein reiches Mahl, welches auf schön gedecktem Tische vor ihm aus dem Berge steigt. In den meisten Gegenden geht die Sage, dass man ehedem, wenn eine Hochzeit gefeiert werden sollte, nach den Bergen der Zwerglein gieng und dort Kessel und Geräth dazu holte. War dieß Fest vorüber, dann trug man alles blankgescheuert zurück und setzte ein Speiseopfer zum Danke dazu.

Für diese ihre Hilfeleistung fordern sie aber auch gleiche von den Menschen, deren Beistand ihnen in manchen Fällen nöthig erscheint.

Obgleich sie also mannichfach mit den Menschen verkehren, verlieren sie doch nie eine gewisse Scheu vor denselben, sie treten nur im Nothfalle aus ihrer Abgeschlossenheit heraus. Ihre Tänze im Freien halten die Elben stets allein, meistens auf schönen Waldwiesen oder auf ihren grünen Hügeln, und heitere lustige Weisen klingen dazu durch die stille Nacht.

Elbe und Zwerge besitzen auch die Gabe der Weißagung und sind kundig der geheimen Kräfte der Pflanzen und Steine. Beweisen sich die Menschen feindselig gegen die Zwerge und Wichtlein, so ziehen sie fort; das Glockengeläute und alles Geräusch treibt sie aus der Gegend, wo sie hauseten.

Einzelne elbische Wesen sind: der Pilwiz, der S ch r a t (ein rauher

Waldgeist), die Wald- oder Holzleutchen, die (besonders in Graubünden) ein zwergartiges Völkchen bilden. Im Südwesten Deutschlands sind diese Wesen unter dem Namen wilde Weibchen oder wilde Frauen bekannt; sie verkehren freundlich mit den Menschen, kommen auf ihre Hochzeiten und schenken ihnen glückbringende Dinge.

108. Wasser- und Hausgeister.

Elbische Wesen heißen auch Nichse (Wassermann, Wasserweib). Sie erscheinen meistens allein.

Die Nichsen sonnen sich oft um Mittag auf den Wellen und kämmen ihr langes Haar mit goldenem Kamme. (Lorelei Nr. 90.)

Sie gehen auch oft ans Land und mischen sich in die heitern Tänze, denn sie lieben Musik wie alle Elben. Sobald die Uhr zwölf schlägt, verlassen sie ihre Gesellschaft unter der Dorflinde.

Unter dem Wasser haben die Nichsen ihre prächtigen Wohnungen. Sie locken gern durch ihren Gesang Jünglinge in die Tiefe. (Göthe's „Fischer".)

Jedes Jahr fordert der Nichs sein Opfer, darum warnt man die Kinder, sie mögen ja nicht zu nahe an Brunnen und Flüsse gehen, damit sie nicht von den blutdürstigen Wassergeistern hineingezogen würden.

Die Hausgeister werden auch Kobolde, Heinzelmännchen, Puke genannt. Die Genien der Berge, Wälder und Flüsse nahen den Menschen gezwungen, wenn sie deren Beistand nöthig haben; dagegen die Hausgeister kommen von selbst, bieten ihre Dienste an, sind hilfreich und bringen Glück und Segen.

Sie erinnern an die römischen Laren und Penaten; man stellt ihnen häufig die Nahrung neben den Herd.

Sie sind klein und tragen einen spitzen rothen Hut. Nachts wirtschaften sie gern am Herde, aber auch im Stalle, in Scheune und Keller halten sich die Kobolde gern auf.

Bei allen häuslichen Geschäften zeigen sie sich thätig und gerne helfend, vorzüglich in Küche und Stall. Als Dank dafür bekommt er Kleidung und ein kleines Speiseopfer. Lässige und faule Dienstboten werden von dem Kobolde geneckt. Durch solche Neckereien wird er

den Hausbewohnern oft lästig, allein er läßt sich nicht leicht wegbringen. (N. Hocker S. 86 ff.)

109. Riesen.

Der Leib des Riesen (Hünen) ragt weit über den Menschen hinaus, so weit, als die Größe der Elben und Zwerge unter der menschlichen steht. Der Riese ist Göttern und Menschen feind. Der Mensch übertrifft ihn an geistiger Kraft und er vermag das plumpe Geschöpf zu bändigen.

In der Schöpfung ist der Riese als das sinnliche Element vorangegangen und hernach erst das geistige der elbischen Natur gefolgt. Zuletzt ist durch den Menschen, der das sinnliche mit dem geistigen vereinigt, das Gleichgewicht hergestellt worden. Die Riesen hausen stets auf Felsen und Bergen; ihre Waffen nehmen sie aus dem Steinreiche. Sie vermögen Felsen zu schleudern und Bäume auszureißen. Als ihr Bekämpfer gilt der Donnergott (Donar), der sie mit seinem Hammer zerschmettert. Die Riesen sind bekannt als gewandte Baumeister; an ihre Stelle setzt die Volkssage oft den Teufel, von dessen Mauer- und Brückenbauten viel erzählt wird. Wenn auch in einer elsassischen Volkssage der Riese nicht duldet, dass seine Tochter einen Ackermann in der Schürze heimträgt, so erzählen doch ältere Überlieferungen von der Abneigung der Riesen gegen den Landbau, denn das alte derbe Riesengeschlecht muß dem kleinern ackerbauenden Geschöpfe weichen.

110. Entrückung.

Der deutschen Mythologie vorzüglich eigen ist die Idee der Entrückung. Sie hängt zusammen mit der der V e r w ü n s c h u n g, was wir von Verwandlung wohl zu unterscheiden haben. Die Verwandlung bedingt den Übergang in eine andere Gestalt, in welcher das verwandelte, allen Augen sichtbar bis zur Zeit der Erlösung verharrt; das verwünschte aber behält seine Gestalt und wird nur unsern Sinnen entrückt, erscheint jedoch von Zeit zu Zeit wieder; das verwandelte bleibt leiblich, das verwünschte verliert sich und kann nur bedingungsweise wieder leibhaft werden, wie es in dem Belieben der unsichtba-

ren Geister steht, gröbere sinnliche Gestalten anzunehmen. Verschwinden ist also sich freiwillig entrücken, ein Vermögen der Götter und Geister, zuweilen auch der Helden, die im Besitz eines helenden Helms sind; entrückte Menschen sind geisterähnliche; eine andere Bezeichnung für sie ist: sie schlafen, nur von Zeit zu Zeit erwachen sie. Aber nicht nur Personen, auch Thiere und Sachen sind entrückbar, sie folgen der Person, wie dem gestorbenen Helden Pferd, Waffen u. a. folgte, was ihm im Leben lieb und wert war.

Die Entrückung geschieht vorzugsweise gern in Berge, die zu bestimmten altheiligen Zeiten sich öffnen und einzelnen Menschen Zutritt gestatten. In diesen Bergen zeigt sich solchen bevorzugten eine neue Wunderwelt, da herrscht meistens fröhliches, rühriges Leben, wie auf der Erde, nur dass alles viel schöner und herrlicher erscheint; das göttliche Metall, das Gold, ist nebst dem Eisen der Waffen vorherrschend, aus ihm ist alles gemacht, wenn es gleich den blöden Augen sterblicher nicht danach aussieht.

An der Spitze der in solchen Bergen wohnenden Helden stehen die alten Fürsten und Könige, deren Rolle in späterer christlicher Zeit auf die dem Volke besonders theuern Könige übergieng, wie denn auch in den Liedern gefeierte Helden also entrückt sind. So finden wir von den letztern Siegfried und Dietrich von Bern unter den entrückten, von Kaisern Deutschlands Karl den großen und Otto den großen, Friedrich Barbarossa, Karl V, König Artus in weitverbreiteten Sagen genannt. Im Guckenberg bei fränkisch Gemünden ist vor Zeiten ein Kaiser mit seinem ganzen Heere versunken, im Kiffhäuser wohnt nach einigen Kaiser Otto, nach andern Friedrich der Rothbart. Ein Schäfer, der auf dem Kiffhäuser weidete, sah eines Tages eine Fallthür, die er öffnete. Er stieg eine lange Treppe hinab und kam in einen hochgewölbten Sal. Da saß Kaiser Otto mit seinem langen rothen Bart an einem großen steinernen Tisch und um ihn her saßen viele hundert Ritter und Schildknappen in voller Rüstung. Schüchtern blieb der Hirt am Fuß der Treppe stehen, doch der Kaiser winkte ihm freundlich und zeigte auf einen Haufen glühender Kohlen, der in einem Winkel lag, davon solle er sich nehmen, aber nicht zu wenig. Widerstrebend füllte der Schäfer seine Hirtentasche, denn er glaubte,

der Kaiser wolle ihn zum besten haben, dann verneigte er sich tief vor dem Kaiser, seinen Rittern und Knappen und stieg die Treppe wieder hinauf. Droben wollte er die Kohlen aus der Tasche schütten, aber er fand sie in gediegenes Gold verwandelt.

Fast alle, denen es gegönnt war, die alten Kaiser zu schauen, fanden sie schlafend. Mitunter erwacht der Kaiser und fragt den eintretenden, ob die Raben noch um den Berg flögen? Auf die Bejahung der Frage erwiedert er: So muß ich hundert Jahre länger schlafen. Meistens trägt der Kaiser einen langen Bart und zwar wächst derselbe durch oder um den Tisch; zweimal ist er bereits herumgewachsen, wenn er das drittemal den Tisch umschlossen hat, dann wird der Kaiser erwachen und seinen Schild an einen laublosen dürren Baum hängen, davon wird der Baum grünen und es wird eine bessere Zeit werden. Andere sagen, wenn der Bart zum drittenmal die letzte Tischecke erreicht habe, trete das Weltende ein. Das Walserfeld hat einen dürren Baum, der schon dreimal umgehauen wurde, seine Wurzel schlug immer wieder aus, daſs ein vollkommener Baum daraus erwuchs. Wann er wieder beginnt zu grünen, dann naht die schreckliche Schlacht und wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Der Kaiser hängt dann seinen Schild an den Baum, alles wird hinzulaufen und ein solches Blutbad sein, daſs den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt, da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden.

Diese letzte Schlacht ist die Weltschlacht, welche dem Weltuntergang vorher geht, dem Weltbrand, dessen Asche die neugrünende Erde entsteigt. Das wachsen des Bartes in den Stein oder um den Stein drückt die lange Dauer der Vergangenheit oder den langsamen Fortschritt der Zukunft aus.

In Österreich haften solche Sagen vorzüglich an zwei Orten: am Untersberg bei Salzburg und am Blanik in Böhmen.

Mit den in die Berghöhle entrückten Helden, welche ihrer Erlösung harren, ist meistens ein großer Hort (Schatz) versenkt, den Drachen oder schwarze Hunde bewachen.

Solche Vorstellungen leben in der dichtenden Einbildungskraft des Volkes, und die Kunstpoesie hat vielfach aus ihr geschöpft.

II. Formen und Arten der Litteratur.

111. Poetische Litteratur.

Die Litteratur überhaupt umfasst die geistigen Erzeugnisse einzelner Schriftsteller und des ganzen Volkes, wie sie in gedruckten Schriftwerken uns vorliegen (I. Nr. 146 (160) II. 7).

Man unterscheidet eine wissenschaftliche und eine nazionale (oder schöne) Litteratur. Jede Wissenschaft z. B. die Botanik, die Geschichte u. s. w. hat ihre eigene Litteratur. Märchen, Lieder, Schauspiele u. s. w. gehören zur nazionalen Litteratur. Diese ist es, welche die eigentümliche Anschauung und Gesinnung, das dichten und die geistigen Bestrebungen einzelner und des ganzen Volkes wiedergibt und abspiegelt. Sie ist die Litteratur im engern Sinne, und weil sie wesentlich dem unendlich manigfaltigen Reiche der Dichtung oder Poesie angehört, so ist sie eben so wenig einer erschöpfenden Eintheilung fähig, als das Reich der Natur. A. W. Schlegel (VI. Bd. 189) sagt: „Die Namen der Gattungen und Arten sind nur Hilfsmittel für den Verstand, um die unendliche Manigfaltigkeit in einer gewissen Ordnung aufzufassen." Zu berücksichtigen ist auch Jakob Grimms (deutsche Sagen I. XV.) Ausspruch: „In der Poesie gibt es nur einige allgemeine Abtheilungen, alle andern sind unrecht und zwängen, allein selbst jene großen haben noch ihre Berührung und greifen in einander über." (Vergl. Nr. 147 (161) in I.)

Wichtig ist die Unterscheidung von Natur- und Kunstpoesie.

Zur Naturpoesie gehören die Dichtungen des Volksgeistes, also die Märchen, Sagen und Volkslieder in der Form, die ihnen das Volk selbst gegeben hat (II. 20 ff.). Was die Einbildungskraft des Volkes gleichsam unbewust geschaffen, das wird oft vom gebildeten Dichter als Grundlage benutzt und in eine kunstmäßige Form gebracht.

Reine Kunstdichtungen sind nur Erzeugnisse einzelner, die mit künstlerischem Bewustsein schaffen. Neben der Sagenbildung prägt sich das eigentümliche Geistes- und Gemüthsleben eines Volkes in Spruch und Lied, in Bräuchen und Sitten aus. Sage und Lied, Spruch und Bräuche bilden den Grund, auf welchem eine wirklich nazionale Dichtung am besten gedeihet.

Aus der Sage entwickelt sich die epische Dichtung, aus dem Volksliede die lyrische, aus dem Spruche die lehrhafte. Dramatische Spiele knüpfen sich theils an die Volksfeste und Volksbräuche, theils an die christlichen Feste (hohe Zeiten). Im übrigen ist das deutsche Drama reine Kunstdichtung.

Die volkstümliche epische Dichtung gehört mehr der Jugendzeit, die dramatische oder Schauspieldichtung der spätern Zeit unseres Volkes an.

In jeder Dichtung, vornehmlich in der kunstmäßigen, hat man nicht bloß auf den Stoff und die Form, sondern auch auf den Grundgedanken (die Idee, das Motiv) zu achten (vergl. II. Nr. 24).

112. Gattungen der Darstellung (Genus, litterarisch).

Der Vers ist vorzugsweise die Form der Dichtung. Diese Form wird bestimmt durch den Rythmus, der auf der regelmäßigen Hebung (Betonung) und Senkung beruhet (II. Nr. 117 und 118).

Die Darstellung, welche nicht durch den Rythmus gebunden ist, nennt man die prosaische. Obgleich auch Dichtungen (z. B. Märchen) in dieser ungebundenen Darstellung vorkommen, so findet sie doch eigentlich Anwendung im Gebiete des gewöhnlichen Sprachverkehres und der Wissenschaft. Die Prosa macht Mittheilungen für bestimmte äußere Zwecke. Sie dient zur Belehrung und Unterhaltung, sie ist mehr die Form für Verstandesäußerungen, dagegen wählen die Äußerungen des Gefühles und der Fantasie meist die gebundene oder rythmische Form. Diese ist für das Lied durchaus nothwendig. Der Unterschied zwischen dem, was man gewöhnlich Prosa und Poesie nennt, liegt also nicht ganz in der Form, sondern es kommt auch auf den Inhalt an. (S. III. Littb. Nr. 67, 68.)

113. Weisen der Darstellung (Modus, stilistisch).

Prosa und Poesie sind die Gattungen der Litteratur überhaupt. Etwas anderes ist die Art und Weise, wie der Schriftsteller einen Stoff darstellt; wir nennen dieß die Darstellungsweise oder den stilistischen Modus, der abhängt von der Natur des Stoffes (Inhaltes) und der Person des schreibenden. Der Gegenstand kann vom Schrift-

steller entweder als ein außer ihm befindlicher, mithin erzählend, beschreibend dargestellt werden; oder die Rede ist dargestellt als Empfindung oder Gedanke des schreibenden; oder endlich es wird eine Handlung hingestellt, als trüge sie sich eben zwischen den dabei wirkenden und betheiligten Personen zu, mithin als Gespräch (Dialog). Demnach nennen wir ein Lesestück (Gedicht, Stilganzes):

1. Erzählung oder Beschreibung (epischer — historischer Modus).

2. Lied oder Rede (lyrischer — rhetorischer Modus). Zur rhetorischen Prosa gehört auch die Betrachtung, das Alleingespräch (der Monolog), der Brief, die Tendenzschrift.

3. Gespräch und Schauspiel (dialogischer — dramatischer Modus).

Sehen wir auf den Inhalt, auf die Absicht des schreibenden, so können alle drei Darstellungsweisen einen lehrhaften (didaktischen) Charakter annehmen. Die Abhandlung ist vorwaltend lehrhaft.

Rein ist die Darstellungsweise selten, weil Inhalt und Form zusammenwirken. In einem Lesestücke, sei es prosaisch oder rythmisch, wechseln oft alle drei Modi ab.

Die syntaktischen Modi (Redeweisen): der Indikativ, Konjunktiv und Imperativ gehören dem Satze an; die Darstellungsweisen (episch, lyrisch, dramatisch) dem Stilganzen, dem Gedichte. Die Unterscheidung zwischen Poesie und Prosa betrifft die Litteratur im allgemeinen.

114. Arten der Dichtung.

Die drei Grundformen der Dichtung sind: die epische oder erzählende, die lyrische oder persönlich erregte, die dramatische oder die gegenwärtig handelnde. Die lehrhafte Dichtung ist eine Abart, da der Verstand wohl bei der Prosa, weniger aber bei der Poesie mitwirkt.

A. Erzählende oder epische Dichtung.

Ursprünglich bedeutet episch so viel als sagenhaft, dann heißt es erzählend überhaupt. Die erzählende Dichtung beruht theils auf Überlieferungen, theils auf geschichtlichen Grundlagen, theils ist der Stoff dem Menschenleben entnommen. Rein auf Volksüberlieferungen beruhen Sagen, Märchen und Legenden. Dichtungen, denen

Sagen von Göttern, von Riesen und Zwergen, von Elben, Nichsen u. s. w. zu Grunde liegen, heißen mythische. Die Mythen beziehen sich auf die heidnisch-religiösen Vorstellungen, die Sagen mehr auf geschichtliches und örtliches; in den Märchen entfaltet die Fantasie ihre höchste Thätigkeit. *) Legenden beziehen sich auf christliches. Sehr viele solcher ungeschmückten Volksdichtungen sind von Dichtern in neuerer Zeit kunstmäßig bearbeitet, zum Theil als Balladen und Romanzen. Solche haben wir von Bürger (der wilde Jäger), von Göthe (Erlkönig), Uhland, Schiller, Vogl u. v. a. Legendendichter sind: Herder, Göthe, Kosegarten, Schäfer u. a. Dem Märchen steht das schichte Prosagewand am besten an, und in dieser Hinsicht sind die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm Muster für alle Zeiten.

Als die heidnischen Vorstellungen sich verloren, lehnten sich die Nazionalsagen an hervorragende Personen und Ereignisse; die Heldensage ward allmählich umgewandelt im Munde des Volkes. Aus solchen Sagenliedern entstand unser Volksepos (Nibelungen und Gudrun). In der Folge sind auch kunstmäßige Heldengedichte oder Epopöen gedichtet worden, die theils auf fremden Sagen ruhen, theils auf Geschichte oder sonstigen Ereignissen. (L. Pyrker.)

Der epischen Prosa angehörig sind der Roman und die Novelle.

Kleinere epische Dichtungen sind: die auf Volksüberlieferungen beruhenden Balladen, Romanzen und Legenden; die poetischen Erzählungen, z. B. die schwäbische Kunde von Uhland, Salas y Gomez von Chamisso; manche von ihnen sind idyllisch, d. h. epische Darstellungen aus dem einfachen Natur- und Landleben, wie z. B. Luise, der siebzigste Geburtstag von Voß; auch Göthe's Hermann und Dorothea kann hieher gerechnet werden. Eine Abart sind die beschreibenden Gedichte. Im allgemeinen ist für Beschreibungen und Schilderungen die Prosa geeigneter als die gebundene Rede.

Zu den lehrhaften Erzählungen gehört die Fabel, in welcher die handelnden Personen meist der Thierwelt entnommen sind.

---

*) Gute Sammlungen haben wir von Grimm, Müllenhoff, Kuhn, Wolf, Panzer u. a.

Die Fabel enthält eine Moral, eine Klugheits- oder Lebensregel; ein allgemeiner moralischer Satz wird darin auf einen besondern Fall zurückgeführt. (III. Nr. 9.) Fabeldichter sind: Hagedorn, Gellert, Lessing, Lichtwer, Pfeffel, Fröhlich.

Die Parabel ist ebenfalls die Veranschaulichung eines allgemeinen Satzes durch einen erdichteten Fall. Sie spricht aber nicht bloß eine Lebens- und Klugheitsregel aus, sondern vielmehr eine höhere Wahrheit aus dem geistigen und Seelenleben des Menschen. Ihre Personen sind nicht Thiere sondern Menschen. Die schönsten Parabeln und Gleichnisreden finden wir in den Evangelien[1]). Die Parabel begründet eigentlich die kindliche Lehrart des Evangeliums. „Wenn der Spruch die natürliche Form ist für jegliche göttliche Offenbarung im einfachen Ausdruck des ewigen Wortes, so ist die Parabel dagegen die menschliche und bildliche Einkleidung und Entfaltung des einfachen göttlichen Lehrspruchs." (Fr. Schlegel.)

Parabeldichter in unserer Litteratur sind: Herder, Krummacher, Rückert (des fremden Kindes heiliger Christ).

B. Liederdichtung oder Lyrik.

Während die Erzählungspoesie gegenständlich (objektiv), ist die Liederdichtung mehr persönlich (subjektiv). Das Lied gibt eine Empfindung theils rein, theils knüpft es sich an eine Erzählung und wird balladisch. (II. Nr. 24.) Lehrhafte Lieder sind sehr untergeordneter Art. Von dem reinen Volksliede (geistlich oder weltlich) bis zum Kunstliede gibt es eine unendliche Menge von Abstufungen. Wir haben auch volkstümliche Lieder von Dichtern, z. B. von Uhland: „Ich hatt' einen Kameraden," von Arndt: „Was ist des Deutschen Vaterland." Die besten Liederdichter sind: Göthe, Hoffmann von Fallersleben, Heine, Uhland, Eichendorf. Dichter geistlicher Lieder sind: Luther, Paul Gerhard, Spee, Gellert, Hardenberg (Novalis), Spitta, Droste-Hülshoff (II. Nr. 52).

Man kann bei der Kunstlyrik eine Lyrik des Gefühls und eine Lyrik des Gedankens unterscheiden. Das eigentliche Lied ist ein reiner Gemüthsklang und ist um so singbarer, je mehr es sich dem Volksliede

---

[1]) Evang. Matth. 13 u. ff. Vergl. auch III. Nr. 28 und 29. Über Spruchdichtung s. II. Nr. 57—61.

nähert; seine Seele ist die Melodie, die am reinsten und schönsten an den alten Volksliedern haftet. Das geistliche Lied sollte durchaus ernst, das weltliche durchaus heiter sein.

Den Ausdruck des aufgeregten, zur Begeisterung gesteigerten Gefühls nennt man Ode. (Antike Ode I. 61, 62. Klopstock, Platen.) Sind sie religiösen Inhalts, so heißen sie Hymnen (I. Nr. 105. II. 28, 29). Hymnen mit freiem Rythmus sind z. B. Göthe's Gränzen der Menschheit (III. Nr. 27), Wanderers Sturmlied u. s. w. Dichtungen, wie Schillers Klage der Ceres, der Spaziergang (III. 56), nennt man Elegien. Objektivität entfaltet die Lyrik, wenn sich der Dichter zur Natur, zur Geschichte (Kriegs- und Siegeslieder) und zum Leben wendet. In der „Glocke" von Schiller haben wir ein vollständiges Lebensbild.

Eine fremde lyrische Gedichtform ist das Sonett, das besonders dem Rückert (III. 81) und Platen wohl gelungen ist. Es besteht aus vier Gesätzen (Strofen), von denen die beiden ersten vierzeilig, die beiden andern aber dreizeilig sind. Der Reim ist sehr künstlich, nämlich: abba, abba, cdc, dcd. (II. Nr. 69, 100; III. 30.)

C. Dramatische Dichtung.

Drama heißt Handlung. Eine Handlung wird im Drama als gegenwärtig dargestellt und entwickelt sich im Gespräch verschiedener Personen, welche als Träger der einzelnen Begebenheiten erscheinen. Der dramatische Dichter schildert Personen und lässt Thatsachen erzählen. Im Drama wird die Handlung ausgeführt sprechend und deklamierend, in der Oper, wo die Handlung mehr zurücktritt, rezitierend und singend.

Die Unterscheidung zwischen Volksdichtung und Kunstdichtung kann auch auf das Drama angewandt werden; das volkstümliche Schauspiel aber, wie es früher vom Volke zu gewissen Festzeiten aufgeführt wurde, hat für die Poesie nicht den Wert, welchen die Sage und das Volkslied hat. Die Volksspiele insbesondere während der Advent- und Fastenzeit gründen sich meist auf biblisches und kirchliches

Das Kunstdrama ist entweder Trauerspiel (Tragödie) oder Lustspiel (Komödie). Im Trauerspiel ist das Leben von seiner

ernsten Seite, im Lustspiel von seiner heitern Seite aufgefasst (I. Nr. 44 (50)).

Zwischen beiden in der Mitte liegt das Schauspiel schlechtweg, namentlich das historische. Das Drama enthält erzählende oder lyrische Theile, in Gesprächsform, die zuweilen durch Einzelgespräche oder Monologe unterbrochen wird.

Die besten Dramen haben wir von Lessing, Göthe, Schiller, Heinrich Kleist. (Vergl. III. Nr. 72.)

115. Sage und Märchen.

Von der Volkssage werden mit gutem Grund die Märchen abgesondert, obgleich sie wechselseitig in einander überstreifen. Loser, ungebundner als die Sage, entbehrt das Märchen jenes örtlichen Halts, der die Sage begrenzt, aber desto vertraulicher macht. Das Märchen fliegt, die Sage geht; das Märchen kann frei aus der Fülle der Poesie schöpfen, die Sage hat eine halbhistorische Beglaubigung. Wie das Märchen zur Sage, steht die Sage selbst zur Geschichte, und, läßt sich hinzufügen, die Geschichte zu der Wirklichkeit des Lebens. Im wirklichen Dasein sind alle Umrisse scharf, hell und sicher, die sich im Bild der Geschichte stufenweise erweichen und dunkler färben. Der alte Mythus aber vereinigt gewissermaßen die Eigenschaften des Märchens und der Sage, ungehemmt im Fluge vermag er zugleich örtlich sich niederzulassen. (J. Grimm, deutsche Mythologie XIV.)

Die Märchen sind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen, sie nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; da hingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen und mehr Ernst und Nachdenken fordern. Über den Vorzug beider zu streiten, wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr gemeinschaftliches übersehen, noch geleugnet werden, dass sie in unendlicher Mischung und Wendung in einander greifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage gegenüber, in sofern sie

das sinnlich natürliche und begreifliche stets mit dem unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unleugbar nahe und sichtliche Dasein der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder.

(Grimm, deutsche Sagen I. Vorr. VII.)

116. Die Novelle.

(Von Georg Reinbeck.)

Die Novelle ist die poetische Erzählung einer Thatsache, welche als dem wirklichen Kulturleben eines bestimmten Zeitraumes angehörig erscheinen soll. Dieß hat sie mit dem Roman gemein. Der Roman aber umfasst einen bedeutenden Theil eines ungewöhnlichen Menschenlebens, ja wohl ein ganzes und oft mehr als ein Menschenleben; der Roman bildet eine poetische Biografie; dagegen hat die Novelle nur eine einzelne Erscheinung eines Menschenlebens, eine ungewöhnliche Situazion zum Gegenstande. Wenn in dem Roman das Leben des Helden mit seinen manigfaltigen Abwechslungen und Lagen interessieren soll, so soll das Interesse der Novelle sich dagegen auf eine einzelne Situazion, als auf eine einzelne Thatsache konzentrieren. Welch' ein bedeutender Unterschied wird daraus in der Behandlung hervorgehen.

Durch diese Konzentrierung des Interesse's auf eine einzelne Thatsache, in welcher ein menschliches Schicksal entschieden wird, nähert sich die Novelle dem Drama, bei welchem dieß ebenfalls eintritt, daher auch aus einer Novelle leichter ein Drama sich bilden lässt (wie von Shakspeare aus den Novellen italienischer Dichter), als aus einem Roman; nur nicht aus jeder Novelle, weil bei dem Drama das Interesse vorzüglich auf die Erreichung oder Verfehlung eines bestimmten Zweckes und auf den Kampf dafür fällt, nicht aber so in der No-

velle, wo es auf einen bestimmten Zweck und einen Kampf dafür nicht ankömmt.

Ein Leben, auch das bewegteste, entwickelt sich nur nach und nach in einem längern Zeitraume und hat mehrere Perioden; die Situazion gehört einem einzelnen Zeitmomente an. Daher wird der Verlauf in der Novelle wie im Drama rascher von statten gehen, und das sogenannte epische ausmalen und verweilen, und alles, was nicht unmittelbar zur Thatsache gehört, wird wegfallen müßen, also alle Episoden, alle ausführlichere Charakterzeichnungen und Schilderungen und Reflexionen, die schon im Romane leicht breit und langweilig werden.

Die Novelle ist rein erzählend, und zwar vertritt sie, wie dieß sich schon aus ihrer historischen Entwicklung bei Boccaccio ergibt, weit mehr als der Roman die mündliche Erzählung. Nun will der Zuhörer einer mündlichen Erzählung nicht wissen, was der Erzähler denkt und fühlt, sondern was geschehen ist, und das will er ohne Unterbrechung erfahren. Wenn daher der Roman, der mehrere Stadien durchläuft, seinem Interesse unbeschadet von Zeit zu Zeit aus der Hand gelegt werden kann, so würde es ein schlimmes Zeichen für den Wert einer Novelle sein, wenn dieß eben so füglich angienge.

Welche Lebensverhältnisse darf denn aber die Novelle auffassen? — Alle wie der Roman, nur müssen sie sich zu einer künstlerischen Bildung, zu einer Bildung für den Geist, mit welchem die Kunst und besonders die Dichtkunst es allein zu thun hat, eignen. Dadurch wird schon alles rohsinnliche ausgeschlossen. — Die feinere Sinnlichkeit hat einen Schein von Geist; allein auch in ihr macht sich doch das thierische in der Menschennatur zu geltend und es wird daher dem echten Kunstgenius nicht einfallen, sie an sich zu einem besondern Gegenstande eines menschenwürdigen Wohlgefallens durch die Kunst adeln zu wollen, am wenigsten in sofern sie die edlere Menschenwürde verletzt. Hat die Moral auch eine weniger entscheidende Stimme in der schönen Kunst, so hat es doch die Menschenwürde, zu deren Gefühl die schöne Kunst vorzüglich bilden soll. Was diese verletzt, kann niemals an sich Gegenstand eines allgemeinen reinen Wohlgefallens werden, welches doch die Aufgabe der Werke der schönen Kunst ist.

Nur muß man nicht glauben, daß diese Würde immer müße zur Schau getragen oder in steifer Feierlichkeit gehalten werden. Heiterkeit und Scherz steht ihr gar wohl an.

Ein interessantes Ereignis muß auch interessant erzählt werden, worauf es in Hinsicht der dichterischen Wirkung vorzüglich ankommt, da die schöne Kunst nicht durch den Stoff an sich, sondern durch die Form, wie der Stoff zur angemessenen Erscheinung gebracht ist, wirken will. Der glücklichste Stoff geht in einer unangemessenen Form verloren, dagegen ein unbedeutender Stoff in gelungener Form — (in geistreicher künstlerischer Behandlung) — ästhetisch wirken kann. In der Dichtkunst gibt es aber eine innere und eine äußere Form; die erstere geht aus der Komposizion und die letztere aus der Sprachdarstellung an sich hervor.

Auch in der Komposizion oder in der Anordnung der Einzelnheiten des Ereignisses mit ihren Motiven, aus denen die Situazion hervorgeht, wird die Novelle sich in sofern dem Drama nähern, daß ein steter Fortschritt in der Begebenheit, die auch nur in ihren Hauptzügen mehr skizziert als ausgeführt erscheinen wird, stattfinden und dabei die beabsichtigte dichterische Wirkung nie aus den Augen gelassen werden muß.

Die Novelle hält sich bei der Motivierung der Erscheinungen nicht auf, und doch muß jede Einzelnheit für die Fantasie hinlänglich motiviert erscheinen; daher werden die Motive zu den entscheidendsten Momenten oft nur hier und da wie beiläufig angedeutet werden, und ihre Bedeutung wird dann erst in der Folge hervortreten. Die größere oder mindere Ausführung der Einzelnheiten, die richtige Vertheilung von Licht und Schatten im Bilde, wird ganz von dem beabsichtigten Totaleindrucke abhängen müßen. — Hier tritt besonders der Künstler hervor und macht sich darin geltend, denn dieß setzt ein Studium voraus, ohne welches es keinen Künstler geben kann.*)

---

*) Aus Reinbecks „Novellenkranz" (1841). Vergl. Feuchtersleben, Beiträge zur Litteratur ꝛc. (1841) Bd. II. S. 48. (Göthe und Tieck als Novellendichter.) Gervinus, deutsche Dichtung, Bd. V. S. 634 (Verhältnis der Novelle zum Roman).

III. Zur Geschichte der deutschen Kunst.

117. Die Künste überhaupt.

Die Kunst ist entweder eine bildende (Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei) oder Tonkunst (Musik) oder Dichtkunst (Poesie) *). Geschichtlich unterscheidet man zwischen antiker und romantischer Kunst. Die Vertreterin der antiken Kunst ist die Plastik, am ausgebildetsten bei den Griechen; die Vertreterin der romantischen Kunst ist die Musik, am höchsten ausgebildet bei den Deutschen.

Der Anfang der Kunst ist wohl die Baukunst, bei welcher der Stoff überwiegt. Die Bildhauerkunst gibt dem Stoffe (Stein) schon die Form der Leiblichkeit; erst die Malerkunst, deren Mittel die Farbe ist, vermag alle Gemüthszustände und Handlungen zur Anschauung zu bringen. Das Wesen der Malerei besteht darin, das Leben in seiner Bewegung, die Charaktere in bestimmten Handlungen, die Wechselwirkung der Individuen zu einander und mit der Natur darzustellen; an die Stelle der Einzelgestalt tritt die Gruppe, deren Glieder auf ein gemeinsames Zentrum bezogen sind, sei es, daß sie einen Zustand oder eine Begebenheit veranschaulichen.

Die völlige Aufhebung der Räumlichkeit ist die Tonkunst; sie verläßt das Gebiet der sinnlichen Anschauung und wirkt ausschließlich auf die Empfindung. In der Rede- und Dichtkunst endlich ist die Zunge der Kunst gelöst; sie kann alles darstellen; ihr Material ist nicht der bloße begriffsleere Ton, sondern der Ton als Wort, als Ausdruck des Geistes. Die Worte aber stehen unter dem Einflusse musikalisch-rythmischer Gesetze. Weil der poetische, d. h. schaffende Sinn des Menschen so zu sagen die Mutter aller Künste ist, so kehren daher in der Dichtkunst alle andern Künste wieder: das Epos bildet und malt, indem es erzählt; das Lied ist durch den Gesang mit der Tonkunst vermittelt; im Drama endlich, dessen musikalischer Bestandtheil das Singspiel und die Oper ist, erscheinen alle Künste vereinigt.

---

*) Vergl. I. Nr. 48 (54). II. Nr. 97 und 104.

118. Malerei.

Nach Verschiedenheit der Gegenstände unterscheidet man: Geschichts- und Lebensmalerei, architektonische Malerei, Thier- und Landschaftsmalerei. Die Genre- oder Gattungsmalerei ergreift einzelne Erscheinungen und Lagen (Situazionen) des Lebens, etwa wie in der Dichtkunst die Novelle. Der Inhalt der Gattungsmalerei, häufig dem komischen angehörig, gilt weniger als die Kunst der Darstellung. In Rücksicht auf Stoff (Material) und Behandlungsart gibt es: eine Wassermalerei, wozu auch die Freskomalerei gehört, d. i. eine Kalkmalerei, die, meist auf den innern Decken der Kirchen, auf einem nassen Mörtelanwurfe stattfindet, der mit der Farbe zugleich auftrocknet und sie dadurch ohne weiteres Bindungsmittel haltbar macht; ferner Ölmalerei, Pastellmalerei d. i. Farbenstift- oder Trockenmalerei; endlich Email- (oder Schmelz-) und Glasmalerei.

Es ist thöricht — sagt Göthe — von einem Künstler zu fordern, er solle viele Formen umfassen. Hatte doch oft die Natur selbst für ganze Provinzen nur eine Gesichtsgestalt zu vergeben. Wer allgemein sein will, wird nichts; die Einschränkung ist dem Künstler so nothwendig als jedem, der aus sich etwas bedeutendes bilden will.

Seit dem 15. Jahrhundert nahmen Kunst und Litteratur in Europa einen neuen Aufschwung (II. Nr. 146). Die Malerei in Deutschland ward ausgebildet vorzüglich durch Hans Holbein den jüngern (1498—1554) von Augsburg *); dann durch eine Reihe Meister im kunstsinnigen Nürnberg. Solche waren: M. Wohlgemuth und Albrecht Dürer (1471—1528). Dieser fränkischen Schule ist Charakterzeichnung, scharfe und bestimmte Form eigentümlich. Durch Lukas Kranach verbreitete sich diese Richtung nach Sachsen. Dürer und Kranach leisteten auch großes in der Holzschneidekunst. Dass in Nürnberg auch die Glasmalerei zu jener Zeit in der Blüte stand, davon zeugen die Fenster der Sebaldus- und der großartigen Lorenzkirche. Im Fache der Skulptur ist Adam Kraft zu nennen, als Dichter der

---

*) Die Gemälde, welche von ihm und den folgenden in der k. k. Gallerie zu Wien sind, findet man genannt in Kraffts „Verzeichnis der Gemäldegallerie im Belvedere."

sinnige Meister Hans Sachs (II. Nr. 63), als Bildschnitzer Veit Stoß, als Bronzearbeiter die Familie Vischer, welche das herrliche Sebaldus-Grabmal schuf. Alle diese lebten im Anfange des 16. Jahrhunderts zu Nürnberg.

Darauf folgte eine für Dichtung wie für andere Künste ziemlich leere Zwischenperiode.

Als das Haupt der niederländischen Malerschule glänzte Paul Rubens (um 1600) und sein Schüler van Dyck; ferner Paul Rembrandt (um 1640).

Die Holzschneidekunst (um 1500) ward seit dem 16. Jahrhundert vom Kupferstich überflügelt und erhielt erst in neuerer Zeit eine höhere Ausbildung.

Die klassische Behandlungsweise der Skulptur, angeregt durch J. Winkelmann (um 1760), trat bei dem Italiener Canova hervor*) (1757—1822); gleichzeitig mit dem Jugendfreunde Schillers, mit Dannecker aus Schwaben. Hoch über allen Zeitgenossen stund aber der Däne Thorwaldsen (1770—1843). Der neuesten Zeit gehören an: Chr. Rauch (1777 in Arolsen geb.), L. M. Schwanthaler (1802 zu München) und Rietschel, dessen Standbilder Göthe's und Schillers in Weimar aufgestellt sind. Die bedeutendsten Pflanzschulen der deutschen Malerkunst sind München (wo König Ludwig alle Zweige der Kunst förderte), Dresden, Berlin und Düsseldorf. Hauptvertreter sind: Peter Cornelius und Wilh. Kaulbach (Zeichnungen zu Göthe's Reineke Fuchs); außerdem Julius Schnorr (Fresken im Königsbau in München, die Hauptpersonen des Nibelungenliedes darstellend), W. F. Schadow, K. F. Lessing (in Düsseldorf), Schwind, der auch aus der Märchenpoesie (z. B. aus dem „Aschenbrödel") dasjenige herausgegriffen, was sich mit Formen und Farben aussprechen läßt.

119. Musik.

Die musikalischen Tonmittel wie auch die Gattungen der Musik sind sehr manigfaltig.

---

*) Theseus im Volksgarten zu Wien.

Unter den **Tonmitteln** ist die Singstimme das älteste und naturgemäßeste. Sie spaltet sich in zwei weibliche: Sopran (Diskant) und Alt, in zwei männliche: Tenor und Baß; zwischen letztern liegt der Bariton; die Vereinigung jener vier bildet den Chor.

Die musikalischen Instrumente sind bekanntlich: Blas-, Saiten-, Streichinstrumente; umfangreicher sind: Klavier und Orgel.

Hinsichtlich der **Gattungen** zerfällt die Musik in Vokal- und Instrumentalmusik. Zur ersten gehören: das einfache Lied, die Arie (in größern Tonwerken), das Duett, Terzett, Quartett; zum geistlichen Gesange gehören: der Choral (der einstimmige, in langsamem Gleichmaß fortschreitende Gemeindegesang), die Hymne (z. B. das Te Deum, der Psalm), die Messe und das Requiem (Seb. Bach, Mozart), die Kantate (nicht streng kirchlich, ein dramatisch erweitertes Sanggedicht). In der Instrumentalmusik unterscheidet man: den Tanz, den Marsch; die Sonate für das Klavier (Mozart, Beethoven); das Streichquartett entsteht aus dem Zusammenspiel von zwei Geigen, einer Bratsche und einem Violonschell (Cello). Die Uwertüre ist ein einziger großer Instrumentalsatz für volles Orchester *). Die Symphonie ist das umfangreichste Instrumentalgemälde. Mischgattungen der zusammenwirkenden Vokal- und Instrumentalmusik sind das Oratorium nach kirchlicher, die Oper nach weltlicher Seite.

Die **Geschichte der Musik** schließt sich ganz eng an die innere Geschichte des Christentums. Das klassische Altertum, in der Kunst nur auf sinnliche Anschauung und Formgebung beschränkt, aber der erst mit dem Christentum aufgegangenen Innenwelt des Gemüthes, der Empfindung, noch fremd, hatte auch noch keine selbständige Musik. Was die alte Zeit für die bildenden Künste war, das wurde das christliche Mittelalter für die Tonkunst. Diese bildete sich zuerst innerhalb der Kirche aus (II. Nr. 113). Den glänzendsten Aufschwung erhielt die Tonkunst in der neuen Zeit. In Deutschland waren die ersten Meister der kirchlichen Musik folgende: Sebastian Bach (1685—1750) in Leipzig; G. F. Händel (1684—1759), dessen

---

*) Ein griechisches Wort (ὀρχήστρα), daher ch nicht wie sch zu sprechen. (Vergl. I. S. 173.)

Oratorium „Messias" am bekanntesten ist. Die weltliche Musik, insbesondere die Oper, ist ein Kind neuerer Zeit, und am ersten ausgebildet in Italien (Neapel). Ihre Vollendung erhielt die Oper und die Musik überhaupt durch: Gluck (1714—1787) aus der Oberpfalz (Iphigenie auf Tauris); Joseph Haydn (1732—1809) aus Rohrau in Niederösterreich *). Großartige Werke sind: die Oratorien „Schöpfung," „Jahreszeiten;" auch haben wir von Haydn einige Messen, das Stabat mater, die Singweise des „Gott erhalte" u. a. Der genialste aller Tondichter der Erde ist Wolfgang **Mozart** (1756—1791) aus Salzburg. Er besaß schon im 6. Lebensjahre eine solche Fertigkeit im Klavierspiel, daß sein Vater mit ihm eine Kunstreise nach München und Wien unternahm; 1763 glänzte er als Virtuose in Paris und Versailles und 1764 in London, wo er als 8jähriger Komponist 6 Sonaten der Königin von England widmete. Als 12jähriger Knabe schrieb er eine Oper für Kaiser Josef, dirigierte sein Offertorium 1768. Im folgenden Jahre ward er in Italien angestaunt und vom Pabste zum Ritter des goldenen Sporn ernannt. 1781 setzte er sich in Wien und schrieb als Bräutigam mit Konstanze Weber die „Entführung aus dem Serail" (1782) und für die Prager den „Figaro" (1786), den „Don Juan" (1787), dazwischen zahlreiche Sonaten, Konzerte und Symphonien, und während seiner letzten Krankheit die „Zauberflöte" und den „Titus." Im Jahre 1791, also in seinem 36. Lebensjahre, starb er, angeblich über seinem Requiem zu Wien.

Der dritte musikalische Klassiker ist Ludwig Beethoven, zu Bonn 1772 geboren, aber ebenfalls meist in Wien, wo er 1827 starb. Im Alter wurde er ganz taub, doch lebten die Töne mächtig in seinem Innern fort. Seine Symphonien und Klaviersonaten, wie auch die Oper „Fidelio," sind Meisterwerke der Tonkunst.

Mit der Großartigkeit, Sinnigkeit und Tiefe dieser deutschen Tondichter vermochten die Italiener und Franzosen nicht zu wetteifern. Gleichwohl wurden ihre reizenden, sinnenhaften Opern mit ihrer tändelnden Leichtigkeit und betäubenden Instrumentazion in neuester Zeit

---

*) S. mein „deutsches Lesebuch" I. Nr. 101.

vorherrschend. Wir nennen nur: Rossini (Barbier von Sevilla, Tankred, W. Tell), Bellini (Norma), Donizetti (Lucrezia), Verdi, Spontini, Cherubini, Auber (Stumme von Portici).

Den deutsch-romantischen Ton schlug K. M. Weber (1786—1826) an, im Freischütz, in der Preziosa und im Oberon. Ein beliebter Liederkomponist ist Konradin Kreutzer (1783—1849); seine lieblichste Oper ist das „Nachtlager von Granada.“ Mit Uhland, dem Dichter, dessen Lieder und Balladen er sich zur Tonsetzung gewählt, steht der musikalische Lyriker Kreutzer in naher Verwandtschaft. Sein Sinn für das volkstümliche zeigt sich auch in der Musik zu Raimunds „Verschwender.“ Dem Kunstliede zugewandt war der Wiener Franz Schubert. Von den neuesten Operndichtern nennen wir Flotow, Lortzing (Zar und Zimmermann), Spohr. Geschichtliche Stoffe wählte Jakob Meyerbeer (aus Berlin): Robert, Hugenotten, Profet. Zu den bedeutendsten Tondichtern der neuesten Zeit gehört auch Mendelsohn-Bartholdy (ein Hamburger 1809—1849): Oratorium Paulus, Lieder, Musik zum Sommernachtstraum, zur Antigone ꝛc. Bei ihm zeigt sich schon ein streben nach größerer Einfachheit, durch welche besonders das deutsche Volkslied sich auszeichnet. Der Geringschätzung der durch die Romantiker hervorgehobenen Volkslieder trat später H. W. Riehl entgegen, der durch seine „Hausmusik“ (50 Lieder deutscher Dichter, in Musik gesetzt) auch die höhern Ansprüche der Kunst befriedigt.

IV. Über die bildliche Darstellung

(in der Sprache, Poesie und Kunst).

120. Alle Begriffe können bildlich (durch Metapher d. h. Übertragung) dargestellt werden*). Wir sprechen z. B. von dem Arm

*) Man sagt auch durch Tropen, d. h. Umwendungen. Die Tropen bestehen in der uneigentlichen oder übertragenen Bezeichnung der Vorstellungen, indem statt dessen, was eigentlich gemeint ist, ein anderes verwandtes gesetzt wird. Bei den s. g. Figuren bleibt die eigentliche begriffliche Bedeutung bestehen; zu den Wortfiguren gehört der Reim, zu den Satzfiguren die Frage, der Wunsch; ein schilderndes Beiwort (epitheton ornans); eine Steigerung, Vergleichung, ein Gegensatz ꝛc.

eines Flusses, Leuchters, vom Fuße eines Berges, vom Schnabel eines Schiffes; wir sagen: ein Berg steigt empor, verdeckt die Aussicht ꝛc. Leblose Dinge werden so als thätige aufgefasst. Besonders reich an Bildern ist die gehobene Darstellung und die poetische Sprache. Ähnliche Vorstellungen wecken sich und können daher für einander gesetzt werden; man sagt: in der Blüte des Lebens (statt in der Jugend); der Zahn der Zeit, das Rad des Schicksals; eine goldene Regel, bittere Erfahrungen; durch die Finger sehen (Nachsicht haben), die Klippe umschiffen (Gefahr vermeiden), die Schritte beflügeln, jemandem Weihrauch streuen. B. Cotta, der Verfasser der Briefe über A. Humboldts Kosmos, schreibt an Humboldt: „Meine hauptsächlichste Bestrebung ist es, die Wirkung Ihres Kosmos noch mehr zu verallgemeinern, die Wellenkreise wissenschaftlicher Bewegung, die von Ihrem gewaltigen Wurf ausgehen, weiter und weiter ausschwingen zu lassen." Das ist bildliche Rede.

Besondere Arten des bildlichen in Sprache und Dichtung sind: die Personifikazion und die Allegorie.

1. Durch die Personifikazion wird etwas unpersönliches als bewuste, handelnde Persönlichkeit bezeichnet, z. B. der Frühling lacht; geflügelt ist das Glück und schwer zu binden; die Schalkheit lauscht im grünen halb versteckt; schön ist's, wenn aus dem grün die rothe Beere schaut.

Wie die Sprache jedem Dinge ein Geschlecht (genus) zutheilt, so sucht insbesondere die Poesie (namentlich die Sage) den toten Dingen Leben zu verleihen und sie als persönliche Wesen darzustellen. Die Winde ringen — nach der Vorstellungsweise der Älpler — mit einander; der See zürnt, tobt, speiet Schaum. In Untersteier, wo die windischen Weiber bei Leichenbegängnissen weiße Kopftücher tragen, hört man, wenn bei Sonnenuntergang viele weiße Wölkchen erscheinen, vom Volke sagen: die Wolken gehen abends ihre Mutter (die Sonne) zu begraben und kehren am Morgen weinend zurück (d. h. es gibt Regen). Am Titlis heißt die Witterungsregel: Hat der Nollen einen Bart (Nebelanflug), so wird das Wetter ure (d. i. wild). Man denke ferner an die zahllosen Sagen von versteinerten Personen und überhaupt an die Entstehungsweise der heidnischen Gottheiten, na-

mentlich an die Entstehung der griechischen Götter. „Die elementaren Kräfte und Vorgänge der Natur, Sonnenschein, Regen, Blitz, das fließen der Ströme, das wachsen und reifen der Vegetazion werden als eben so viele Handlungen und wechselnde Zustände beseelter Wesen vorgestellt und in bildlichen Erzählungen ausgedrückt.“ So ist diese religiöse Naturpoesie hervorgegangen aus den verschiedenen Personifikazionen, die der Sinnesart jedes Volkes zunächst gelegen haben *).

Herder sieht in Bild und Empfindung den Ursprung der Poesie. „Von außen strömen Bilder in die Seele; die Empfindung prägt ihr Siegel darauf, und sucht sie auszudrücken durch Gebärden, Töne und Zeichen. Das ganze Weltall mit seinen Bewegungen und Formen ist für den anschauenden Menschen eine große Bildertafel, auf der alle Gestalten leben. Er stehet in dem Meere lebendiger Wellen, und die Lebensquelle in ihm strömt und wirkt jenen entgegen. Was also auf ihn strömt, wie er's empfindet und mit Empfindung bezeichnet, das macht den Genius der Poesie in ihrem Ursprung.“

Worte und Bild stehen in Wechselbeziehung [1]), es sind — wie Göthe Bd. 49 S. 63 sagt — „Correlate, die sich immerfort suchen, wie wir an Tropen und Gleichnissen genugsam gewar werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen gesagt oder gesungen war, sollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und so sehen wir in kindlicher Zeit in Gesetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, sich Wort und Bild immerfort das Gleichgewicht halten. Man sprach aus, was sich nicht bilden, und man bildete, was sich nicht aussprechen ließ.“

Durch die bildliche Rede, durch Gleichnis, Fabel und Beispiel macht der Dichter und Redner das gesagte anschaulich und bringt es dem Verständnisse näher.

Die Poesie verfährt personifizierend (personbildend) vorzüglich im Mythus; die bildende Kunst schafft sichtbare Gestalten, indem sie geistige Anschauungen, Gefühle und Begriffe versinnlicht. Dieß geschieht plastisch durch Einzelgestalten, malerisch durch Gruppen in

---

*) Vergl. Grimms Mythologie 834 fg. Litth. I. Nr. 70 ([82]).

[1]) Correlativ heißt wechselbeziehlich, Correlata sind: in Wechselbeziehung stehende Dinge.

bestimmter Thätigkeit. Wie auch der Maler mit dem Bildhauer in der Personifikazion zu wetteifern sucht, das zeigen z. B. Kaulbachs Bilder, welche den Entwicklungsgang der Weltgeschichte darstellen. In dem Bilde „die Sage" vorstellend erscheint die dämonische Größe der altgermanischen Dichtung verkörpert. Ein Riesenweib sitzt sie auf einem keltischen Hünengrab, den Stab in der gesenkten rechten, den linken Arm mit der ausgebreiteten Hand vor sich hin gestreckt, das Haar theils unter dem Halse zusammengeknüpft, theils um Stirn und Antlitz, von innerer Erregung wie elektrisch aufwogend, ja man möchte sagen aufflammend; die sehr stark modellierte Stirn senkt sich tief herab mit den Brauen, an die das weitgeöffnete Auge nah heranreicht, das Weiße sichtbar unterhalb der Pupille und des Augapfels. Odins Raben bringen ihrem Ohre geheimnisvoll Kunde, es ist als ob Weltaufgang und Weltuntergang mit ihren Schauern vor ihrem Blicke vorüberzögen. Das mächtige Bild wird von Armleuchtern eingerahmt, an denen sich die Sagen von Siegfried und Brunhild im lebendigen Spiel charakteristischer Figuren aufbauen, zugleich eine Versinnlichung wie Göttermythe, Heroendichtung und Kindermärchen aus einander hervorwachsen.

2. Die Allegorie (II. Nr. 62). Das Wort kommt vom griechischen allegoreo d. h. ich sage etwas anders, nämlich als ich verstanden wissen will; allegoria (i betont) ist die Andeutung einer Sache durch einen andern Namen als sie eigentlich hat, oder durch ein der Sache ähnliches Bild. Z. B. das Leben ist einer Reise zu vergleichen; führe ich nun das Bild Reise (für Leben) im einzelnen aus, so ist die Darstellung eine allegorische. Ebenso allegorisch ist Bürgers „das Blümchen Wunderhold," unter welchem der Dichter — wie er am Schlusse selbst sagt — die Bescheidenheit verstanden wissen will, nachdem er räthselgleich alle Merkmale vorher im einzelnen angedeutet hat.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheint, sondern etwas ähnliches.

Symbol ist einzelnes Sinnbild (II. Nr. 92); reihen sich mehrere Symbole zu einem ganzen, und ist dieses ganze dann ein Sinnbild für eine Idee, so ist das ganze eine Allegorie. Die Lyra ist das Symbol der Poesie, und doch ließe sich die Poesie auch allegorisch darstel-

len, wie Schiller es in dem „Mädchen aus der Fremde“ gethan hat. Allegorisch sind auch Schillers „Pegasus im Joche,“ „die Huldigung der Künste,“ Uhlands „verlorne Kirche“ u. a. Den allegorischen Beziehungen liegt lediglich ein Vergleich zu Grunde, der aber nicht immer treffend ist und erst durch Reflexion gefunden werden muß. Darum kann die Allegorie in der Kunst weniger Anwendung finden, als das Symbol, bei welchem das Bild unmittelbar zum Sinne führt. Wie das Samenkorn in die Erde gesenkt wird und dann aus ihm eine neue Pflanze hervorsprießt, wie die Raupe in der Puppe erstorben scheint und dann als Schmetterling wieder geboren wird: so knüpft sich die Unsterblichkeitshoffnung des Menschen an diese Naturerscheinungen und nimmt sie zum Sinnbild. Die Allegorie dagegen hat einen Gedanken bereits in der Form des Begriffs und nimmt nun einen äußern Gegenstand, um jenen durch einen Vergleichungspunkt mit ihm zu verbinden.

„Die Allegorie — sagt Göthe — verwandelt die Erscheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so, daſs der Begriff im Bilde immer noch begränzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sei. Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild, und so, daſs die Idee im Bilde immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt, und selbst in allen Sprachen ausgesprochen doch unaussprechlich bliebe“ [1]).

Schon in den ältesten Zeiten hat man Symbole in der Kunst angewendet. In der Kunsttheorie wird aber Allegorie häufig mit Symbol verwechselt. Über die Allegorie hat der große Kunstkenner J. Winkelmann eine große Abhandlung geschrieben. [2]) In derselben sagt er: „Die Allegorie ist, im weitläufigsten Verstande genommen, eine Andeutung der Begriffe durch Bilder, denn da die Kunst und vornehmlich die Malerei, eine stumme Dichtkunst ist, wie Simonides sagt, so soll dieselbe erdichtete Bilder haben, das ist, sie soll die Ge-

---

[1]) Über Allegorie in der deutschen Dichtung s. Gervinus II. 184 fg. 320. III. 144. 362. IV. 16. V. 656. 598.

[2]) „Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst.“ Dresden 1766.

danken persönlich machen in Figuren. Die eigentliche Bedeutung des Wortes Allegorie ist: etwas sagen, welches von dem, was man anzeigen will, verschieden ist. Später ist der Gebrauch des Wortes erweitert und man begreift unter Allegorie alles was durch Bilder und Zeichen angedeutet und gemalet wird." In dieser Bedeutung gebraucht man auch das Wort Ikonologie (Bilderlehre), vorzugsweise in der christlichen Kunst. Die christliche Ikonologie befasst sich mit der Erklärung und Deutung der kirchlichen Bildwerke und Kunstgegenstände, sowohl nach ihren Hauptdarstellungen als nach den gewöhnlich sie begleitenden Nebenbildern (Attributen und Symbolen [1]). Man kann drei Arten von Gegenständen unterscheiden, die in der christlichen Bildnerei ihre Anwendung gefunden haben: symbolische, allegorische, historische. Bei symbolischen Bildwerken wird durch Thiere oder leblose Gegenstände irgend eine religiöse Idee verhüllt angedeutet; solche Sinnbilder sind z. B. der Anker (Hoffnung, Hebr. 6, 19; Act. 29 bis 30), Apfel (Sündenfall), das Auge in Mitte eines Dreieckes (Gottes Allwissenheit, Sirach 23, 28), das Monogramm ☧ bezeichnet die Anfangsbuchstaben des Namens Christi (Chr. = griech. XP.)

Allegorische Bilder, meist dem alten Testamente entnommen, gelten als Vorbilder von Christus oder stehen mit seinem Erlösungswerke in Beziehung, z. B. Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend, bezieht sich auf Christus, der das lebendige Wasser des ewigen Lebens gibt.

Die historischen Bilder beziehen sich auf das neue Testament, namentlich auf Christus, Maria und die heilige Familie, die Apostel, Martirer und andere Heilige.

„Die Sinnbilder in der Kunst hat — wie Lessing im Laokoon sagt — die Noth erfunden, der Künstler kann durch nichts anderes verständlich machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Der Dichter dagegen bedarf der Sinnbilder nicht. Wenn dieser abstraktes personifiziert, so sind sie durch den Namen und durch das was er sie

---

[1]) Vergl. II. Theil des Littb. Nr. 92. Ferner: „Beiträge zur christkatholischen Ikonologie" (Innsbruck 1855); vollständiger ist W. Menzels „christliche Symbolik" (Regensburg 1854), welche alle Sinnbilder in der heil. Schrift, im Kultus, in der Legende, Baukunst, Skulptur und Malerei der Kirche erläutert.

thun läßt, genugsam charakterisiert. Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personifizierten abtractis Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder, weil sie etwas anders sind und etwas anders bedeuten, machen sie zu allegorischen Figuren." Demnach kann man auch das erwähnte Bild Kaulbachs ein allegorisches nennen; es ist eine allegorische Personifikazion.

Fassen wir nun das ganze der bildlichen Darstellung zusammen, so ergibt sich folgendes:

1. Symbole finden wir in Zeichen und Handlungen, vornämlich aber in der bildenden Kunst. Symbolisch ist: eine Gebärde (z. B. eine Drohung mit dem Finger), oder ein Gegenstand, entweder im Bilde oder die Sache selbst (z. B. ein Regenbogen); oder eine Handlung (durch mimische Andeutung [1]).

2. Symbolik ist für die Sinnesanschauung, für das Auge, dagegen Allegorie ist für die geistige Anschauung, also mehr für Rede und Dichtung. Allegorie setzt eine Beziehung voraus und in so fern wird das Wort allegorisch auch in der bildenden Kunst (namentlich in der Malerei) angewandt. Es gibt also allegorische Dichtungen (z. B. II. Nr. 62) und allegorische Bilder. In ersteren kann die Thätigkeit von Thieren (z. B. Bienen) auf ähnliche Thätigkeiten und Handlungen von Menschen bezogen werden; das Thier dient zum Abbilde geistig-menschlicher Thätigkeit, und hier beginnt das (parabolische) Gleichnis, die Fabel. Besonders reich an Allegorien ist die poetische Sprache, z. B. sagt Heine: Mein Herz gleicht ganz dem Meere, hat Sturm und Ebb' und Flut, und manche schöne Perle in seiner Tiefe ruht.

3. Personifikazion findet sich in der Sprache (durch Wort und Dichtung), aber vorzugsweise in der Mythologie und bildenden Kunst. In letzterer durch charakterisierende Personbildung und symbolische Beigaben. Personifikazion ist die schaffende That, sei es in der Idee (Mythe) oder sichtbar (durch ein gemaltes oder plastisches Bild). Symbol, Allegorie, Personifikazion verhalten sich wie An-

---

[1]) Z. B. Lessing V. 406. Symbole in Recht und Sitte s. Littb. II. Nr. 93.

schauung, Reflexion, Einbildungskraft. Das erste finden wir vorzugsweise in der bildenden Kunst, die andere in der Poesie, und die dritte vor allem und zuerst in der Mythologie.

121. Die historische Grammatik. *)

(J. Grimm, Vorrede zur 1. Ausgabe der deutschen Grammatik. 1819. W. Wack. Leseb. IV. 1420.)

Von dem Gedanken eine historische Grammatik der deutschen Sprache zu unternehmen, sollte sie auch als erster Versuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei sorgsamem lesen altdeutscher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unserer jetzigen Sprache erwägen; Spuren die noch in dieser trümmerhaft und gleichsam versteint stehen geblieben, wurden mir allmälich deutlich, und die Übergänge gelöst, wenn das neue sich zu dem mitteln reihen konnte, und das mittele dem alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortschreitende unaufhörliche Verbindung bis in das einzelnste zu ergründen und darzustellen schien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir so vollständig gedacht, daſs was ich gegenwärtig zu leisten vermag, weit dahinten bleibt.

Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit; in diesen zwei tausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugnis und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen? und jede, an sich betrachtet, vollkommenere wie die indische oder griechische, wird sie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weise lehrreich sein? —

---

*) Über das Wesen, den Zweck und die Arten der Grammatik kann hier einiges beigefügt werden; es sind noch manche falsche Ansichten verbreitet.

122. Großschreibung der Substantiva.*)

(Grimm, deutsches Wörterbuch LIV.)

Alle schrift war ursprünglich groß (majuskel), wie sie in stein gehauen wurde, für das schnelle schreiben auf papyrus und pergament verband und verkleinerte man die buchstaben, wodurch sich die züge der kleinbuchstaben (minuskel) mehr oder minder abänderten. Aus den mit dem pinsel hinzugemalten anfangsbuchstaben (initialen) der handschriften entsprang die verbogene und verzerrte gestalt der majuskel, die in den ältesten drucken auch noch nicht gesetzt, sondern mit farbe eingetragen wurde. In lateinischen büchern blieben außer den initialen nur die eigennamen durch großbuchstaben (majuskel) hervorgehoben, wie noch heute geschieht, weil es das lesen erleichtert. Im laufe des 16. jahrhunderts führte sich zuerst schwankend und unsicher, endlich entschieden der missbrauch ein, diese auszeichnung auf alle und jede substantiva zu erstrecken, wodurch jener vortheil wieder verloren gieng, die eigennamen unter der menge der substantiva sich verkrochen und die schrift überhaupt ein buntes, schwerfälliges ansehen gewann, da der großbuchstabe (die majuskel) den doppelten oder dreifachen raum des kleinbuchstaben (der minuskel) einnimmt. Rechnet man hinzu, dass die deutsche sprache insgemein zur verdoppelung der buchstaben und einschaltung unnöthiger dehnlaute geneigt ist, für ihre häufigen verbindungen ch, sch aber einfacher zeichen entbehrt, so begreift sich, wie die darstellung unsrer laute so breit ins auge fällt, was bei versen oder wenn eine fremde sprache daneben steht, am sichtbarsten wird. Kürze und leichtigkeit des ausdrucks, die im ganzen nicht unser vorzug sind, weichen vor diesem geschlepp und gespreize der buchstaben völlig zurück. Meinestheils zweifle ich nicht an einem wesentlichen zusammenhang der entstellten schrift mit der zwecklosen häufung der großen buchstaben, man suchte darin eine vermeinte zier und ge-

*) Kann noch nicht als Regel hier gelten, sondern ist einfach als Grundsatz des großen Sprachforschers zur Notiz zu nehmen.

fiel sich im schreiben sowohl an den schnörkeln als an ihrer vervielfachung. Wenigstens die der edlen lateinischen schrift pflegenden völker kamen gar nicht auf den gedanken einer so sinnlosen verkleisterung der substantive.

123. Über die Konjunkzion.

(Wilh. v. Humboldt „Sprachbau" S. 276.)

Die Konjunktion zeigt die Beziehungen zweier Sätze auf einander an; und es liegt daher ein doppeltes zusammenfassen, eine verwickeltere Sinthesis in ihr. Jeder Satz muß als eins genommen, diese Einheiten müssen aber wieder in eine größere verknüpft, und der vorhergehende Satz so lange schwebend vor der Seele erhalten werden, bis der nachfolgende der ganzen Aussage die vollendete Bestimmung gibt. Die Satzbildung erweitert sich hier zur Periode, und die Konjunkzionen theilen sich in die leichteren, die nur Sätze verbinden und trennen, und in die schwierigeren, welche einen Satz von dem andern abhängig machen. In diesen, gleichsam gerade fortlaufenden oder verschlungenen Gang der Periode setzen schon griechische Grammatiker das Kennzeichen des einfachern und des sich kunstvoll erhebenden Stils. Die bloß verbundenen Sätze laufen in unbestimmter Folge nach einander hin, und gestalten sich nicht zu einem, Anfang und Ende auf einander beziehenden ganzen, da hingegen die wahrhaft zur Periode verknüpften sich gleich den Steinen eines Gewölbes gegenseitig stützen und halten. Die weniger gebildeten Sprachen haben gewöhnlich Mangel an Konjunkzionen, oder bedienen sich dazu nur mittelbar zu diesem Gebrauch passender, ihm nicht ausschließlich gewidmeter Wörter, und lassen sehr oft die Sätze unverbunden auf einander folgen. Auch die von einander abhängigen werden, soviel es irgend geschehen kann, in gerade fortlaufende verwandelt; und hiervon tragen selbst ausgebildete Sprachen noch die Spuren an sich. Wenn wir z. B. sagen: ich sehe, dafs du fertig bist, so ist das gewis nichts anderes, als „ich sehe das: du bist fertig," nur dafs das richtige grammatische Gefühl in späterer Zeit die Abhängigkeit des Folgesatzes symbolisch durch die Umstellung des Verbums angedeutet hat.

Vierter Abschnitt.

Aus der Prosa-Litteratur.

124. Pflanzenformen.

(M. J. Schleiden, „die Pflanze und ihr Leben.“ 4. Aufl. 14. Vorlesung „die Ästhetik der Pflanzenwelt,“ S. 350.)

1. Es lassen sich gewisse allgemeine Formen aufstellen, nach welchen, ohne Rücksicht auf die natürliche Verwandschaft, die Pflanzen nur danach zusammengeordnet werden, wie sie einen gleichen gemeinschaftlichen ästhetischen Eindruck auf uns machen und zugleich als Charakter bestimmend in den Formazionen oder überhaupt in der Physiognomie der Landschaft hervortreten. So erhalten wir statt der etwa 300 Familien, welche die Botaniker bis jetzt aufgestellt und durch feinere, sorgfältig erforschte Merkmale von einander unterschieden haben, nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Pflanzenformen.

Meist grau und dürr, schorfig flach oder stachlich, wie riesige Schneekristalle in einander gewirrt, fröstelnde Schauer hervorrufend, überzieht die Flechtenform die öden Grenzflächen der Vegetazion gegen die unorganische Natur und zu dieser gleichsam den Übergang bildend, während in der Form der Mose dicht gedrängte, zarte gelblichgrüne Blättchen meist mit Seidenglanz einen polsterartigen Sammetüberzug über Boden und Gestein bilden. — Ähnlich den beiden genannten, sich nicht zu freien Gestalten aufrichtend, sondern fast nur die nackte Fläche, nicht der Erde aber des Wassers, kleidend, entwickelt sich bedeutungsvoll für die Schönheit aller wasserreichen Landschaften die Form der Seerosen. Große breite Blätter, mit abgerundeten Umrissen, flach auf dem Wasser schwimmend oder etwas schüsselförmig vertieft sich wenig über dasselbe erhebend, prachtvoll gefärbte Blumen von schönem Bau und großem Umfange, auch kaum aus dem

nassen Elemente auftauchend: sind die bezeichnendsten Züge in der Physiognomie dieser Gewächse. — Die Form der Gräser zeichnet sich vor allem besonders aus durch ihre Geselligkeit; die nicht hohen Stengel tragen flache, schmale, biegsame, lebhaft und wohlthuend grüne Blätter, und auf dünnen Stielchen wiegen sich im leisesten Hauche die feinen Blütenrispen; noch ist in ihnen die Pflanzenwelt an den Boden gebannt, über welchen sie sich wenig erheben und den sie als weicher, wollichter Teppich bedecken. — Ihnen, die den Eindruck heiterer Behaglichkeit hervorrufen, des Hirten Freude, der Herden üppiger Nahrung zur Seite steht die düstere Form der Binsen; aus versumpfter schwarzer Erde ragen in schmutzigem graugrün die steifen, struppigen, rundlichen Stengel und Blätter, hin und wieder Knäulchen brauner oder schwarzer trockener Blütchen tragend oder weiße wollichte Flocken, das Greisenhaar der Früchtchen, in den herbstlichen Sturmwind streuend; saure Gräser nennt sie seufzend der Landwirt und das Vieh verschmäht sie. — Am Rande frischer Gewässer dagegen und zumal unter dem befruchtenden Einflusse feuchtwarmen Tropenklimas erhebt sich das Gras zur edleren hohen und breitblätterigen Schilfform, in Hindostan selbst Bäume überragend und eine Wiese über dem Walde bildend. — Hier im Reiche der Gewürzlilien schwillt der Stengel von Saft, breitet sich das Blatt in Länge und Breite, aber zur Seite der Mittelrippe so dünn, dass es leicht vom Winde zerspalten wird; die Pflanze färbt sich mit dunklem, sammetschillerndem grün oder dem wärmsten gelbgrün, und in reinen intensiven Farben stralen die großen Blütenbüschel; so entsteht die Pisangform, charakteristisch für die Üppigkeit der Tropenvegetazion. — Durch die Pracht der Blüten den Pisang- oder Bananenpflanzen, durch die Tracht der Blätter fast dem Schilfe ähnelnd, steht zwischen beiden gleichsam mitten inne die Form der Liliengewächse. — Endlich stellt sich noch eine dritte Form der Aroiden daneben. Dreieckige oder pfeilförmige saftig grüne Blätter auf langen Stielen und wunderlich oft schön gefärbten Tuten, welche kolbenförmige Blütenstände umhüllen, bilden die Pflanzen, die, oft auf den mächtigen Stämmen tropischer Waldbäume sich ansiedelnd, den Übergang zu den Orchideen andeuten.

Wenn in allen diesen zuletzt genannten Formen die Blattbildung übermäßig hervortrat, so setzen wir ihnen jetzt einige Formen entgegen, welche vielmehr eine bevorzugte Entwicklung des Stengels zeigen. Zunächst möchte ich dahin die Heide-Form rechnen; niederes, vieläſtiges holziges Geſträuch, deſſen kleine mattgrüne oder graue Blätter ſo dicht gedrängt ſtehen, daſs ſie faſt nur als Rauhigkeiten der Zweige erſcheinen und daſs ſelbſt die oft ſchöne Farbe der faſt ſtrohartigen Blüten den traurigen Eindruck nicht verwiſcht, den die Pflanzen überall hervorrufen, wo ſie die Phyſiognomie der Landſchaft beſtimmen. — Eine Nebengruppe könnte man hier für die Caſuarinen begrenzen und ſie baumartige Heideform nennen, die in Auſtralien die unheimlichen blatt- und ſchattenloſen Wälder bilden. — Noch auffallender iſt aber die Stammbildung begünſtigt in den ſtachlichen Kakteen, die nur aus fleiſchigen, wunderlich geformten Stämmen und Äſten beſtehen, welche Kaktusform noch in manchen anderen Familien, z. B. bei den Wolfsmilcharten, bei den Stapelien, und wenn auch allerdings mit bedeutenderer Blattentwicklung, doch mit gleich phyſiognomiſchem Ausdrucke in den meiſten Fettpflanzen, Aloen und Meſembryanthemen wiederkehrt. — Zwar nicht bezüglich ihrer wirklichen Organiſazion, aber doch mit Berückſichtigung der eigentümlichen Art und Weiſe, wie ſie theilnehmen an der Zuſammenſetzung eines Pflanzengemäldes, müſſen wir hierher zu den blattloſen oder vielmehr nur durch ihre Stengel wirkenden Pflanzen alle diejenigen rechnen, die wir mit den ſpaniſchen Anſiedlern in Amerika als Llanen oder Lianenform zuſammenfaſſen. Wie ſtarke Schiffstaue gedreht oder ſchlangenförmig hin- und hergebogen, bald Schnüren gleich, bald flach und bandartig, bald abwechſelnd rechts und links mit flachen kammähnlichen Auswüchſen beſetzt, ziehen ſich 40, 50, ja 100 und mehrere hunderte von Fußen blatt- und aſtlos die Bauhinien, Ariſtolochien, Winden, Bignonien und andere in den tropiſchen Urwäldern von Baum zu Baum, oft an dem einen aufſteigend, ihn umſchlingend bis zum erſticken, dann überſpringend auf einen andern, dann herabfallend in einem Bogen und wieder bis in die höchſten Gipfel eines dritten Baumes hinankletternd, wo die Pflanze vielleicht einen Büſchel der

prachtvollsten Blüten in den lichteren Lüften wiegt, während sie höhnend dem Wanderer im Waldesschatten nichts beut als ihre nackten Stämme, mit denen sie oft fast undurchdringlich das Dickicht verflicht. Aus diesem Grunde wissen wir auch bei allem Fleiße der Sammler nur in den wenigsten Fällen, welche der zahlreichen, in den Herbarien aufbewarten Blüten mit den ebenfalls reichlich gesammelten, oft gar wunderbar abweichend gebauten Stämmen zusammengehören.

Zu einer ganz eigentümlichen Zeichnung verknüpft die Natur gleichsam die beiden, in der vorigen Familie getrennt auftretenden Elemente, nämlich den Büschel schön entwickelter Blätter und den rein für sich ausgebildeten nackten Stamm in der von dem Kultus geheiligten, vom Altertume gepriesenen, von Dichtern besungenen Palmenform. Es zerfällt aber diese Form in mehrere Unterabtheilungen, bei denen besonders durch die Substanz und Gestaltung der Blätter ihr physiognomischer Charakter noch eigentümlich individualisiert wird. Im allgemeinen erhebt sich bei dieser Pflanzengestalt der Stamm von einer ganz niedrigen, an einen Kugelkaktus erinnernden Masse bis zu der schlankesten, mehrere hundert Fuß hohen Säule, und natürlich ist der Eindruck, den die fast stammlosen Zwerg- und Nipapalmen hervorrufen, noch wesentlich verschieden von der majestätischen Erhabenheit des 180 Fuß hohen Schafts der Wachspalme der Anden; es bleibt aber doch insbesondere die Anordnung und Form des Laubes, welche bedeutsamer den Totaleindruck modifiziert. In dieser Rücksicht unterscheiden wir innerhalb der Palmenform als Unterabtheilungen noch die Form der baumartigen Lilien oder die Agavenform, mit oft hin- und hergebogenem, zuweilen nach oben in wenige kurze dicke Äste getheiltem Stamme, dessen Enden einen nach allen Seiten gleichmäßig ausgebreiteten Büschel lilienartiger, gewöhnlich derber, starrer, und deshalb von leichtem Winde nie bewegter, oft mattgrüner Blätter tragen und so das Bild der unerschütterlichen Ruhe darbieten. Die thebaische Kokospalme, die riesigen Fourcrojen, die Yuccen Mexiko's, die Bellocien und Barbacenien Chile's, die großen Aloen Afrika's, die Grasbäume Australiens gehören hierher und Polynesien liefert noch eine besondere Form in den Pandaneen, mit steifen, zweischneidigen, glänzend

grünen und in auffallend hervortretenden Schraubenlinien gestellten Blättern, die Schraubenfichten der Engländer. — Den Gegensatz hierzu bildet die Form der Farnkräuter, deren zartes, vielfach zerschlitztes Laub schirmartig ausgebreitet, vor allem der Charakter anmuthiger Zierlichkeit und im leisesten Windhauche zitternd den Eindruck beweglicher Leichtigkeit hervorruft. — Die Mitte zwischen beiden Extremen hält die Palmenform im engeren Sinne des Wortes, deren vollendete Gestalten, gleichsam durch einen noch rohen, halb mislungenen Versuch der Natur in den Cycadeen vorgebildet, eigentlich die imponierende Schönheit der Tropenwelt bedingen. Sie verdienen, dass wir einige Augenblicke bei ihnen verweilen, und wir können hier keinem bessern als A. v. Humboldt folgen.

2. Die Stämme der Palmen sind bald unförmlich dick, bald rohrartig schwach, bald nach oben, bald nach unten, bald in der Mitte bauchig anschwellend, bald glatt wie abgedrechselt, bald schuppig, bald dicht besetzt mit fußlangen, schwarzglänzenden Stacheln, bald umwunden mit einem zarten Netz von braunen Fasern. Seltsam erscheinen sie, wenn sie, durch hoch am Stamme entspringende Wurzeln über den Erdboden gehoben, gleichsam vielfüßig dastehen oder ihren Ursprung in wulstartig sie umwuchernde Wurzelfasern verstecken. Die großen Blätter sind gefiedert oder fächerförmig zertheilt, die starken Blattstiele, welche man schon in Genua von der Dattelpalme als Spazierstöcke benutzt, sind bald glatt, bald scharf gezahnt. Das grün der Blätter ist bald dunkelglänzend, bald auf der untern Seite silberfarben weiß. Bisweilen ist die Mitte des Fächerblattes mit konzentrischen gelben und bläulichen Streifen pfauenschweifartig geschmückt.

In Tracht und Physiognomie der Palmen liegt überhaupt ein großer, schwer mit Worten auszudrückender Charakter, besonders durch die Richtung der Blätter selbst hervorgerufen. Die Theile derselben, die Blättchen, sind theils kammartig in einer Fläche dicht an einander gereiht mit steifem Zellgewebe, wie bei der Kokos und der Dattel, daher der herrliche Abglanz der Sonne auf der obern Blattfläche, welche frischeren grüns in der Strandliebenden Kokos, matter und aschfarbiger in der Wüstenumsäumenden Dattel ist; bald

erscheint das Laub schilfartig, von dünneren, biegsamen Elementen gewebt und nach der Spitze hin gekräuselt. Den Ausdruck hoher Majestät gewährt den Palmen außer dem Stamme hauptsächlich die Richtung der Blätter. Je anstrebender, je spitziger der Winkel ist, den sie mit dem Stamme nach oben machen, desto großartiger und erhabener ist die Form. Welchen verschiedenen Anblick gewähren die herabhängenden Blätter der Palma de Covija am Orinoco, ja selbst der Kokos- und Dattelpalme und die himmelanstrebenden Zweige der Jagua und Pirijao! Alle Schönheiten der Form hat die Natur in der Jaguapalme, welche die Granitfelsen in den Katarakten des Atures und Maypure bekränzen, zusammengehäuft. Ihre schlanken, glatten Stämme erheben sich 60 bis 70 Fuß hoch, so daß sie über das Dickicht des Laubholzes wie ein Säulengang hervorragen. Diese luftigen Gipfel kontrastieren wundersam mit den dickbelaubten Ceibaarten, mit dem Walde von Laurineen- und Balsambäumen, welche sie umgeben. Ihre Blätter, kaum 7 bis 9 an Zahl, streben fast senkrecht 14 bis 16 Fuß hoch aufwärts. Die Spitzen des Laubes sind federbuschartig gekräuselt. Die Blättchen haben ein grasartig dünnes Gewebe und flattern luftig und leicht um die sich langsam wiegenden Blattstiele. Bei Palmen mit gefiedertem Laube entspringen die Blattstiele entweder aus dem dürren, rauhen, holzigen Theile des Schaftes, oder auf dem rauhen Theile des Stammes ist ein grasgrüner, glatter, dünnerer Schaft wie Säule auf Säule aufgesetzt, aus dem die Blätter hervortreten. In der Fächerpalme ruht die blätterreiche Krone auf einer Lage dürren Laubes, ein Umstand, der dem Gewächse einen ernsten, melancholischen Charakter gewährt. In einigen Schirmpalmen besteht die Krone aus wenigen, sich an schlanken langen Stielen erhebenden Fächern.

Unter dem Ursprunge der Blätter aus dem Stamme brechen bei allen Palmen die Blütentheile hervor. Die Art dieses Hervorbrechens modifiziert ebenfalls ihre Gestalt. Bei wenigen steht die große tutenförmig zusammengerollte Scheide senkrecht und aus ihr erhebt sich der dichte Strauß der Früchte, einer Ananas ähnlich. Bei den meisten hängen die oft mehrere Fuß langen Scheiden bald glatt, bald feindlich rauh abwärts, oft von blendender Weiße, die weit in die Ferne glänzt.

Auch in Gestalt und Farbe der Früchte ist mehr Mannigfaltigkeit als man gewöhnlich glaubt. Die Lepidocarien, die Sagupalmen sind mit eiförmigen Früchten geziert, deren schuppige, braune, glatte Oberfläche ihnen das Ansehen junger schöner Tannenzapfen gibt. Welcher Abstand von der ungeheuren dreikantigen Kokosnuss zu der Beere der Dattel und den kleinen kirschenähnlichen Steinfrüchten des Corozo! Keine Palmenfrucht kommt aber an Schönheit den Früchten der Pirijao von St. Fernando de Atabapo gleich; eierförmige, goldfarbene und zur Hälfte purpurrothe Äpfel hängen traubenförmig zusammengedrängt von dem Gipfel der majestätische Stämme herab. —

3. Mag dieses zur Charakteristik der Palmen genügen, uns bleibt noch eine letzte Hauptform zu betrachten übrig, in der sich am innigsten Stamm und Blattbildung mit einander verschmelzen und ungesondert den Totaleindruck bestimmen, nicht ohne dass derselbe bald vom Stamme und seiner Verästelung, bald von den Blättern und ihren Formen eigentümliche Modifikazionen empfienge. Die Form der Bäume ist es und diese zerfällt wieder in noch grösserem Verhältnis als die der Palmen in besondere charakteristische Unterformen.

Drei derselben liegen unserer Anschauung so nahe, dass es kaum mehr bedarf als ihrer zu erwähnen. Es sind die Form des Laubholzes mit ihrem nach allen Seiten verzweigten Stamme und ihrer reichen, kurz- und breitblätterigen Belaubung dichte, kompakte Pflanzenmassen bildend; — die Weidenform mit lockern, ruthenförmigen Zweigen, schmalen oder langgestielten flatternden Blättern, deren untere, gewöhnlich weiss behaarte Seite dem bewegten Laube einen eigentümlichen weissen Schiller verleiht, bei uns durch Weide und Pappel, im Süden durch den nützlichen Ölbaum vertreten; — endlich drittens die Form des Nadelholzes, durch die schmalen, graugrünen Blätter und die quirlförmig vertheilten oder schirmförmig ausgebreiteten Äste der braunrothen Stämme ausgezeichnet, fast eine zwergartige aber dichte Binsenvegetazion auf einem Baume angesiedelt.

Ihnen stellen sich drei Formen aus den südlicheren und Äquinoctialregionen gegenüber, die sich bei ganz verschiedenem Wesen doch in

mancher Beziehung ihnen vergleichen lassen. Die Masse der Laubwälder, besonders das Unterholz der Gebüsche wird unter den Tropen eigentümlich charakterisiert durch die Malvenform, bei welchen die großen, handförmig gelappten, gewöhnlich langgestielten Blätter, die bei aller Ausbreitung in die Fläche ihres lockeren Standes wegen doch keine dunkeln Schatten geben, auf meistens kurzen dicken, nur an der Spitze zu einer Krone verzweigten, seltener lang verästelten, weithin gekrümmten Stämmen vertheilt sind. Der Riese der Pflanzenwelt, der heilige Baobab, die unförmliche Masse des tonnenförmig angeschwollenen Bombaxstammes, die purpurblütigen Eibischgebüsche gehören dieser Gestaltung an.

Durch den eigentümlichen Eindruck, den die Pflanzen durch die Textur und Farbe ihrer Blätter machen, ist die Lorber- und Myrtenform den mehr nördischen Weiden verwandt, in welche viele neuholländische Myrtaceen geradezu bis zur physiognomischen Ununterscheidbarkeit übergehen. Im ganzen sind freilich breite, lederartig steife, wie lackiert glänzende und das Licht blendend zurückwerfende Blätter das bezeichnende für diese Pflanzen, welches noch sonderbar modifiziert wird, wenn ein weißer dichter Filz, wie bei den Proteaceen, die untere Blattfläche überzieht und so in das glänzende grün einen eigenen silberfarbenen Ton mischt. — Für die höchste Vollendung aller Pflanzenformen aber möchte ich die Akazienform erklären. Die vielfache, oft schirmartig einfache, oft netzförmig luftige, oft eichelähnlich knorrige Verästelung der hier schlanken, dort massigen Stämme bedingt einen der Schönheit so förderlichen Reichtum von Formenspielen, der aufs mannigfaltigste vervielfältigt wird von den gefiederten leichten Blättern, die bald klein und zierlich wie feinste Stickereien und Spitzen sich auf dem klaren Himmelsgrunde abzeichnen, bald weit sich hinausstreckend in malerischen Biegungen mit dem Palmenlaube wetteifern. Nur ein schwaches Bild gibt die aus Nordamerika bei uns eingewanderte Robinie von der Mannigfaltigkeit, der Zartheit, Pracht und Majestät, zu welcher sich diese Form unter dem belebenden Strale der tropischen Sonne entwickelt.

125. Verbreitung der wichtigsten Nahrungspflanzen auf der Erde.

(M. J. Schleiden, die Pflanze und ihr Leben: die Pflanzengeografie. S. 292.)

Auf der ganzen Erde hat der Mensch, um seinem Nahrungsbedürfnis zu entsprechen, sich fast nur Sommergewächse, d. h. solche Pflanzen ausgewählt, die ihre gesammte Vegetazion oder doch die Entwicklung der die Nahrungsstoffe enthaltenden Theile innerhalb weniger Monate vollenden. Dadurch hat er sich in den halb tropischen Gegenden von der Ungunst der dürren Jahreszeit, in den höheren Breiten von dem störenden Einfluss der Kälte unabhängig gemacht und so die Möglichkeit sich gesichert, Pflanzen anbauen zu können, die dort der Dürre des Sommers, oder hier der Kälte des Winters erliegen müsten. Scheiden wir die mehr der Annehmlichkeit als der Nothwendigkeit dienenden Obstarten aus, so bleiben uns unter den eigentlichen Nahrungspflanzen nur noch drei baumartige Gewächse auf der ganzen Erde übrig, nämlich die Brotfrucht, die Kokosnuss, die Dattel, welche wirklich für eine größere Menschenmenge und auf einem größeren Flächenraum das Hauptnahrungsmittel liefern und deshalb Gegenstand der Kultur geworden sind, und höchstens kann man vielleicht für einen sehr beschränkten Kreis in Ostindien noch die Cycadeen und Sagupalmen eben ihres stärkemehlreichen Markes wegen hinzurechnen. Alle anderen Nahrungspflanzen sind solche, die entweder einen unter der Erde fortvegetierenden, gewöhnlich knollenförmigen Stamm besitzen, der nur wenige Monate dauernde Triebe über dem Boden hervortreibt, an denen sich Blüten entwickeln und Früchte reifen, während er in der übrigen Zeit gleichsam schlafend unter der schützenden Erddecke der Ungunst des Klima's trotzt, — oder solche, die am Ende einer kurzen Wachstumsperiode ganz absterben und nur im schlummernden Keim des Samens die zukünftige Wiedererzeugung sichern. Zu den ersteren gehören z. B. die den Cordilleren Chili's, Peru's und Mexiko's entlehnte Kartoffel, zu den anderen fast alle unsere Getraidearten.

Nur eine Pflanze zeichnet sich unter den Kulturpflanzen noch durch eine besondere Vegetazionsweise aus, eine Pflanze, die vielleicht

das erste Geschenk der Natur an den erwachenden Menschen und somit der Gegenstand der allerältesten Kultur ist, ich meine die Banane. Und nicht nur die erste, auch die wertvollste Gabe der Natur ist diese Pflanze, deren schwacharomatische, süße und nahrhafte Früchte dem grösten Theil der Bewohner der heißern Landstriche die einzige oder doch die vornehmste Nahrung sind. Ein unter der Erde fortkriechender Wurzelstock treibt aus seitlichen Augen einen 15—20 Fuß langen Schaft in die Höhe, der nur aus den über einander gerollten scheidenförmigen Blattstielen besteht, welche die oft 10 Fuß langen und 2 Fuß breiten sammetartig glänzenden Blätter tragen; nur die Mittelrippe des Blattes ist derb und dick, die Blattfläche zu beiden Seiten aber so zart, dass sie vom Winde leicht zerrissen wird, wodurch das Blatt ein eigentümlich gefiedertes Ansehen erhält. Zwischen den Blättern hervor drängt sich der reiche Blütenbüschel, der schon drei Monate, nachdem der Trieb sich erhoben, 150 bis 180 reife Früchte, etwa von der Größe und Form einer Schlangengurke gebildet hat. Die Früchte zusammen wiegen etwa 70—80 Pfund; derselbe Raum, welcher im Stande ist, 1000 Pfund Kartoffeln zu tragen, bringt in bedeutend kürzerer Zeit 44,000 Pfund Bananen hervor, und wenn wir den Nahrungsstoff selbst in Rechnung bringen, den diese Frucht enthält, so kann eine Fläche, die mit Weizen bestellt einen Menschen ernährt, mit Bananen bepflanzt, fünfundzwanzigen ihren Unterhalt gewähren. Nichts fällt einem Europäer, der in der heißen Zone landet, anfänglich so sehr auf, als das winzige Fleckchen Kulturland um eine Hütte, die eine höchst zahlreiche Indianerfamilie birgt.

Erst bei weitem später lernte der Mensch die Gaben der Ceres kennen und anbauen. Jetzt muß es uns in der That überraschen zu sehen, dass bei weitem dem grösten Theile aller Menschen nur wenige Arten einer einzigen Pflanzenfamilie den hauptsächlichsten Nahrungsstoff liefern, nämlich die sogenannten Getraidepflanzen oder Cerealien aus der Familie der Gräser. — Die Familie umfasst nahe an 4000 Arten und von diesen werden noch nicht 20 zur Nahrung für den Menschen kultiviert. Diese Kulturgräser sind ihrer Natur nach zwar sämmtlich Sommergewächse, aber von einigen der wichtig-

sten hat sich der Mensch eigene Abarten gezogen, die in dem dazu geeigneten Klima im Herbst gesäet keimen und dann unter der wärmenden Decke des Schnee's überwintern, so dass sie im Frühling schon kräftig fortwachsen können, während noch für die übrigen Sommergewächse der Boden zur Aufnahme des Samens vorbereitet wird. Mit Berücksichtigung dieser Ausnahme kann man sagen, dass das gedeihen sämmtlicher Cerealien von der Temperatur des Sommers oder der Vegetazionszeit abhängig ist, und wenn wir ihre Verbreitung auf der Erde uns versinnlichen, so zeigen sie uns Gürtel, welche nicht so sehr wie manche andere Vegetazionsverhältnisse von dem Verlauf der Isotheren abhängen.

Es lassen sich aber die Temperaturverhältnisse, unter denen die Getraidearten vegetieren, noch vielleicht genauer entwickeln als durch die Angabe der Isotheren möglich ist. In Ägypten, an den Ufern des Nils, säet man die Gerste Ende November, und ärntet Ende Februar, die Wachstumszeit beträgt also 90 Tage und die mittlere Temperatur dieser Zeit ist 21°,0. In Tuquerés nahe bei Cumbal unter dem Äquator ist die Bestellzeit auf den Gebirgen für die Gerste etwa am 1. Juni, die Zeit der Ärnte Mitte November, die mittlere Temperatur dieser Vegetazionszeit von 168 Tagen ist 10°,7. Zu Santa Fé de Bogota zählt man zwischen Aussaat und Ärnte 122 Tage mit einer mittlern Temperatur von 14°,7. Wenn man nun die Anzahl der Tage mit der Zahl der mittleren Temperatur multipliziert, so erhält man für Ägypten 1890, für Tuquerés 1798, für St. Fé 1793, also so nahebei dieselbe Zahl als es die Unsicherheit in der Bestimmung der Tage, der genaueren mittleren Temperatur und die Ungewisheit, ob überall dieselbe Gerstenart gebaut wird, nur irgend erwarten lassen. Ähnliche Ergebnisse erhält man beim Weizen, Mais, der Kartoffel und anderen Kulturpflanzen. Wir können dieses Ergebnis so aussprechen: jede Kulturpflanze bedarf zu ihrer Entwicklung einer gewissen Quantität Wärme, es ist aber gleichgültig ob diese Wärme auf einen längeren oder kürzeren Zeitraum vertheilt wird, sobald nur gewisse Gränzen nicht überschritten werden; denn wo die mittlere Temperatur unter 8° sinkt, wo sie sich über 22° erhebt, da reift keine Gerste mehr. Um also genau die Temperaturverhältnisse,

die eine Pflanze zu ihrem gedeihen fordert, zu bestimmen, müßen wir angeben, innerhalb welcher Gränzen ihre Vegetazionszeit schwanken kann und welche Quantität der Wärme sie bedarf. Auf dieses höchst merkwürdige Verhältnis ist zuerst von Boussingault aufmerksam gemacht, aber leider besitzen wir noch nicht genügend genaue Angaben über die Kulturverhältnisse in den verschiedenen Gegenden der Erde, um diese geistreiche Ansicht bis in alle Einzelnheiten verfolgen zu können.

Ich habe in vorigem deshalb die Gerste als Beispiel gewählt, weil sie von allen Cerealien den grösten Verbreitungsbezirk hat und von den äußersten Gränzen der Kultur in Lappland bis auf die Höhen unmittelbar unter dem Äquator angebaut wird. Aber keineswegs hat sie überall dieselbe Bedeutung wie in den nördlichsten Gegenden, wo sie in einem kleinen schmalen Gürtel als alleiniges Brotkorn auftritt, und nur in der letzten Beziehung soll im folgenden die Verbreitung der wichtigeren Cerealien betrachtet werden. Schon in Lappland und im nördlichen Asien tritt sehr bald neben ihr der Roggen auf, von der Ungunst des Klima's aber noch auf glückliche Jahre beschränkt und daher nicht als die eigentliche Hauptnahrung anzusehen. Erst in Norwegen, Schweden, Finnland und Rußland wird der Roggen das eigentliche Brotkorn, dem dann im nördlichen England und Deutschland der Weizen eben so an die Seite tritt als früher der Roggen der Gerste sich anschloſs. In der Mitte von Deutschland, im südlichen England, in Frankreich und in einem weiten Bezirk nach Osten, das ganze kaspische Meer umfassend, wird dann Weizen die herrschende Kulturpflanze, der sich erst am Becken des Mittelmeeres, so wie in ganz Nordamerika der Mais zugesellt. Die Stelle des letztern vertritt in Ägypten und im nördlichen Indien der Reis, der selbst dann wiederum auf beiden indischen Halbinseln, in China, Japan und auf dem ostindischen Insellande zur Alleinherrschaft gelangt, die er auf der Westküste Afrika's mit dem Mais theilen muß, der dagegen im grösten Theile des tropischen Amerika's die ausschließliche Kulturpflanze ist, wenn wir einige minder bedeutende Ausnahmen abrechnen. Im südlichen Amerika, Afrika und Australien tritt bei der wieder abnehmenden Temperatur auch der Weizen wieder in seine Rechte ein.

Von bei weitem untergeordneterer Bedeutung ist die Kultur des Tef[1]) und Tocusso[2]) in Abyssinien, der Hirse[3]) in Westafrika und Arabien, so wie der Eleusine[4]) und Hirse[5]) in Ostindien.

Einen sehr viel wesentlicheren Antheil als die zuletzt genannten Gräser nehmen einige andere Pflanzen an der Ernährung der Menschen. Schon in dem nördlichsten Gürtel der Gerste und des Roggens bildet der Buchweizen den Gegenstand einer ziemlich ausgedehnten Kultur. Neben den schon besprochenen Bananen geben die Yamswurzeln[6]), die Manjoc[7]) und die Batate[8]) einen sehr beträchtlichen Beitrag zu den alltäglichen Nahrungsmitteln der Tropenbewohner, sowohl der alten als der neuen Welt, wozu auf den Anden noch ein eigentümliches Gewächs, die Quinoa[9]) kommt, eine Pflanze, die gleichzeitig essbare Knollen und reichliche, dem Buchweizen zu vergleichende Samen bringt. Nicht übergehen dürfen wir endlich die Brotfrucht im eigentlichen Sinne des Wortes, welche das Hauptnahrungsmittel der Bewohner der großen Inselkette ist, welche sich von Ostindien durch das ganze tropische Meer bis an die Westküste von Amerika hinzieht, die Gabe des schönen großen Baums aus der Familie der Nesselpflanzen, den man seines Nutzens wegen den Brotfruchtbaum[10]) genannt hat. Zur Abwechselung bauen einige daneben noch die Taroo-Wurzel[11]), die Taccaknollen[12]), oder einige Farrenkräuter[13]), deren mehlreiche Blattstiele zur wohlschmeckenden Speise dienen. Soll ich endlich noch der Kartoffel erwähnen, die sich von den Gebirgen der neuen Welt mit solcher Schnelligkeit über die ganze Erde verbreitet hat, dass sie an manchen Orten nicht eben zum Vortheil der Menschen jede andere Kultur zu verdrängen droht. Nur ein Theil ihres Vaterlandes selbst, nämlich Mexiko, ist frei geblieben und baut erst in neuester Zeit wenige schlechte Knollen an den Küstenorten, um den verwöhnten europäischen

---

[1]) Poa abyssinica. — [2]) Eleusine Tocusso. — [3]) Sorghum vulgare. — [4]) Eleusine coracana et stricta. — [5]) Panicum frumentaceum. — [6]) Dioscorea sativa. — [7]) Manihot utilissima. — [8]) Batatas edulis Chois. — [9]) Chenopodium quinoa. — [10]) Artocarpus incisa. — [11]) Arum esculentum. — [12]) Tacca pinnatifida. — [13]) Pteris esculenta.

Gästen ihre, man kann mit seltsamer Verkehrung der Begriffe sagen, vaterländische Speise vorzusetzen. Wozu bedurfte auch ein Land der Kartoffel, in welchem die vielleicht tausendjährige Kultur den Boden so wenig erschöpft hat, dass nach weniger Arbeit eine schlechte Maisärnte 200fältigen Ertrag liefert, der sich in guten Jahren auf das 600fache steigert.

126. Pflanzenleben der Schneewelt der Alpen.

(F. v. Tschudi, das Thierleben der Alpenwelt.)

Fassen wir die Zeichnung der Schneeregion in wenigen Zügen zusammen, so ergibt sich uns das Gesammtbild einer in der Höhe weithin zusammenhängenden Schnee-, Firn- und Gletscherdecke, die nach unten zu mannigfach zerrissen und ausgezackt ist, in der mittleren Zone aber eine immerhin noch ansehnliche Zahl von nackten, theilweise mit vegetativem Leben ausgestatteten Felswänden, Schuttplätzen und sonnigen Oasen aufweist, welche nach der Höhe zu immer mehr abnehmen und sich bald nur noch auf einzelne senkrechte Steinmauern oder jäh abstürzende Terrassen beschränken. Was unter der Firn-, Schnee- und Gletscherdecke ruht, ob tief ausgefressene Thäler, ungeheure Felsplatten oder Trümmerreviere, ist für unsere Betrachtung ohne Belang. Die Einförmigkeit dieser Hochwelt wird dadurch nur wenig abgeändert. Nicht viel mehr wirkt der Wechsel der Jahreszeit ein. In der höchsten Höhe (von 12,000 Fuß ü. M. an) gibt es keinen solchen mehr; der Regen netzt die silbernen Hörner nicht, die Sonne wärmt sie nicht. Es ist ein echter Naturlaut, wenn eine Dichterin den Firn zur Sonne sprechen läßt:

Was streust du deine Rosen auf mein erstarrtes Haupt,
das Stürme wild umtosen, dem Lenzschmuck ist geraubt?
Was stralen deine Gluten an meine Brust von Erz? —
O wisse, Flammenfluten erwärmen nicht mein Herz!

Längst bin ich abgeschieden von Lebenslust und Weh,
zu stillem, eis'gem Frieden in stiller, kalter Höh'!
Und deine Rosenschleier weh'n mich vergeblich an,
dem aller Welten Feuer das Eis nicht schmelzen kann.

Drum soll mich nicht umziehen ein falscher Liebesschein;
kann ich nicht liebend glühen, — lass' kalt und tot mich sein!

Man ist gewohnt anzunehmen, die höchsten Alpengipfel haben viel längere Tage und kürzere Nächte als das Thal und liegen nur wenige Stunden zwischen Abend und Morgen in unbestimmter dämmernder Nacht. Allein diese Annahme ist unrichtig; es verhält sich damit gerade umgekehrt. Dort oben (wir sprechen von Höhen über 10,000 Fuß ü. M.) bemerkt man weder ein Morgen- noch ein Abendroth. Es ist heller, klarer Tag, so lange die Sonne am Himmel steht. Sinkt aber der große, dunkelglühende Ball hinter den Horizont, so erlischt fast mit einem Male dem Auge die Welt, und binnen wenigen Minuten ist es tiefe Nacht, wenn die Dunkelheit nicht durch Mondlicht gemildert wird. Eben so plötzlich wird es Tag. Ohne jenes prachtvolle Glühen der Berggipfel, das den Sonnenaufgang auf den untern Bergen zu einem so majestätischen Schauspiele macht, taucht die dunkelrothe Feuerkugel fast gespensterhaft aus den undeutlichen Umrissen der fernen östlichen Gebirgszüge auf, ohne dass man in den ersten Augenblicken sagen könnte, dass sie viel Licht in das unermessliche Naturbild bringe. Nun fühlt man, ohne es genau zu sehen, ein augenblickliches, minutenlanges ringen zwischen Licht und Dunkel, ein unaussprechliches wallen und weben, und mit einem Male ist es Tag; — aber wunderbarerweise scheint es, als ob die näheren Thäler und dann das ferne Tiefland früher hell seien, und als steige der Tag von ihnen herauf in die Hochgebirge. Saussure bemerkte, dass auf dem Montblanc selbst am hellsten Tage ein gewisses magisches Dunkel herrsche, und die Sonne matt, kraftlos, mondlichtartig scheine. Die Fernsicht wird dadurch sehr beschränkt. Schon bei 10,000 Fuß ü. M. bemerkt man ein dunklerwerden und sichverengen des Gesichtskreises, der in lasurfarbenen, grünen und schwärzlichen Tinten verschwimmt und oft dünne Nebelmassen auf dem Lande zeigt, die tiefer unten unsichtbar sind. Dagegen treten alle Umrisse bei hellem Mondlichte beinahe eben so deutlich als bei hellem Sonnenlichte hervor, und in solchen Nächten sieht man nicht nur so weit, sondern auch oft sogar noch klarer als bei Tage, was aus den Dunstverhältnissen der Atmosphäre zu erklären ist. Ähnliche eigentümliche atmosphärische Erscheinungen finden sich in der Höhe noch mehr, z. B. das sogenannte guchsen, ein furchtbares tosen und stürmen, oft auch stralenschießen in irgend

einem kleinen Lokale, bald in einem Firnthale, auf einem Gletscher u. dgl. Das Guchsen ist von keinen Niederschlägen begleitet und tobt sich in wenigen Stunden aus, während die Luft ringsum ganz ruhig ist. Auch diese oft schreckenerregenden Lokalstürme sind noch wenig genau beobachtet worden.

Die Höhen haben übrigens auch sonst böse Wetter in furchtbarem Grade, schneidende gewaltige Stürme, mit donnerndem Krachen ringsum. Die Niederschläge sind spärlicher; der verhältnismäßig wenige Schnee, der in den höchsten Regionen fällt, wird von der trockenen Luft theilweise aufgezehrt und sinkt dann als schwerer Dunst in die tiefere Zone. Oft stehen die Hochfirste tagelang im Sonnenglanz, während von der Alpenregion an alles Land in Nebel und Regen oder Schnee liegt. Hier oben trägt alles mehr den ehernen Stempel der Unveränderlichkeit, des wechsellosen. Auch die Temperatur hat weit mehr Beständigkeit. Man stellt sich gewöhnlich die Winterkälte auf den Hochgipfeln als eine ununterbrochene sibirische vor; allein so weit menschliche Messungen und Beobachtungen reichen, herrscht im Flachlande der Schweiz und Süddeutschlands (um vom Norden nicht zu sprechen) gar nicht selten eine größere und bitterer empfundene Winterkälte und zeigen sich sogar Wärmeminima, die kaum geringer sind als im Hochgebirge, wo die Verdichtung der atmosphärischen Feuchtigkeit zu Wolken und festen Niederschlägen, gar oft zur augenblicklichen Wärmeerzeugung dient, wogegen dann freilich helle Nächte und klarer Winterhimmel eine starke Wärmestralung fördern, wie auch an sonnenhellen Tagen die ziemlich nachhaltige Erwärmung des offenen Felsbodens durch Sonnenhitze. Die tiefste Temperatur, die bisher beobachtet wurde, betrug in Bern — 30,0° C., in Innsbruck — 31,2° C., auf dem St. Gotthard — 30,0° C., auf dem St. Bernhard — 32,2° C.; die gröste beobachtete Wärme stieg aber an den letztgenannten Punkten nicht viel über + 19° C., während sie in Bern + 36,2° C., in Innsbruck + 37,5° C. betrug. Die untere Schneeregion hat wenigstens eine Ahnung von Jahreszeiten, im Winter, Frühling und Herbst ungeheuere Schneefälle, im Frühling, Sommer und Herbst mitunter

Regen, oft Fön, theilweise eine merkliche Wärme, überall beträchtliche Schmelzungen, an geschützten Stellen einen regelmäßigen, wenn auch kurzen Wachstumsvorgang.

Nach Anfang Augusts wird ein großer Theil des Gebietes, namentlich vereinzelte Kuppen bis über 8500′ ü. M. und große Reihen geschützter und südlicher Gelände schneefrei, nachdem vorher schon eine gewisse Sommerkraft vegetative Entwickelungsansätze versucht hat. Das Thierleben beeilt sich, mit dem Pflanzenleben energisch seinen Kreislauf zu vollenden; aber mühselig arbeitet es mit seiner wunderbaren Spannkraft, gleichsam nur ruckweise. Mitten in seine Blütenstunde schauert das todkalte Schneegestöber, der schwere Hagel, der durchdringende Nebel, der bittere Frost; die bedrohte organische Welt schließt sich mit zähen Wurzeln und zähem, langsamem Odem enger an den mütterlich warmen Boden und hält still aus, bis die milde Hand der Sonne es wieder aufrichtet und mit himmlischer Kraft durchströmt. Eine merkwürdige Dauerbarkeit und Zähigkeit macht diese kleinen vegetabilischen Organismen selbst noch mitten in der Knospen- und Blütezeit unempfindlich gegen einen Temperatur- und Witterungswechsel, dem die tiefländischen Gewächse erliegen müsten. Es bietet ein liebliches Bild, wenn wir so einen saftgrünen Graszug an der sonnigen Berglehne mit niedrigem Gewächs, aber feurig glühendem Blütenrasen sich hinziehen sehen. Über ihm himmelhohe, kahle Felsen, mit schmalen Schneeblättern, unter ihm tiefe Schluchten und Trümmerwüsten; auf der einen Seite endlose Firnfelder bis zu den höchsten Giebeln hinan, auf der andern bläulich stralende, viele hundert Fuß mächtige Eismeere voll Schutt und Blöcke bis tief in's Hochthal hinab. Der Schnee bedeckt ihn, der Fels schüttet sein thaugelöstes Getrümm auf ihn herab, der Firn sendet Schneestöße und Schmelzbäche über ihn, der Gletscher donnert im mächtigen Spaltenwurf ihm drohend zu, des Himmels Hochgewitter stehen flammend und brausend über ihm, die Todesgewalten der Luft arbeiten Hand in Hand mit den zerstörenden Kräften der Erde; — aber treu und fest, hoffend und vertrauend arbeitet sich mit stiller Kraft das Leben zum balsamischen Licht, zur Sonne empor, wie ein zerdrücktes Menschenherz aus allem Elende das Auge Gottes sucht. Ein bis gegen

zwei Monate geht es. Der August wird auf dieser Oase zum Frühling und Sommer; der September reicht schon vom Herbste in den Winter hinein. Selige Jahre verlängern vielleicht die Zeit des Lebens um ein drittheil; dafür verkümmern sie andere fast ganz. Der Winter türmt dann die Schneemassen so hoch, dass die matte Sonnenzeit die Decke kaum für 1 — 2 Wochen wegzuziehen vermag, und dann folgen in einer Reihe 4 — 5 Jahrgänge der Trauer und des Todes, wo der Schnee gar nicht mehr weicht bis gegen die untere Grenze der Region, wo im nächsten Sommer der Riesel mit dem Regen wechselt und der nächtliche Frost die feuchten Niederschläge zu einem Firnmantel auf Jahre hinaus bindet. — Endlich aber ist der Bann wieder gelöst; die Sonne hat ihre Kraft nicht verloren. Sie zieht von den Gehängen die vierjährige Schneedecke; — aber der Rasen ist fahl, das Sträuchlein dürr, die Larve starr. Unablässig wärmt nun das Sonnenauge die scheintoten Oasen von früh bis spät; bald regt sich's wieder am untersten Wurzelende; das lang verwarte Samenkorn beginnt zu keimen; das Ei, die Larve zuckt, und wenige Tage, — so grünt und blüht es aus den dürren Gräsern heraus, als hätte es keinen vieljährigen Winter gegeben. Die Frühlingsinsekten umsummen die eben erschlossenen Blütenkelche; die Falter wiegen sich behaglich im Sonnenschein und Blumenduft des sommerlichen Eilandes; Spinnen und Läuse, Käfer und Milben, Aufgußthierchen, vielleicht ein wanderndes Mäuschen, ein schöner Steinbock, eine leichtfüßige Gemse durchwandern die junge Vegetazion. Das sichnähren, das rauben, kriegen, sterben, lieben, kämpfen und fliehen beginnt in der kleinen Thierwelt und vollendet seinen Kreislauf in verjüngtem Maßstabe nach den Gesetzen alles Lebens.

Diese ärmlichen Eilande der Schnee-Region, wo mit zäher Hartnäckigkeit die letzte Lebenskraft der Natur sich anklammert, sind dem in der Schneewelt pilgernden so erfreuliche Erscheinungen und der Wissenschaft so wertvolle Fundorte, um die äußersten Grenzen der organischen Gebilde zu bestimmen. Hier haften sie noch mehr zurückgedrängt am mütterlichen Boden, als in der Alpenzone, und haben allgemein eine zwerghafte, gedrungene Tracht. Der von der Sonne erwärmte Boden einerseits, der ihnen mehr vegetative Wärme

gibt, als die atmosphärische Luft, und andererseits die größere Klarheit des Lichtes ermöglichen den kurzen Lebensprozeß. Der geringere Druck der Luftsäule (der bei 12,000' ü. M. nur noch 12 pariser Zoll beträgt) veranlaßt eine raschere Verdunstung des Wassers aus dem Pflanzenblatte und damit verbunden auch eine höhere Energie der Lichtwirkung und der Sonnenwärme. Die Raschheit des erwachten Pflanzenlebens würde aber noch staunenswerter sein, wenn nicht die Atmosphäre durch die von den Gletscher- und Schneefeldern der Höhe herabfließenden kälteren Luftströmungen bedeutend erniedrigt würde, wodurch überhaupt die Vegetazionsgrenze der Hochalpen niedergedrückt wird. Für die möglichen Grenzen eines Pflanzengebildes sind unsere Alpen nicht hoch genug, ihre Lüfte nicht rauh, ihre Winter nicht hart und lang genug, nämlich für die verschiedenartigen Flechten, die, am Gesteine haftend hier die letzten Grenzwächter der Pflanzenwelt bleiben, wie sie es auch in den arktischen Kreisen sind. Noch die Gipfel der Jungfrau, des Finsteraarhorns, selbst die Spitzen des Monterosa und des Montblanc sind an kleinen Felsenabsätzen mit Flechten in weiß- und schwarzgetupften oder grüngelben Flecken bekleidet ..... Auf der Jungfrau bedecken sie noch zollgroße Flächen des zu Tage gehenden Gesteines, und man hat unter ihnen fünf Arten, zu drei verschiedenen Geschlechtern gehörend, auch eine bisher sonst nicht entdeckte, unterschieden. Auf der Finsteraarhornspitze erscheinen die Flechten auf den verwitterten Gneis- und Glimmerschichten, fliehen aber bis auf 11,000' hinab hartnäckig alle Granitformen. Unmittelbar an die Flechten schließen sich etwas tiefer die Mose und Lebermose an, welche bald schöne Verkleidungen von Felsenritzen, bald große Polster in Schneethälchen und am Rande der Schmelzbächlein bilden. Sie treten bei 8500' ü. M. in einer Fülle von Exemplaren und Arten auf und reichen mit einigen bis über 9000' hinan, indem sie mehrere, den Hochalpen eigentümliche Formen aufweisen. Ebenso hoch und noch höher gehen die Blütenpflanzen, von denen etliche selbst eine mosartige Tracht haben. In den Glarner Alpen beobachtete man bisher in der unteren Schneeregion allein 228 Blütenpflanzarten, in der oberen Schneeregion immer noch vierundzwanzig solche neben dreißig blütenlosen. Wie ungeheuer rasch von der höch-

sten Höhe an nach unten die Anzahl der Blütenpflanzen zunimmt, ergibt sich daraus, dass die Firninseln der rhätischen Alpen bis auf 10,000′, von oben herab gerechnet, zwei Steinbrecharten, ein Hungerblümchen, eine Grasart, das weißblütige Gletscherhornkraut, die Gletscherranunkel, die Alpenwucherblume, die brennendrothen Rasen des stengellosen Leimkrautes und die dunkelblauen einer Genziane aufweisen, zu denen sich von 10,000 — 9000′ ü. M. schon fünfzig andere Arten in 19 Familien und großer Zahl von Exemplaren gesellen, deren Hauptmasse die kopfblütigen, steinbrechartigen, kreuzblütigen Primulazeen, Rosazeen, Hornkräuter und Gräser bilden. Von 9000 — 8500 Fuß ü. M. treten wieder 45 neue Arten hinzu, so dass wir in Rhäzien in einer Region, die der Tiefländer gewöhnlich ganz in Schnee und Eis begraben wähnt, allein an Blütenpflanzen hundert und fünf Arten in 23 Familien finden, worunter sogar zwei etliche Zoll hohe Weidenarten als Repräsentanten der buschartigen Holzgewächse, — die meisten zierlich oder prächtig gefärbt, oft in großen Kolonien den Rasen bedeckend .....

In der unteren Schneeregion unserer Alpen mögen die blütenlosen den Blütenpflanzen das Gleichgewicht halten; in der oberen überwiegen jene diese um etwas ..... Zu beachten ist, dass auf reinen Kalkgebirgen die Pflanzenarmut der Schneeregion in viel höherem Grade hervortritt, als da, wo dem Kalke viel Thon und Kiesel beigemischt ist, oder auf dem Schiefer. Die Skrophularien, die weitduftenden Aurikeln, die rothglühende Berghauswurz, die Alpenastern, die Abarten der aromatischen Primula viscosa bilden neben der weißen Dryas und die Silene acaulis den überraschend prächtigen Schmuck der Felsen. Es ist, als ob die Natur den sommerlichen Brautkranz dieser Höhen um so glänzender gestalte, je kürzer er dauert, wie sie die armen Flechten und Mose der arktischen Vegetazion ähnlicherweise mit einer Farbenpracht in glühenden Gold- und Purpurtönen ausgestattet hat, die sich sonst nicht wieder findet. Wo nur ein schneefreies Plätzchen ist, bis auf die höchsten Firste hinauf, wo, wie auf dem Lyskamm, die Gletscheraretia bei einer mittleren Jahrestemperatur von — 12° bis — 15° C. zu vegetieren hat, sucht sich das Leben der Pflanzenwelt anzusiedeln. Weiter unten überzieht es rasch jeden schnee-

freien Geröllplatz rasenartig, setzt auf die kalten, feuchten Blöcke und den Schiefersand der Moränen mitten auf dem Gletscher noch seine Mose, Flechten, Schwämme und über dreißig Arten von Phanerogamen, bildet in den Vertiefungen nackter Kuppen und selbst in den Spalten alter Gletscherschliffflächen noch eine verhältnismäßig reiche Torfflora. In der Region aber, wo die letzte Blütenpflanze nicht mehr gedeihen mag, heftet es sich doch als Flechte an den feuchten Stein; es bleibt in der Regel wenigstens elf Monate von Todeserstarrung befangen, aber regt sich alljährlich wieder zu dem kurzwöchigen Leben, sowie die Sonne beginnt, den Schneeflor des Felsen zu schmelzen und der Pflänzchen Wurzeln zu tränken. Der Dichter hat gewis Recht:

Von den beschneiten Gebirgen der nordisch langen Polarnacht
bis zur erdumgürtenden Zone des heißen Äquators
ist kein Raum so gering im weiten Dome der Schöpfung,
dass er nicht nähre Geschlechter der Lage geeigneter Pflanzen.

127. Das Leben in der Schöpfung.

(Al. v. Humboldt, Ansichten der Natur II, 3—11.)

Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht, oder in seiner Fantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung misst, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Überall, selbst nahe am beeisten Pol, ertönt die Luft von dem Gesange der Vögel, wie von dem summen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen ätherisch-reinen sind belebt. Denn so oft man den Rücken der peruanischen Kordilleren, oder, südlich vom Lemansee, den Gipfel des weißen Berges (Montblanc) bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Chimborazo, fast 8000 Fuß höher als der Ätna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin als Fremdlinge verirrten, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet: so beweiset ihr dasein doch, dass die biegsamere thierische Schöpfung ausdauert, wo die pflanzliche längst ihre Gränze erreicht hat. Höher als der Kegelberg

von Teneriffa auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen getürmt, höher als alle Gipfel der Andeskette, schwebte oft über uns der Condor, der Riese unter den Geiern. Raubsucht und Nachstellung der zartwolligen Vikunas, welche gämsenartig und herdenweise in den beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen und eine Schar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Lüften, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschließt, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, welchen alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekteneier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, welchen, bei getrennten Geschlechtern, die männlichen Blüten ausstreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben, oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind, und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigsten Nahrung: so bedürfen dieselben dabei doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Ozeans darbietet. Dieser Boden ist zwiefacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umflossen; den größeren Theil bildet das Wasser, vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengeronnen, und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken, wie in den pulsierenden Gefäßen der Thiere und Pflanzen zersetzt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei, ob auf dem Festlande oder in dem unergründeten Meere. In diesem

erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermesslichen Ozeans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich wird mir der Eindruck jener stillen Tropennächte der Südsee bleiben, wenn aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetarisches Licht ausgossen; und wenn zugleich in der schäumenden Meeresflut die Delfine ihre leuchtenden Furchen zogen.

Aber nicht der Ozean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Unserm Auge fast unerkennbar sind die Cyclidien, die Euglenen und das Heer der Naiden, theilbar durch Äste, wie die Lemna, deren Schatten sie suchen. Von manigfaltigen Luftgemengen umgeben, und mit dem Lichte unbekannt, athmen die gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurms, die silberglänzende Leukophra, welche das innere der Ufernaide, und ein Pentastoma, welches die weitzellige Lunge der tropischen Klapperschlange bewohnt. So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt. Wir wollen hier bei den Geschlechtern der Pflanzen verweilen; denn auf ihrem dasein beruht das dasein der thierischen Schöpfung. Unablässig sind sie bemüht, den rohen Stoff der Erde organisch an einander zu reihen, und vorbereitend, durch lebendige Kraft, zu mischen, was nach tausend Umwandlungen zur regsamen Nervenfaser veredelt wird. Derselbe Blick, den wir auf die Verbreitung der Pflanzendecke heften, enthüllt uns die Fülle des thierischen Lebens, das von jener genährt und erhalten wird.

Ungleich ist der Teppich gewebt, welchen die blütenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet: dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tötet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Flut, und schiebt plötzlich (wie einst zwischen den griechischen Inseln) einen schlackigen Fels empor; oder erheben (um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern) die einträchtigen

Lithophyten ihre zelligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden über den Wasserspiegel hervorragend absterben und ein flaches Koralleneiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den toten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt, ob wandernde Vögel oder Winde oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammtartiger Fasern, welche dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begränzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende gelb wird braun, und das bläuliche grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges schwarz. Die Gränzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden sich neue zirkelrunde Flechten von blendender weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Kultur durchlaufen muß, so ist die allmähliche Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel luftig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Mose, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere fette niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmähliche Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen, wie die Geschichte der wandernden Thierwelt.

128. Die Natur und die Völker.

(Von J. G. Schouw.)

Der Mensch ist ein Glied der Natur, aber durch seine geistigen Fähigkeiten erhebt er sich zugleich über dieselbe, bekämpft sie und wirkt auf sie ein.

Daß die Natur nun auf den Menschen, als einen Theil dersel-

ben, in körperlicher Hinsicht auf vielfältige Weise einwirkt, darüber sind die Erfahrungen so zahlreich und einleuchtend, und die Ansichten so ungetheilt, ob wir nun auf die einzelnen Menschen oder auf ganze Volksstämme hinsehen, dass wir dieß nur mit wenigen Worten anzudeuten brauchen.

Die verschiedene Beschaffenheit der Natur in den verschiedenen Gegenden der Erde bestimmt gröstentheils die Nahrungsmittel der Völkerschaften, ihre Kleidung, ihre Wohnungen, die Mittel ihres Verkehrs und ihre Krankheiten.

In den warmen Klimaten bietet die Natur ihre Gaben in reichem Überfluss, spärlich schenkt sie dieselben in dem kälteren, und karg in den entferntesten bewohnten Polarländern. In diesen, wo die Temperatur so niedrig ist, dass sie entweder gar keine nährenden Pflanzentheile hervorzubringen vermag oder nur in sehr geringer Menge, wird der Mensch ausschließlich auf animalische Nahrung angewiesen, und an den Küsten beinahe nur auf Fische. In den kalten Klimaten bedarf der Körper mehr oder weniger der Bekleidung, und in den Wohnungen der künstlichen Wärmemittel, während man in den heißen Ländern, des Klimas wegen, der Kleidung nicht bedarf, und künstliche Wärme nur zur Zubereitung der Speisen benutzt wird. Ein in hohem Grade feuchtes Klima wirkt schädlich auf die Gesundheit ein, und führt viele Beschwerden mit sich; das übertrieben trockne Klima bringt ähnliche Wirkungen hervor.

Zwischen Inseln und Küsten ist der Verkehr leicht, auch Flüsse und ausgedehnte Ebenen unterstützen denselben, während Gebirge ihm Hindernisse in den Weg legen, und die Völker von einander trennen. Die Gegenwart oder das nichtvorhandensein des Waldwuchses in einem Lande hat wesentlichen Einfluss auf die Menschen und ihre Lebensweise; ebenso ob der Erdboden Grasfluren oder Sandsteppen zeigt. Auch die Thiere, welche das Land oder das Wasser dem Menschen zur Benutzung bietet, haben ihren Einfluss darauf.

Aber während der Mensch auf diese Weise in körperlicher Hinsicht vielfach von der umgebenden Natur abhängig ist, so kann er doch, und daran zweifelt keiner, sich auch durch die Kultur in einem hohen Grade von dieser Abhängigkeit frei machen. Durch künstliche Wärme

verschafft der Mensch sich und seinen Hausthieren, zum Theil auch seinen angebauten Pflanzen ein ganz anderes Klima als das Land selbst gehabt hat, und der Mensch führt aus andern Ländern und Welttheilen Pflanzen und Thiere ein, welche früher nicht dort waren; und insofern sie nicht in seinem Lande gedeihen können, führt er durch den Handel die Produkte der entferntesten Gegenden bei sich ein. Er verwandelt Wiesen, Heideland und Wald zu Äckern und Gärten; er legt Moräste trocken, verändert den Lauf der Flüsse, rottet die schädlichen Thiere aus; hebt durch Kunstwege die Hindernisse, welche Berge dem Verkehr in den Weg legen; und er fördert durch Dampfkraft die Schnelligkeit des Verkehrs. Aber kann man, was von der Abhängigkeit der Menschen in körperlicher Hinsicht gilt, auch in geistiger annehmen? und kann es namentlich angenommen werden, daſs die verschiedenen Charaktere der Völker durch die umgebende Natur bestimmt werden, oder doch wesentlich von ihr abhängen? Dieß ist die Frage, zu welcher ich Beiträge zu liefern wünschte. Eine solche Abhängigkeit ist ziemlich allgemein von Historikern, Philosophen, Naturforschern und Dichtern angenommen; aber nichts destoweniger darf ich behaupten, daſs diese Meinung ein großer Irrtum ist, welche nur deshalb so allgemein geworden, weil man über diesen Gegenstand mit einer solchen Oberflächlichkeit Schlüsse gezogen hat, welche in keiner andern Naturwissenschaft geduldet sein würde; weil man hier nicht die vergleichende Methode anwendete, welche in andern Zweigen der Naturwissenschaft eine so reiche Ausbeute gab.

Indessen ist es nicht meine Meinung, dem Klima, dem Boden und den übrigen Naturverhältnissen allen Einfluſs auf den Volkscharakter abzusprechen, namentlich will ich ihn dort einräumen, wo die Naturkräfte in hohem Grade die Menschenkraft überwältigen, so daſs diese im Kampfe weichen muß, wie in den äußersten Polarländern oder in der afrikanischen Wüste; daſs aber der Einfluſs im allgemeinen sehr gering ist, hoffe ich darthun zu können.

Ich werde nicht, um diese Behauptung zu beweisen, zu der Analogie meine Zuflucht nehmen, welche von den einzelnen Menschen geholt werden kann, und mich z. B. nicht darauf berufen, daſs von zwei Menschen, welche mit denselben Nahrungsmitteln in demselben

Hause erzogen sind und welche gleich gekleidet einhergehen, der eine ein Genie, der andere ein Idiot, der eine ein großer Dichter, der andere ein ausgezeichneter Maler, der eine leidenschaftlich, der andere phlegmatisch sein kann. Ich werde mich an die Thatsachen halten, welche die Völker selbst bieten.

Hätte die Natur einen bedeutenden Einfluſs auf den Volkscharakter, so müſsten erstens zwei Völker unter denselben Naturverhältnissen denselben Charakter haben, oder es müſsten sich zwischen ihnen bedeutende Annäherungen zeigen. Aber man wird bald entdecken, daſs dieß durchaus nicht der Fall ist.

An der Südseite des Kanals ist die Luft nicht minder neblig oder minder stürmisch als an der Nordseite; man findet dieselben Wärmeverhältnisse, dieselben niedrigen Kalkberge, denselben Pflanzenwuchs an beiden Seiten; und doch sind die beiden Völker, zwischen welchen der Kanal eine Naturgrenze bildet, höchst verschieden, und der Engländer, welcher am Kanal wohnt, ist nicht weniger Engländer, als derjenige, welcher tiefer im Lande wohnt; der Franzose am Kanal ist nicht weniger Franzose als seine übrigen Landsleute. — Der französische und der deutsche Charakter bilden ebenfalls einen starken Gegensatz, ungeachtet im Westen und Osten der Grenze im wesentlichen dieselben Naturverhältnisse stattfinden; nördlicher sind an beiden Seiten Ebenen, südlicher Berge von mittlerer Höhe mit fruchtbaren Äckern und Weinbergen. — Die Schweiz zeigt auf ihren Bergen und in ihren Thälern drei scharf getrennte Völkerschaften; freilich bildet die Wasserscheide zuweilen auch die Volksscheide, ohne daſs damit immer der Unterschied in der Naturbeschaffenheit der Berge und Thäler in Verbindung steht, zuweilen findet man, wie z. B. in Wallis, zwei Völkerschaften in demselben Thal. — Ungarn wird von drei Völkerschaften von ganz verschiedener Abstammung und von verschiedenem Charakter bewohnt, von Magyaren, slavischen Stämmen und Deutschen; sie sind zum Theil sehr unter einander gemischt, und stehen folglich ganz unter denselben Naturverhältnissen. Dasselbe findet in der Türkei statt, wo Türken und Griechen und slavische Volksstämme ebenfalls gemischt sind, und jedes dieser Völker hat nichts destoweniger seine Charakterzüge behalten, und behält sie ungeachtet des ge-

meinschaftlichen Klima's und Bodens. — An der Nordküste Afrika's wohnen die Berber, die eingewanderten Araber und die später hinzugekommenen Türken durch einander, ohne dass die gemeinschaftlichen Naturverhältnisse irgend eine Annäherung des Charakters zuwege bringen. Die Europäer sind im Begriff, als eine vierte Nazion dort aufzutreten. Dasselbe gilt von den Kopten, Arabern, Türken und Negern in Ägypten; von den Kaffern, Hottentotten und Negern, und von den später eingewanderten Holländern und Engländern in Südafrika; — in Lappland wohnen Lappländer und Skandinaven unter denselben Naturverhältnissen; in Schleswig Deutsche, Friesen und Dänen.

Zweitens müste, wenn Naturverhältnisse bedeutenden Einfluss hätten, dasselbe Volk nicht unter verschiedenen klimatischen Verhältnissen wohnen können, ohne dass man einen hervorstechenden Unterschied des Charakters bemerkte. Aber auch hiezu findet man keine Spur. Der Italiener, welcher die hohen Alpenthäler unter einem sehr kalten Klima, und ohne Ackerbau bewohnt, ist gleichwohl ein Italiener. Ebenfalls derjenige, welcher auf der Mittelhöhe der Alpen und Apenninen Gegenden bewohnt, deren Natur denjenigen Nordeuropa's gleicht. Der Tiroler auf den hohen Alpen ist nicht weniger ein Deutscher als der Marschbauer, dessen Land ein wenig unter dem Meeresspiegel liegt, und es kann keineswegs nachgewiesen werden, dass die provinziellen Unterschiede, welche man wirklich findet, im Klima begründet sind; jedenfalls steht der deutsche Tiroler dem Marschbauer unendlich näher als dem italienischen Tiroler, welcher dicht neben ihm wohnt. — Auch die Franzosen leben unter sehr verschiedenen Naturverhältnissen; man vergleiche die Dauphiné oder die Pyrenäen mit der Bretagne oder mit den Heidestrecken bei Bordeaux, oder mit den Weinbergen am Rhein und an der Mosel.

Dieß wird noch deutlicher, wenn wir die kolonisierenden oder auswandernden Völkerschaften betrachten. Der Engländer bleibt Engländer in der heißen Ebene des Ganges, und in den Hochthälern des Himalaja, obgleich er an beiden Orten unter Naturverhältnissen lebt, welche von den englischen höchst verschieden sind. In Neuholland wird der Engländer von einer Natur umgeben, welche, besonders hinsicht-

lich der Thiere und Pflanzen, gleichsam eine neue Welt bildet. — Die Holländer, welche Hollands niedriges, fettes Marschland und dessen feuchte, neblige Luft mit den dürren Sandsteinflächen und dürren Hochebenen der Kapkolonie vertauscht haben, wo klare Luft und eine regenfreie Jahreszeit herrscht, sind weder Hottentotten noch Kaffern geworden, sondern Holländer geblieben. — Der Spanier behält seinen Charakter nicht nur auf den Hochebenen Mexiko's, welche, obgleich sie etwas Ähnlichkeit mit denen Kastiliens haben, doch ein wärmeres Klima zeigen und in anderen Hinsichten verschieden sind; sondern er bleibt Spanier in Peru's Hochland, und in den ungesunden, an Regen reichen Gegenden bei Panama und bei dem Inselklima auf den Philippinen und auf Cuba. — Der Chinese ist Chinese in den vielen, unter einander verschiedenen Gegenden Asiens, wo er sich niedergelassen hat, und er wird überall leicht von der übrigen Bevölkerung unterschieden. — Der Neger bleibt überall Neger in Nord- und Südamerika, und er bekommt keine Ähnlichkeit mit den ursprünglichen Völkerschaften. — Und die Juden, welche überall in den westlichen Theil der alten Welt einwanderten, behalten ihre geistigen Eigenschaften, so wie ihr körperliches Gepräge, überall wohin sie gewandert sind. Wo sie sich verändert haben und mit den Völker verschmolzen sind, bei welchen sie sich niedergelassen, da ist es offenbar nicht das Klima, sondern es sind soziale Verhältnisse, welche die Veränderung bewirkten.

Eine dritte Betrachtung, welche zu demselben Resultat führen muß, ist die, dass man beim Vergleich der Bewohner eines Landes zu verschiedenen Zeitaltern, zuweilen eine bedeutende Veränderung des Charakters findet, während es in einem hohen Grad wahrscheinlich ist, dass das Klima unverändert geblieben. Die Neugriechen mit den alten Griechen, die Italiener mit den alten Römern verglichen, können als Beispiel dienen. Spürt man solchen Veränderungen näher nach, so wird man sie in politischen und historischen Verhältnissen begründet finden. Sie sind mit fremden, eingewanderten Völkerschaften gemischt, oder die Kultur hat zu- oder abgenommen. Wenn man vielleicht meint, dass die Völkerschaften, welche im Mittelalter vom Norden aus nach Südeuropa einwanderten, durch Einwir-

kung des Klima's verändert sind und den Charakter der Südeuropäer angenommen haben, so vergisst man, dass bei diesen Wanderungen, wie überhaupt bei den meisten, die Anzahl der eingewanderten Eroberer nur klein im Verhältnis zu den früheren Bewohnern war, und dass deshalb durch die Mischung der Charakter der letztern überwiegend bleiben muste, so wie, dass auf der andern Seite der Einfluss der Mischung, sogar nach vielen Jahrhunderten, nachgewiesen werden kann, wie in der Normandie die Mischung der Normannen und Gallier, in Südspanien der Mauren und Spanier u. s. w.

Der geringe Einfluss der Naturverhältnisse auf den Volkscharakter wird auch klar werden, wenn man beispielsweise einige der Momente untersucht, von welchen man im allgemeinen annimmt, dass sie in dieser Hinsicht wirken.

Nichts ist wohl allgemeiner, als von dem warmen Blut der Südeuropäer reden zu hören, welches seinen Grund in dem warmen Klima haben, und dort heftige Ausbrüche der Leidenschaften hervorrufen soll. Man erklärt daraus die Blutrache der Korsikaner. — Aber der Hindus, welcher in einem viel wärmeren Klima als der Italiener lebt, wird ja als ein Beispiel der Geduld und Resignazion hingestellt, und der Türke, welcher aus wärmeren Gegenden nach Europa gekommen ist, ist ja seines Phlegma's wegen bekannt. Ist denn der Holländer leidenschaftlicher als der Norweger oder Schottländer, und woher stammte die Blutrache der Vorzeit in Skandinavien, ja selbst in dem kalten Island?

Der Berg- und der Felsenbewohner hat, wie man meint, mehr Kraft, einen mehr energischen Charakter, einen kriegerischeren Muth als der Bewohner der Ebene; der Charakter des letztern soll weicher sein. So meint man, dass der Norweger und Schwede energischer als der Däne sei. Gebirgsländer bieten vielleicht häufigere Beispiele anhaltender Verteidigung hinter den Felsen der engen Thäler; aber weil man einen guten Schild hat, deshalb ist man nicht muthiger. — Dänemarks Boden aber hat sich nicht seit jener Zeit gesenkt, als von dort jene Streiter ausgiengen, welche die Küstenbewohner des atlantischen und mittelländischen Meeres in Schreck setzten; wovon erhielten sie ihren Muth? und ist er wohl jetzt verschwunden? Norddeutsche

Bewohner der Ebenen waren es, welche sich gegen Napoleons Despotie erhoben; ähnliche Beispiele bietet die Geschichte in Menge.

Man glaubt, dass der große Vorzug, welchen die Europäer vor den übrigen Bewohnern der Welttheile haben, darin begründet liegt, weil Europa so viel vom Meere eingeschnitten ist und der Hochebenen entbehrt, wodurch die Verbindung zwischen den Völkern so sehr erleichtert wird. Aber in der großen indischen Inselwelt, oder in dem westindischen Archipelagus ist die Verbindung noch leichter. Man sucht den Grund der frühen Kultur Indiens und Ägyptens in den großen Flüssen Indus, Ganges und dem Nil, welche den Verkehr so sehr erleichtern; aber nach den grösten Flüssen der Welt, dem südamerikanischen Amazonen- und Platafluss, kam erst die Kultur, als die Europäer sie dorthin brachten.

Der Buchenwald soll das Symbol des dänischen Charakters sein. Aber ich bin in Kalabrien in großen, schönen Buchenwäldern, auf den höheren Ebenen der Apenninen gewandert; auch die übrigen Pflanzen und die frische Luft erinnerten an die Heimat[1]), und das Buchenlaub entfaltete sich zu derselben Zeit wie in Dänemark. Aber beim Volke fand ich nicht das geringste, was dänisch genannt werden konnte, es war vollkommen italienisch. Doch in einer Gegend war es nicht italienisch — sondern albanesisch. Eine Kolonie albanesischer Hirten hat sich nämlich vor mehreren Jahrhunderten dort niedergelassen, und sie haben ihre Sprache, ihre Kleidung, ihre Sitten und ihren Charakter bewart.

Endlich darf es nicht übersehen werden, dass ebenso wie die Einwirkung der Natur auf die Nahrungsmittel und die Lebensweise der Völker mit der steigenden Kultur abnimmt, indem sich die Völker durch den Verkehr und die Kultur fremde Naturverhältnisse aneignen, so gilt dasselbe nicht allein von dem geringen Einfluss, welchen wir der Natur auf den Charakter der Völker zuschreiben müssen, sondern die Volkscharaktere werden sogar untereinander, gerade durch die Kultur abweichender. Ich weiß wohl, dass man häufig davon spricht, dass die Kultur die Volkseigentümlichkeiten ausgleicht und sie verschwinden läßt, aber ich will nur fragen, ob jetzt nicht viel mehr Verschie-

---

[1]) Schouw stammt aus Dänemark.

denheiten zwischen den drei großen, am meisten kultivierten Völkern, den Engländern, Deutschen und Franzosen herrschen, als es früher der Fall gewesen; und viel größere Unterschiede, als zwischen irgend welchen unkultivierten Völkern. Man läßt sich so leicht durch die äußern, unwesentlichen Ähnlichkeiten in Nahrungsmitteln, Kleidung, äußeren Gebräuchen teuschen. Innere, geistige Verhältnisse werden dagegen durch die Kultur beständig neue entwickelt, und dadurch auch neue Verschiedenheiten. Es geht hiermit wie mit Individuen; zwischen gebildeten Menschen ist ein größerer Unterschied als zwischen gewöhnlichen Leuten. Daſs jetzt ein starkes Nazionalgefühl in mehreren Gegenden Europa's erwacht, wo es früher schlummerte, ist deshalb kein betrübendes, sondern ein erfreuliches Zeichen.

Also der Charakter der Völker ist weder ein Produkt der Natur, noch wird er wesentlich von der Natur bestimmt; und von dem Einfluſs, welchen er ausübt, jedoch meistens in einer niederern Sphäre, befreien sich die Völker durch die Kultur. Der Sieg der Völker über die äußere Natur ist der Sieg des Geistes über das materielle. Aber der Volkscharakter hat seinen Erdboden, seinen geistigen Erdboden in der Geschichte, woraus er entspringt, — er hat sein geistiges Klima in der Sprache, in welcher er — lebt und sich bewegt.

129. Gebirgsgegenden.

(J. F. Schouw.)

Nicht nur der Bergbewohner hat Vorliebe für die Berge, was sich aus dem vorzüglichen Wert erklären ließe, welchen jeder Mensch der Heimat beimiſst; auch für den Bewohner der Ebene, welcher sie besucht, haben sie etwas besonders anziehendes. Nicht nur der Sohn der Felsen fühlt die tiefe Sehnsucht nach diesen stummen Freunden in der Heimat, auch bei dem fremden, welcher sie kennen gelernt hat, treten sie oft lebendig vor die Erinnerung und rufen ihn zu sich. Obwohl der Umstand, daſs die Natur in den Berggegenden, weniger als anderswo, von Menschenhänden geändert wurde und mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt auftritt, gewis vieles hierzu beiträgt, so kann doch die Hauptursache nicht darin liegen, denn alsdann müſte eine Heide oder eine Sandwüste dieselbe Wirkung haben. Eher muß wohl

der Hauptgrund in den scharfen Zügen gesucht werden, welche die Natur in den Berggegenden besitzt. Ebenso wie ein menschliches Antlitz mit scharfen Zügen, selbst wenn diese nicht schön sind, leicht aufgefasst und lange in der Erinnerung bewart wird, während die abgerundeten Formen eines nichtssagenden Gesichtes leicht übersehen und noch leichter vergessen werden: so prägt sich auch die Gebirgsnatur durch die scharfen Umrisse und abwechselnden Begrenzungen der Erdoberfläche viel tiefer in unsere Erinnerung ein, als eine einförmige Ebene oder ein wellenförmig hügeliges Land. Hierzu kommt die reiche Abwechslung, welche die Gebirgsnatur in den mehr abgesonderten, oft eng begrenzten Partieen bietet, und die große Veränderung, welche die Höhe im Klima und dadurch auch im Pflanzen- und Thierreich hervorbringt.

130. Deutschlands Grenzen und Eintheilung.

(G. B. Mendelsohn, das germanische Europa. 1836. S. 118.)

Der Charakter der Grenzen Deutschlands ist sehr verschieden. Im Norden und Süden sind Meer und Alpen schwer überschrittene Schranken, zwischen denen sich der Bewegung der Völker, wie dem Fortschritt überlieferter Kultur eine Bahn öffnet, von Morgen nach Abend, von Abend nach Morgen. Denn im Osten und Westen sind die deutschen Grenzen keineswegs so fest verwart. Von Osten her breitet sich eine nur durch Stromläufe unterbrochene Ebene von den Grenzen Asiens an der Ostsee und Nordsee an und über den Rhein aus, führen die Gestade der Donau vom Pontus bis ins Herz von Deutschland. Im Westen erhebt sich an den Mündungen des Rheins und an der Schelde keine Scheidewand zwischen den deutschen und den gallischen Ebenen, und auch die Gebirgswälle, welche das Westufer des Rheins begleiten, bieten Lücken und gangbare Päſſe dar.

Von Ost nach West hin entwickeln sich daher scharf bezeichnete Verschiedenheiten in dem ethnographischen Bestande, so weit er besonders auf Berührung mit fremden Völkern beruht — im Kulturzustande — in den politischen Einrichtungen. In den östlichen und westlichen Marken finden wir vermittelnde Gebiete und Völkerschaften, zweisprachige Mischvölker; nichts der Art an den mittägigen oder mitternächtigen Grenzen. Da wohnen gerade recht eigentümlich bezeichnete, in altertümlicher, deutscher Art und Sitte erhaltene Stämme,

auf angeschwemmtem, dem Meere abgewonnenen Boden; wie in hohen Alpengauen, hier oft in nächster Nähe anders redende Völker.

Wie die in geschichtlichem Gegensatze stehenden Zonen von Ost nach West, so liegen die durch Naturverschiedenheit, durch abweichende Gestaltung der Oberfläche bezeichneten von Nord nach Süd, von der Seeküste zu den Alpen hin, neben einander. — Klimatische Unterschiede sind dagegen vielleicht eben so sehr von dem Verhältnisse zum Morgenland und Abendland, der Stellung gegen Ozean und Kontinent abhängig, wie vom Unterschied der Breite, der großentheils durch Erhebung über den Meeresspiegel ausgeglichen wird.

Nord- und Südgrenze stehen aber wiederum unter einander in einem entschiedenen Gegensatz, durch natürliche Beschaffenheit nicht mehr als durch geschichtliche Stellung. Jene ist einer germanischen, zum Theil von da aus germanisierten, klimatisch wenig verschiedenen Welt zugewandt; diese dem romanischen Süden; die erste ist kulturmittheilend, die zweite kulturempfangend. Auf ähnliche Weise sind Ost- und Westgrenze gegen einander. Es ergibt sich ein bedeutungsreicher Gegensatz des Südens und Westens, dem Norden und Osten gegenüber.

Dieses vielfache sichdurchkreuzen verschiedenartiger Gegensätze, eine auffallende Eigentümlichkeit Deutschlands, andern Ländern, z. B. Frankreich oder England gegenüber, tritt in seiner Bedeutung recht hervor, wenn man es versucht, die deutsche Landschaft anzugeben, welche am meisten Anspruch hat, als zentrale zu gelten; die geographische Mitte des heutigen Deutschlands am entlegensten für gallische und slavische, transmarine wie transalpine Einwirkungen — oder das Rheinland, von dem die Gestaltung des Nordens einerseits, des Südens andrerseits ausgegangen ist, während beide zu einander nur untergeordnete Beziehungen haben, — oder endlich die nördliche, sächsische Ebene, das unberührteste, am unvermischtesten germanisch gebliebene Gebiet, in den Mittelpunkt des ganzen germanischen Nordens gestellt.

Deutschland zerfällt in drei Gebiete, nämlich das rheinische, das alpinische und das der nördlichen Ebene — oder West-, Süd- und Nord-Deutschland — entsprechend dem Verhältnis zu Gallien, zu Italien und zur nördlichen germanischen Welt. Die

vierte Seite Deutschlands, die östliche, ist nicht minder durch eine eigentümliche geschichtliche und ethnographische Stellung ausgezeichnet, es mangelt ihr aber eine vereinigende Naturform, wie Rhein-, Donau- und Küstengegenden es sind. Das Verhältnis zum östlichen Europa bleibt daher zwischen dem südlichen und dem nördlichen Gebiete vertheilt, denen beiden die zwei großen, durch einen Gebirgsgürtel von einander abgesonderten Bahnen angehören, welche die Natur nach Osten hin geöffnet hat.

Aus dieser Dreitheilung entwickelt sich, näher betrachtet, eine Neuntheilung.

Zuerst nämlich in den Winkeln, wo das südliche und das nördliche Gebiet auf das westliche stoßen, im Nordwesten und Südwesten zeigen sich Landschaften, auch durch die Natur begrenzt und ausgezeichnet, welche an doppelter Eigentümlichkeit Theil haben — das alpinische Quellland und das ozeanische Delta des Rheins. Die Schweiz und die Niederlande sind durch den Strom und gemeinschaftliches Verhältnis zum Occident dem Rheinland verbunden; Alpen- oder Küstennatur, Stellung gegen Italien oder gegen Britannien und Skandinavien gesellen die Niederlande dem nördlichen, die Schweiz dem südlichen Deutschland zu.

Sehen wir diese Länder demgemäß als Westflügel des alpinischen und des Küstengebietes an, so haben wir noch ein Zentrum und einen Ostflügel zu unterscheiden, im Norden durch Lage an Nord- oder Ostsee, im Süden durch die verschiedene Gestaltung des oberen oder mittleren Donaulandes bezeichnet.

Den beiden Ostflügeln gehört das Verhältnis zum Osten näher an. In dem Berggürtel aber, welcher sie von einander scheidet, bildet Böhmen ein eigenes, von Gebirgen eingeschlossenes, nur im Südosten offneres Gebiet, ein mittleres zwischen Norden und Süden, welches jedoch nicht so sehr an beiden Theil hat, als vielmehr sich von beiden abgesondert erhält.

Auf diese Weise erhielten wir acht Gebiete, den acht Winden entsprechend; nennen wir sie Rheinland, Schweiz, Niederland, baierisches und österreichisches Donauland, sächsische und slavische Ebene und Böhmen. Zu ihnen gesellt sich als

neuntes ein Zentralgebiet; zentral, weil es mit allen andern mehr oder minder in Berührung und dem Auslande am fernsten steht. Durch eigentümliche Beschaffenheit zeichnet es sich kaum aus, so wenig wie durch Größe, und noch viel weniger ist es in sich eins und besonders umgrenzt. Es besteht vielmehr aus vier oder fünf kleineren Provinzen, deren jede wiederum einem oder dem andern der acht peripherischen Gebiete mit eben so viel Recht zugezählt werden kann, wie dem zentralen selbst.

Wie charakteristisch ist für Deutschland diese Schwäche, diese Zersplitterung des Zentrums, dieses zurücktreten desselben, den mächtigeren, weit mehr nach innen vereinten und nach außen scharf umgrenzten peripherischen Gliedern gegenüber! Vergleichen wir Deutschland mit andern europäischen Ländern, so sehen wir dort verschiedene Gebirgssisteme sich berührend und durchkreuzend Kessel einschließen und ebene Landstriche ausschließen; in Frankreich, England, Rußland erscheint das Gebirge dagegen nur an der Peripherie, als Grenze und Vorgebirge, oder inselartig von der Ebene umgeben. Spanien ist wie Deutschland in mehrere scharf gesonderte Gebiete getheilt, aber eins darunter ist doch ein zentrales, geschlossen, und wenigstens im Vergleich mit jedem einzelnen Außengebiet überwiegend. Nur das von den Meereswellen umspülte und durchfurchte Griechenland theilt die gleiche Zersplitterung mit dem kontinentalen Germanien.

131. Alex. v. Humboldts „Kosmos."

(A. v. Humboldts Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. I. Vorrede V—VIII.)

Wenn durch äußere Lebensverhältnisse und durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem wissen ich veranlaßt worden bin, mich mehrere Jahre und scheinbar ausschließlich mit einzelnen Disziplinen: mit beschreibender Botanik, mit Geognosie, Chemie, astronomischen Ortsbestimmungen und Erdmagnetismus als Vorbereitung zu einer großen Reise-Expedizion zu beschäftigen: so war doch immer der eigentliche Zweck des erlernens ein höherer. Was mir den Hauptantrieb gewährte, war das bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes ganze aufzufassen.

Ich war durch den Umgang mit hochbegabten Männern früh zu der Einsicht gelangt, dass ohne den ernsten Hang nach der Kenntnis des einzelnen alle große und allgemeine Weltanschauung nur ein Luftgebilde sein könne. Es sind aber die Einzelheiten im Naturwissen ihrem inneren Wesen nach fähig, wie durch eine aneignende Kraft sich gegenseitig zu befruchten. Die beschreibende Botanik, nicht mehr in den engen Kreis der Bestimmung von Geschlechtern und Arten festgebannt, führt den Beobachter, welcher ferne Länder und hohe Gebirge durchwandert, zu der Lehre von der geographischen Vertheilung der Pflanzen über den Erdboden nach Maßgabe der Entfernung vom Äquator und der senkrechten Erhöhung des Standortes. Um nun wiederum die verwickelten Ursachen dieser Vertheilung aufzuklären, müssen die Gesetze der Temperaturverschiedenheit der Klimate wie der meteorologischen Prozesse im Luftkreise erspähet werden. So führt den wissbegierigen Beobachter jede Klasse von Erscheinungen zu einer anderen, durch welche sie begründet wird oder die von ihr abhängt.

Es ist mir ein Glück geworden, das wenige wissenschaftliche Reisende in gleichem Maß mit mir getheilt haben: das Glück, nicht bloß Küstenländer, wie auf den Erdumseglungen, sondern das innere zweier Kontinente in weiten Räumen und zwar da zu sehen, wo diese Räume die auffallendsten Kontraste der alpinischen Tropenlandschaft von Südamerika mit der öden Steppennatur des nördlichen Asiens darbieten. Solche Unternehmungen musten, bei der eben geschilderten Richtung meiner Bestrebungen, zu allgemeinen Ansichten aufmuntern; sie musten den Muth beleben unsre dermalige Kenntnis der siderischen und tellurischen Erscheinungen des Kosmos in ihrem empirischen Zusammenhange in einem einigen Werke abzuhandeln. Der bisher unbestimmt aufgefasste Begriff einer p h y s i s c h e n E r d b e s c h r e i b u n g gieng so durch erweiterte Betrachtung, ja nach einem vielleicht allzu kühnen Plane, durch das umfassen alles geschaffenen im Erd- und Himmelsraume in den Begriff einer p h y s i s c h e n W e l t b e s c h r e i b u n g über.

132. Einfluss des Naturwissens auf die Wohlfahrt der Nazionen.

(A. v. H. „Kosmos" I. S. 35—37.)

Gleichmäßige Würdigung aller Theile des Naturstudiums ist vorzüglich ein Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit, wo der materielle

Reichtum und der wachsende Wohlstand der Nazionen in einer sorgfältigeren Benutzung von Naturprodukten und Naturkräften gegründet sind. Der oberflächliche Blick auf den Zustand des heutigen Europa's lehrt, dass bei ungleichem Weltkampfe oder dauernder Zögerung nothwendig parzielle Verminderung und endlich Vernichtung des Nazionalreichtums eintreten müsse; denn in dem Lebensgeschick der Staaten ist es wie in der Natur, für die, nach dem sinnvollen Ausspruche Göthe's „es im bewegen und werden kein bleiben gibt und die ihren Fluch gehängt hat an das stillestehen." Nur ernste Belebung chemischer, mathematischer und naturhistorischer Studien wird einem von dieser Seite einbrechenden Übel entgegnen. Der Mensch kann auf die Natur nicht einwirken, sich keine ihrer Kräfte aneignen, wenn er nicht die Naturgesetze, nach Maß- und Zahlverhältnissen, kennt. Auch hier liegt die Macht in der volkstümlichen Intelligenz. Sie steigt und sinkt mit dieser. Wissen und erkennen sind die Freude und die Berechtigung der Menschheit; sie sind Theile des Nazionalreichtums, oft ein Ersatz für die Güter, welche die Natur in allzu kärglichem Maße ausgetheilt hat. Diejenigen Völker, welche an der allgemeinen industriellen Thätigkeit, in Anwendung der Mechanik und technischen Chemie, in sorgfältiger Auswahl und Bearbeitung natürlicher Stoffe zurückstehen, bei denen die Achtung einer solchen Thätigkeit nicht alle Klassen durchdringt, werden unausbleiblich von ihrem Wohlstande herabsinken. Sie werden es um so mehr, wenn benachbarte Staaten, in denen Wissenschaft und industrielle Künste in regem Wechselverkehr mit einander stehen, wie in erneuerter Jugendkraft vorwärts schreiten.

Die Vorliebe für Belebung des Gewerbfleißes und für die Theile des Naturwissens, welche unmittelbar darauf einwirken (ein charakteristisches Merkmal unseres Zeitalters), kann weder den Forschungen im Gebiete der Philosophie, der Altertumskunde und der Geschichte nachtheilig werden, noch den allbelebenden Hauch der Fantasie den edlen Werken bildender Künste entziehen. Wo, unter dem Schutze weiser Gesetze und freier Institutionen, alle Blüten der Kultur sich kräftig entfalten, da wird im friedlichen Wettkampfe kein bestreben des Geistes dem andern verderblich. Jedes bietet dem Staate eigene, verschiedenartige Früchte dar: die nährenden, welche dem Men-

schen Unterhalt und Wohlstand gewähren, und die Früchte schaffender Einbildungskraft, die, dauerhafter als dieser Wohlstand selbst, die rühmliche Kunde der Völker auf die späteste Nachwelt tragen. Die Spartiaten beteten, trotz der Strenge dorischer Sinnesart: „die Götter möchten ihnen das schöne zu dem guten verleihen.“

Wie in jenen höheren Kreisen der Ideen und Gefühle, in dem Studium der Geschichte, der Philosophie und der Wohlredenheit, so ist auch in allen Theilen des Naturwissens der erste und erhabenste Zweck geistiger Thätigkeit ein innerer, nämlich das auffinden von Naturgesetzen, die Ergründung ordnungsmäßiger Gliederung in den Gebilden, die Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang aller Veränderungen im Weltall. Was von diesem wissen in das industrielle Leben der Völker überströmt und den Gewerbfleiß erhöht, entspringt aus der glücklichen Verkettung menschlicher Dinge, nach der das wahre, erhabene und schöne mit dem nützlichen, wie absichtslos, in ewige Wechselwirkung treten. Vervollkommnung des Landbaus durch freie Hände und in Grundstücken von minderem Umfang, aufblühen der Manufakturen, von einengendem Zunftzwange befreit, Vervielfältigung der Handelsverhältnisse, und ungehindertes fortschreiten in der geistigen Kultur der Menschheit, wie in den bürgerlichen Einrichtungen, stehen (das ernste Bild der neuen Weltgeschichte dringt diesen Glauben auch dem widerstrebendsten auf) in gegenseitigem, dauernd wirksamen Verkehr mit einander.

133. Zur Geschichte der Chemie.

(Chemische Briefe von Just. Liebig.)

Wie es kein Ereignis gibt in der Geschichte der Völker, dem nicht Zustände oder Ereignisse, deren Folge es ist, vorangegangen sind, ganz so verhält es sich mit dem Fortschritt in den Naturwissenschaften. Wie eine Erscheinung in der belebten oder unbelebten Natur die Bedingungen voraussetzt, durch welche sie entsteht, so wird der Fortschritt in den Naturwissenschaften angebahnt durch vorangegangene Erwerbung von Wahrheiten, welche Thatsachen oder abhängig von Thatsachen sind. Ein neues System, eine neue Theorie ist immer die Folge von mehr oder weniger umfassenden, der herrschenden Lehre widersprechenden Beobachtungen.

Die Chemie umfasst die Wirkungen von Naturkräften der verborgensten Art, die sich nicht wie viele physikalische Kräfte, wie das Licht, die Schwere, durch Thätigkeiten kund geben, welche täglich die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen; es sind Kräfte, welche nicht in Entfernungen wirken, deren Äußerungen nur bei der unmittelbaren Berührung verschiedenartiger Materien warnehmbar sind. Es gehörten Jahrtausende dazu, um die Welt von Erscheinungen zu schaffen, woraus die Chemie zu Lavoisiers Zeiten bestand. Unzählige Beobachtungen musten gemacht sein, ehe man im Stande war die auffallendste chemische Erscheinung, das brennen eines Lichtes, zu erklären, ehe man die verborgenen Fäden auffand, welche zum Bewustsein führten, dafs das rosten des Eisens in der Luft, das bleichen der Farben, der Athmungsvorgang der Thiere, abhängig von derselben Ursache ist.

Gold, Gesundheit und langes Leben, diese drei obersten Erfordernisse der irdischen Glückseligkeit glaubte man vereinigt in dem Stein der Weisen; die Aufsuchung der jungfräulichen Erde, des Mittels zur Darstellung der geheimnisvollen Substanz, welche in der Hand des Weisen oder wissenden jedes unedle Metall in Gold verwandelt, das, wie man später glaubte, in seiner höchsten Vollkommenheit als Arzneimittel gebraucht alle Krankheiten heilt, den Körper verjüngt und das Leben verlängert, war über tausend Jahre lang der alleinige und Hauptzweck aller chemischen Arbeiten.

Um das Wesen der Alchymie richtig aufzufassen und zu beurtheilen, muß man sich daran erinnern, dafs man bis zum 16. Jahrhundert die Erde für den Mittelpunkt des Weltalls hielt; das Leben und die Schicksale der Menschen wurden als in engster Verbindung stehend betrachtet mit der Bewegung der Gestirne. Die Welt war ein großes ganzes, ein Organismus, dessen Glieder in ununterbrochener Wechselwirkung standen. „Nach der Erde hin stralen von allen Enden des Himmels die schöpferischen Kräfte und bestimmen das irdische." (Roger Baco.) „Isst jemand ein Stück Brot, sagt Paracelsus, genießt er nicht in demselben Himmel und Erde und alle Gestirne, insofern der Himmel durch seinen befruchtenden Regen, die Erde durch das Feld und die Sonne durch ihre leuchtenden und erwärmenden

Stralen an der Hervorbringung desselben mitgewirkt haben, und das ganze im einzelnen gegenwärtig ist?" Was auf der Erde geschah, stund am Himmel in Sternenschrift, das am Himmel geschriebene muste auf der Erde geschehen, Mars oder Venus, oder ein anderer Planet regierten von der Geburt an die Thaten und Erlebnisse der einzelnen Menschen; die in ihrer Erscheinung regellosen Kometen galten als drohende Schriftzeichen der Bedrängnis und Noth ganzer Völkerschaften.

Die Erkenntnis und Betrachtung der Natur und ihrer Kräfte umfasste die Wissenschaft der Magie; mit der Heilkunst verbunden galt sie für den Inbegriff geheimer Weisheit. In den Erscheinungen des organischen Lebens, in großartigen Naturwirkungen, im Donner und Blitz, im Sturm und Hagel erkannte man das walten unsichtbarer Geister. Was ein Denker sich durch Beobachtung erworben hatte, war ein Besitz, dessen Quelle der Menge nicht erkennbar war, er war ein Zeichen des Verkehrs mit übernatürlichen Wesen, sein wissen galt als Macht, mit ihm beherrschte er die Geister. „Die Dämonen, sagt Cäsalpinus, erkennen durch den innern Sinn, ohne eines Körpers zu bedürfen, aber ohne natürliche Mittel können sie auf Menschen und Thiere keinen Einfluss äußern. Die von der argen Art erregen die Behechsungen und allerlei Unfälle." Vier Jahrhunderte lang brachte die Jurisprudenz der Idee des bestehens von Bündnissen der Menschen mit dem bösen Geiste tausende von Menschenopfern.

Die Idee des Steins der Weisen, als eines Mittels zur Verwandlung der unedlen Metalle in Gold, wurde vorzüglich durch die Araber von Ägypten aus verbreitet. Durch die Eroberung von Ägypten gelangten die Araber in den Besitz von naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Schon Herodot und Plato hatten in diesem Lande Unterricht und Belehrung gefunden. Neunhundert Jahre vor der Eroberung war bereits in der alexandrinischen Akademie ein Mittelpunkt wissenschaftlicher Thätigkeit gebildet, und noch zur Zeit der Verbrennung der großen Büchersammlung durch die Araber war Alexandrien der Sitz und der wichtigste Zufluchtsort griechischer Wissenschaft. In diesem geistig frischen Volk, in welchem der Fatalismus Mahomeds, im Widerspruch mit der Entwicklung der Heilkunde, sowie die

Gebote ihres religiösen Gesetzbuchs, welche das grübeln ausdrücklich untersagten, die Pflege der Wissenschaften, der Medizin, der Astronomie, der Mathematik, nicht zu hindern vermochten, fanden die Vorstellungen der alexandrinischen Gelehrten über Metallverwandlung einen empfänglichen, vorbereiteten und fruchtbaren Boden.

Zur Zeit als Bagdad, Bassora und Damaskus Mittelpunkte des Welthandels waren, gab es kein Volk der Erde, welches geschickter und thätiger im Erwerb, und begieriger nach Gewinn und Gold war, als die Araber.

Durch die arabischen Hochschulen wurde das streben nach der Auffindung des Steins der Weisen und damit der Erwerb chemischer Kenntnis und die ganze wissenschaftliche Richtung dem nordwestlichen Europa mitgetheilt. Nach dem Muster der Hochschulen zu Cordova, Sevilla, Toledo, welche seit dem zehnten Jahrhundert von wissbegierigen aus allen Ländern besucht wurden, entstanden zu Paris, Salamanka, Padua ꝛc. Sitze der Wissenschaften, und dem Kulturzustand der damaligen Zeit gemäß wurden die christlichen Geistlichen die alleinigen Besitzer und Verbreiter der Forschungen der arabischen Gelehrten; noch viele Jahrhunderte später blieb die sprichwörtlich gewordene dunkle Erklärungsweise der ägyptischen Priester, ihr mystischer bilderreicher, mit religiösen Ideen gemischter Stil der Alchymie eigentümlich.

Aus den Schriften Gebers, des Plinius des achten Jahrhunderts, ergibt sich ein Umfang von chemischen Erfahrungen, welcher für diese Zeit Bewunderung erweckt, und die Theorien der großen Naturforscher des dreizehnten Jahrhunderts, Roger Baco's und Alberts v. Bollstadt (Albertus Magnus, Bischof in Regensburg), können an Ideenreichtum und umfassender Naturanschauung nur mit denen der neueren naturphilosophischen Schulen verglichen werden.

Im 16. Jahrhundert befanden sich Alchymisten an allen Höfen der Fürsten; Kaiser Rudolf II, Friedrich von der Pfalz waren als Gönner der Alchymie berühmt. In allen Ständen beschäftigte man sich mit dem Goldmachen, und strebte in den Besitz des großen Geheimnisses zu gelangen. Ganz ähnlich wie heutzutage von Fürsten, Privatpersonen und Gesellschaften große Summen für bergmännische Unternehmungen zur Aufsuchung von Erzen, Steinkohlen oder Salz-

lagern verwendet werden, so geschah es im 16. und 17. Jahrhundert für die zur Entdeckung des Steins der Weisen nöthigen Arbeiten. Eine Menge Abenteurer tauchten auf, welche an den Höfen der mächtigen das Glück versuchten, als Adepten (Besitzer des Geheimnisses) zu gelten; aber es war ein gefährliches Spiel. Denn diejenigen, denen es an dem einen oder andern Hofe gelang, durch geschickt ausgeführte Metallverwandlungen sich als Adepten zu legitimieren, und welche Ehre und reichen Lohn davon trugen, scheiterten zuletzt an andern und ihr Ende war in der Regel, in einem mit Flittergold beklebten Kleide an gleichfalls vergoldete Galgen aufgehängt zu werden. Die andern, welche des Betruges nicht überführt werden konnten, büßten in den Händen habsüchtiger Fürsten durch Gefangenschaft und Folterqualen die Ehre, Besitzer des Steins der Weisen zu sein. Das grausame Verfahren gegen diese galt als der stärkste Beweis für die Wahrheit ihrer Kunst.

Baco von Verulam, Luther, Spinoza, Leibnitz glaubten an den Stein der Weisen und an die Möglichkeit der Metallverwandlung, und es zeigen die Urtheilssprüche juristischer Fakultäten, welche Tiefe und welchen Umfang die Ideen dieser Zeit gewonnen hatten. Die juristische Fakultät zu Leipzig erklärte 1580 in ihrem Urteil gegen David Beuther diesen für überwiesen der Kenntnis des Steins der Weisen, und im Jahre 1725 gab dieselbe Fakultät ein Gutachten ab in der Sache der Gräfin Anna Sophie von Erbach gegen ihren Gemahl Graf Friedrich Karl. Die erstere hatte auf ihrem Schloss Frankenstein einem als Wilddieb verfolgten Flüchtling Schutz gewährt und zum Dank dieser, der ein Adept war, der Gräfin das Silbergeschirr in Gold verwandelt. Der Graf nahm die Hälfte davon in Anspruch, weil der Zuwachs des Wertes auf seinem Gebiet und in der Ehe erworben sei. Die Rechtsfakultät entschied gegen ihn, weil das streitige Objekt vor der Verwandlung Eigentum der Gräfin gewesen sei, und sie durch die Verwandlung das Besitzrecht nicht verlieren könne. —

Die Unkenntnis der Chemie und ihrer Geschichte ist der Grund der sehr lächerlichen Selbstüberschätzung, mit welcher viele auf das Zeitalter der Alchymie zurückblicken, wie wenn es möglich oder überhaupt denkbar wäre, dass über tausend Jahre lang die kenntnisreich-

sten und scharfsinnigsten Männer, ein Baco von Verulam, Spinoza, Leibnitz, eine Ansicht für wahr hätten halten können, der aller Boden gefehlt, welche keine Wurzel gehabt hätte! Muß nicht im Gegentheil als ganz unzweifelhaft vorausgesetzt werden, daß die Idee der Metallverwandlung mit allen Beobachtungen dieser Zeit in vollkommenster Übereinstimmung und mit keiner im Widerspruch stand?

In der ersten Stufe der Entwicklung der Wissenschaft konnten die Alchymisten über die Natur der Metalle keine andere Vorstellung haben als die, welche sie hatten; keine andere Vorstellung war zulässig oder möglich, sie war darum naturgesetzlich nothwendig. Ohne diese Idee würde die Chemie in ihrer gegenwärtigen Vollendung nicht bestehen, und um sie ins Leben zu rufen und in 1500 oder 2000 Jahren auf den Standpunkt zu bringen, auf dem sie sich heute befindet, würde sie aufs neue geschaffen werden müssen. Man sagt, daß die Vorstellung des Steins der Weisen ein Irrtum gewesen sei, aber alle unsere Ansichten sind aus Irrtümern hervorgegangen. Was wir heute für wahr halten, ist vielleicht morgen schon ein Irrtum. Eine jede Theorie, welche zum arbeiten antreibt, den Scharfsinn weckt und die Beharrlichkeit erhält, ist für die Wissenschaft ein Gewinn, denn die Arbeit ist es, welche zu Entdeckungen führt. Die drei Kepler'schen Gesetze, welche als die Grundlage der heutigen Astronomie gelten, sind nicht aus richtigen Vorstellungen über die Natur der Kraft, welche die Planeten in ihren Bahnen und ihrer Bewegung erhält, hervorgegangen, sondern es sind einfache Resultate der Experimentierkunst.

Die lebhafteste Einbildungskraft, der schärfste Verstand ist nicht fähig, einen Gedanken zu ersinnen, welcher vermögend gewesen wäre, mächtiger und nachhaltiger auf den Geist und die Kräfte der Menschen einzuwirken, als wie die Idee des Steins der Weisen. Es war dieselbe Macht, welche mit und nach Columbus tausende von Abenteurern ihr Vermögen und Leben wagen ließ, um eine neue Welt zu entdecken, welche in unsern Tagen hunderttausende treibt, die Felsengebirge des Westens in Amerika zu übersteigen, um Kultur und Gesittung gleichmäßig auf diesem Theil des Erdballs zu verbreiten.

Die Alchymie ist niemals etwas anderes als die Chemie gewesen; ihre beständige Verwechslung mit der tollen Goldmacherei des

16. und 17. Jahrhunderts ist die gröste Ungerechtigkeit. Unter den Alchymisten befand sich stets ein Kern echter Naturforscher, die sich in ihren theoretischen Ansichten häufig selbst teuschten, während die fahrenden Goldköche sich und andere betrogen. Die Alchymie war die Wissenschaft, die Goldmacherkunst schloss alle technisch-chemischen Gewerbzweige in sich ein. Was Glauber, Böttger, Kunkel in dieser Richtung leisteten, kann kühn den grösten Entdeckungen unseres Jahrhunderts an die Seite gestellt werden.

Manche leitende Ideen der gegenwärtigen Zeit erscheinen dem, welcher nicht weiß was die Wissenschaft bereits geleistet hat, so ausschweifend wie die der Alchymisten. Nicht die Verwandlung der Metalle, welche den Alten so wahrscheinlich schien, sondern viel seltsamere Dinge halten wir für erreichbar. Wir sind an Wunder so gewöhnt worden, dass wir uns über nichts mehr wundern. Wir befestigen die Sonnenstralen auf Papier, und senden unsere Gedanken in die grösten Entfernungen mit der Schnelligkeit des Blitzes. Wir schmelzen Kupfer im Wasser und gießen daraus Bildsäulen in der Kälte. Wir lassen Wasser, sogar Quecksilber, in rothglühenden Tiegeln zu Eis, zu festem hämmerbarem Quecksilber gefrieren, und halten es für möglich, ganze Städte auf's glänzendste zu beleuchten mit Lampen ohne Flamme, ohne Feuer und zu denen die Luft keinen Zutritt hat. Wir stellen eine der kostbarsten Mineralsubstanzen, den Ultramarin, fabrikmäßig dar, und glauben, dass morgen oder übermorgen jemand ein Verfahren entdeckt, aus einem Stück Holzkohle einen prächtigen Diamanten, aus Alaun Saphire oder Rubine, aus Steinkohlentheer den herrlichen Farbstoff des Krapps oder das wohlthätige Chinin, oder das Morphin zu machen; es sind dieß lauter Dinge, welche entweder eben so kostbar oder weit nützlicher sind als das Gold. Mit der Entdeckung dieser Dinge beschäftigen sich alle, und doch kein einzelner. Es beschäftigen sich alle Chemiker damit, insofern sie die Gesetze der Veränderungen und Umwandlung der Körper erforschen, und es beschäftigt sich kein einzelner damit, in so fern keiner die Erzeugung des Diamants oder des Chinins zur Aufgabe seines Lebens wählt. Gäbe es einen solchen Mann, ausgerüstet mit den erforderlichen Kenntnissen und dem Muth und der Beharrlichkeit der alten Goldmacher, er würde

Aussicht haben diese Aufgabe zu lösen. Nach den neuesten Entdeckungen über die organischen Basen ist es uns gestattet an alles dieses zu glauben, ohne jemand das Recht einzuräumen uns zu verlachen.

Wir wissen jetzt, dass alle besonderen Zwecke der Alchymisten der Erreichung eines höheren Zieles dienten. Der Weg, der dazu führte, war offenbar der beste. Um einen Palast zu bauen, sind viele Steine nöthig, welche gebrochen, und viele Bäume, welche gefällt und behauen werden müssen. Der Plan kommt von oben, nur der Baumeister kennt ihn.

Der Stein der weisen, den die alten im dunkeln unbestimmten Drange suchten, ist in seiner Vollkommenheit nichts anderes gewesen als die Wissenschaft der Chemie. Ist sie nicht der Stein der Weisen, der uns verspricht, die Fruchtbarkeit unserer Felder zu erhöhen und das gedeihen vieler Millionen Menschen zu sichern; verspricht sie uns nicht, statt sieben Körner deren acht und mehr auf demselben Felde zu erzielen? Ist nicht die Chemie der Stein der Weisen, welcher die Bestandtheile des Erdkörpers in nützliche Produkte umformt, welche der Handel in Gold verwandelt; ist sie nicht der Stein der Weisen, der uns die Gesetze des Lebens zu erschließen verspricht, der uns die Mittel liefern muß, die Krankheiten zu heilen und das Leben zu verlängern?

Man hat gesagt, dass eine jede Wissenschaft sich in drei Perioden entwickle; die erste sei die der Ahnung oder des Glaubens, die zweite die der Sophistik, die dritte endlich die der nüchternen Forschung. Die Alchymie hält man für die religiöse Periode der Wissenschaft, welche später Chemie hieß. Diese Ansicht ist entschieden falsch für die Chemie, so wie für alle induktiven *) Wissenschaften. Um das Wesen einer Naturerscheinung zu erforschen, sind dreierlei Bedingungen zu erfüllen. Man muß zuerst die Erscheinung an sich, nach allen Seiten hin kennen lernen, sodann ermitteln, in welchem Zusammenhang diese Erscheinung mit anderen Naturerscheinungen steht; und wenn alle diese Beziehungen entdeckt sind, so be-

*) Induktion heißt Einführung, vom einzelnen zum allgemeinen leiten; folgern. Man könnte darum die induktiven Wissenschaften auch Erfahtungswissenschaften nennen.

steht die letzte Aufgabe darin, diesen Zusammenhang oder das **Abhängigkeitsverhältnis zu messen**, d. h. durch Zahlen festzustellen. Die Wissenschaft der Chemie umfasst alle Erscheinungen der Körperwelt, welche durch eine gewisse Anzahl derselben Ursachen bedingt werden, und ihre geschichtliche Entwicklung zerfällt in drei Perioden, entsprechend den drei Bedingungen, welche die Erkenntnis einer einzelnen Naturerscheinung voraussetzt.

In der ersten Periode der Chemie waren alle Kräfte der Erkenntnis der Eigenschaften der Körper zugewendet, ihre Eigentümlichkeiten musten entdeckt, beobachtet und festgestellt werden: dieß ist die Periode der Alchymie. Die zweite Periode umfasst die Ermittelung der gegenseitigen Beziehungen oder des Zusammenhangs dieser Eigenschaften; dieß ist die Periode der phlogistischen Chemie; in der dritten Periode — dieß ist die in welcher wir uns befinden — bestimmen wir durch Maß und Gewicht das Verhältnis, in welchem die Eigenschaften der Körper abhängig von einander sind. Die induktiven Naturwissenschaften beginnen mit dem Stoff, dann kommen die richtigen Ideen, zuletzt kommt die Mathematik mit ihren Zahlen und macht das Werk fertig. *)

---

*) Wenn Liebig hier von induktiven Wissenschaften spricht, so hat er die Methode dabei im Auge. Im übrigen lassen sich die Wissenschaften so gliedern:

A. Die **ursprünglichen, reinen Wissenschaften.**

I. Naturwissenschaften: Mathematik; Physik und Chemie; Astronomie, Geologie, Naturgeschichte mit Anatomie und Physiologie.

II. Die menschlichen oder historischen Wissenschaften: vergleichende Erdkunde, Völkerkunde und Weltgeschichte, Sprach- und Litteraturkunde, Kunstwissenschaft.

B. Die **abgeleiteten, angewandten Wissenschaften.**

Arzneikunde (Medizin), Volks- oder Staatswirtschaft, Kriegswissenschaft, Staatswissenschaft, Rechtskunde, Erziehungskunde und angewandte Theologie.

C. Allgemeine Wissenschaft.

Philosophie und Encyklopädie.

Nach andern Gesichtspunkten wird anders eingetheilt. Einer erschöpfenden Eintheilung ist das Gebiet des Wissens eben so wenig fähig als das der Dichtung und der Natur.

134. Der Anblick des gestirnten Himmels.

(Betrachtung. Von Wilh. v. Humboldt.)

Ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf die Sterne und das beschauen des gestirnten Himmels gehalten. Ich kann nicht sagen, dass an den Sternen mich so die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermesslichen Raumes, den sie einnehmen, in Entzücken setzt: dieß verwirrt vielmehr nur den Sinn, und in dieser Ansicht der Zahllosigkeit und der Unendlichkeit des Raumes liegt sogar sehr vieles, was gewis nur auf menschlicher, nicht ewig zu dauern bestimmter Ansicht beruht. Noch weniger betrachte ich sie mit Hinsicht auf das Leben jenseits. Aber der bloße Gedanke, dass sie so außer und über allem irdischen sind, das Gefühl, dass alles irdische davor so verschwindet, dass der einzelne Mensch gegen diese in den Luftraum verstreuten Welten so unendlich unbedeutend ist, dass seine Schicksale, sein genießen und entbehren, worauf er einen so kleinlichen Wert setzt, wie nichts gegen diese Größe verschwinden, dann dass die Gestirne alle Menschen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, dass sie alles gesehen haben vom Anbeginn an und alles sehen werden, — darin verliere ich mich immer in stillem Vergnügen beim Anblicke des gestirnten Himmels. Gewis ist es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel, die Gestirne gleichsam wie ein Weltenchor herauf und herab steigen, und gewissermaßen das dasein in zwei Theile zerfällt, der eine Theil, wie dem irdischen angehörend, in völliger Stille der Nacht verstummt, und nun der andere herauf kommt in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit. Dann wird der gestirnte Himmel, aus diesem Gesichtspunkte angesehen, gewis auch von sittlichem Einfluss. Wer könnte sich leicht auf unmoralischen Wegen verirren, der sich gewöhnt hat, in dergleichen Empfindungen und Ideen zu leben und oft darin zu verweilen?

135. Darstellung seiner Gedanken.

(Justus Möser, patriotische Phantasien IV.)

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eigenem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuch-

ten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken, so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposizion zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche, so viel möglich, zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposizion und Ausführung denken dürfe. Diesem nach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum vortragen geschickt fühle, alles, was mir darüber beifällt, aufs Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Ansichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilet, und gefällt sich in deren Betrachtung, und höret nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fang' ich in der Stunde des Berufs an, mein geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt, oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, so lege ich mein Papier bei Seite, und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fang' ich allmählich an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen,

was sich nicht dazu passt, wegzustreichen und jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operazionen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Kolorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besonderen Leitung zu bedürfen.

136. K. Immermann an Ludwig Tieck.

Sie schrieben mir vor einigen Monaten und sprachen mir Ihre Freude über den ersten Theil des Münchhausen *) aus, den Sie damals gelesen hatten. Dieser Brief kam ganz frei aus Ihrer Seele, denn ich hatte es unterlassen, Ihnen ein Exemplar meines Buches zu senden. Er war mir unverhofft und eine freudige Überraschung. Doppelt aber erfreute er mich. Denn einmal muste es mir wohl sehr lieb sein, dass Sie sich so an den Anfängen meines Werkes ergötzt hatten, dann aber zeugte die liebenswürdige Lebhaftigkeit Ihrer Worte von der fortblühenden Jugend, welche wie ein Kranz schöner Rosen Ihre ehrwürdigen Schläfen umschmückt.

Ich nahm mir gleich vor, Ihnen zu antworten und zu danken. Nachher aber überlegte ich, dass der beste Dank die That ist und schwieg daher bis zur Vollendung des ganzen Werkes. Nun ist es fertig und ich widme Ihnen seinen Abenteurer und seine guten Menschen, seine Possen und seinen Ernst mit diesem letzten Theile. Darüber reden kann ich nicht; es wirke auf Sie, wie es eben die Kraft und Fähigkeit in sich besitzt. Aber einen offenen Brief schreibe ich Ihnen dazu vor dem Angesichte auch anderer Leser, denn manches wollte ich

---

*) Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken, von K. Immermann. — Düsseldorf.

Ihnen sagen, was sich in einem solchen doch noch besser ausnimmt, als unter einem Siegel, welches nur Ihre Hand erbräche.

Immer habe ich mich am glücklichsten gefühlt, wenn mein freies Gemüth sich zum Schuldner für empfangene Wohlthat bekennen durfte. Dieses reine Glück empfinde ich auch jetzt, indem ich an Sie schreibe. — Man hat mich oft einen Nachahmer genannt, und der Tadel, der in dieser Bezeichnung liegt, mag meine frühesten Versuche nicht ohne Grund getroffen haben, obgleich mich nie ein äffischer Trieb kitzelte, sondern stets ein innerer Drang bewegte. Später, als mich Leben und Bildung gereift hatten, meine ich jederzeit ein eigenes gebracht zu haben, wenn ich mich fremden Mustern anlehnte. Ich vermied keine Reminiscenzen, weil ich wuste, dass diese doch immer ein nur mir gehöriges Leben in mir aufgeweckt hatten. So möchte ich denn eher den Namen eines Schülers für mich in Anspruch nehmen. Und in einer Zeit, worin so viele Meister, wie sie behaupten, vom Himmel fallen, dürfte ein guter Schüler der Abwechslung halber kein ganz verächtlicher Gast am Parnaß sein.

Auch zu Ihrem Schüler bekenne ich mich gern, freudig und öffentlich. Sie haben unter uns Deutschen einen ganz neuen Scherz erfunden, Sie haben der Natur für manchen ihrer geheimsten magischen Töne die Zunge gelöset, viele Beobachtungen und Erfahrungen haben Sie mitgetheilt, die vor Ihnen niemand gemacht hatte. Alles nun, was in mich von Ironie, Spott, Laune gelegt worden war, ein tiefes Bedürfnis, welches mich von meiner Kindheit her oft froh machte, oft auch ängstigte, die Signatur der stummen Dinge zu erkennen, endlich mein Verlangen, mich über das eigenste Wesen der Dichter und der Bühne aufzuklären — alles das fand, wie häufig! bei Ihnen Lehre, Beispiel, Führung. Ich verehre Sie als einen meiner Meister und in meinen guten Stunden wage ich mir zu sagen, dass Ihnen der Schüler gerade keine Schande mache.

Aber eine elegische Empfindung kann ich nicht bewältigen, wenn ich an Sie denke. Sie stehen gefeiert, würdig, nachwirkend da, das ist wahr. Um eine Entfaltung jedoch hat das Missgeschick der Umstände Sie und uns gebracht. Sie hätten der Vater des deutschen Lustspiels werden können, wenn die Bühne Ihrer frischesten Zeit entgegen-

gekommen wäre, und dieses Lustspiel würde das gröste der modernen Zeiten geworden sein. Wenn ich an die Kraft und Gewalt Ihrer Figuren mich erinnere, an den tiefsinnigen, freien, großen, unerschrockenen Humor in Oktavian, Zerbino, Kater, Däumchen, Blaubart, Fortunat, und in der verkehrten Welt, so weiß ich nur ein Gegenbild zu diesem Lustspiele in der ganzen Geschichte der Poesie zu finden; es ist das des Aristóphanes.

Aber keine attische Bühne empfieng Sie und brachte auf den Brettern Ihre Erzeugnisse zu der Fülle und Vollreife, die nun einmal der Dramatiker nur gewinnen kann, wenn er seine Geschöpfe da droben auf dem Gerüste in Fleisch und Blut umherwandeln sieht. Man sagte, diese Sachen seien sehr schön, sehr witzig und ließen sich überaus wohl anhören, aber aufzuführen seien sie nicht. Das war aber eine Unwahrheit. Denn ich habe hier den Blaubart zweimal darstellen lassen. Ich hatte weniger Mühe von ihm, als zum Beispiel vom Glöckner von Notredame, die Schauspieler fanden sich bald hinein und spielten mit Lust und Liebe darin, was aber den Erfolg betrifft, so war dieser bei der ersten Darstellung ein entschiedener und bei der zweiten der allerglänzendste. Wenig hatte das Stück gekostet und viel brachte es ein. — Ich wollte nicht dabei stehen bleiben, sondern ich dachte schon an Fortunat, selbst an Däumchen und an das schnurrende Thier in Stiefeln. Aber die Düsseldorfer Bühne gieng wegen Mangels an Gunst, Schutz und Geld unter, und so blieben denn jene Gedanken Träume.

Warum ich diese Saite hier berührt habe? Weil mir Ihr ganzes Bild vorschwebte und zu einem vollen Menschenleben die Entwickelungen und die Vereitelungen gehören. Wenn ich mit Ihnen Mund gegen Mund reden durfte, so hatten unsere Gespräche immer einen Gehalt; eine gewöhnliche Widmungs-Epistel konnte ich Ihnen daher nicht schreiben. Nehmen Sie meine Worte auf, wie ich sie gemeint habe, und vor allen Dingen, — leben Sie noch lange, leben Sie munter und kräftig fort, sich und uns zum Segen!

Düsseldorf, den 20. April 1839.

Immermann.

137. Platen an seine Mutter.

Neapel, den 30. August 1834.

Endlich ist dein erster Brief aus Ansbach angekommen; du schreibst aber kein Wort über deinen Abschied von München, über deine Reise, und welche Zimmer du eigentlich im lindenfelsischen Hause bewohnest. Meinen Plan, nach Kalabrien zu gehen, habe ich vorerst aufgegeben; ich werde wahrscheinlich am 10. künftigen Monats mit dem Dampfbote nach Florenz zurückreisen, um dort den Winter über zu bleiben. Das gute Wetter hält hier fortwährend an, und ich habe die Seebäder bis jetzt beständig fortgesetzt. Es ist eine Seltenheit; denn sonst fallen gewöhnlich die ersten Regengüsse zwischen den 15 und 20 August, und sind so heftig, daß sie die Luft abkühlen, so daß man nach dieser Zeit nicht mehr zu baden pflegt. Dieses Jahr aber ist die Hitze gegenwärtig bedeutender als im Julius.

Ich bin heute erst um zehn Uhr aufgestanden, da ich die Nacht in der Nähe des Vesuvs zugebracht, um die große Lava zu sehen. Nachdem der Berg vier Wochen lang ruhig war, hat er vor drei oder vier Tagen wieder angefangen, eine ungeheure Menge Asche auszuwerfen und aus mehreren neu gebildeten Schlünden ergießt sich noch jetzt die Lava. Wir sahen hier bloß den Wiederschein; denn die Laven ergießen sich alle gegen Torre dell' Annunziata und Pompeji. Ein Paar Tage hatten wir jedoch einen unangenehmen Aschenregen; gestern war die Luft wieder heiter, da der Wind eine andere Richtung genommen, so daß die Asche nach der Seite von Nola getrieben wurde. Den ganzen Tag über stiegen unaufhörlich die schönsten Aschensäulen aus dem Krater empor, die von der Sonne beschienen, die herrlichsten Farben annahmen, und durch ihre Dichtigkeit in erstaunen setzten. Gegen fünf Uhr nahm ich ein Kabriolett nach Torre dell' Annunziata, und von da gieng ich noch ein Paar Stunden zu Fuß nach den Orten, wo die Lava jetzt fließt. Sie hat bereits drei kleine Ortschaften bedeckt, wiewohl sie im abnehmen ist, und wahrscheinlich bald erkalten wird. Du kannst dir von dieser ungeheuren Erscheinung einen Begriff machen, wenn ich dir sage, daß diese Lava bereits acht Millien lang, über zwei Millien breit,

und mehr als haushoch war. Ich sah sie in einem Weingarten, wo sie in der ganzen Breite einen Baum nach dem andern umstürzte und versengte; denn du weist, daſs der Wein hier an den Bäumen gezogen wird. Gleichwohl hauen die Leute ihre Bäume nicht ab, um wenigstens das Holz, das hier so selten ist, zu verkaufen, weil sie beständig hoffen, die Lava möchte erkalten und stehen bleiben. Sie ist allerdings, so weit von ihrem Ursprung entfernt, nicht mehr so flüssig, wie in der Nähe des Kraters, wo sie wie geschmolzenes Metall aussieht. Hier war es mehr ein Feuerberg, der sich langsam fortwälzte, indem die feurigen Massen die bereits versteinerten mit sich fortziehen. Diese Bewegung ist mit einem ungeheuren Gepolter verbunden, welches durch das knistern und auflodern der verbrannten Baumstämme unterbrochen wird. Da die Gegend tief liegt, so waren die Trauben noch nicht reif, und die Eigentümer mußten sie vor der Weinlese verbrennen sehen. Diese verlieren natürlich alles; denn das Land wird erst nach Jahrhunderten wieder urbar. Persönliche Gefahr ist übrigens in der Nähe der Lava gar keine, weil die Bewegung sehr langsam und so regelmäßig ist, daſs selbst die grösten feurigen Steine, die über die Massen herabrollen, unmittelbar am Fuße derselben liegen bleiben. Dieß wäre für heute genug vom Vesuv. Lebe wohl! —

138. Zug des Prinzen Eugen von Savoyen über die Alpen von Vallarsa.

(Aus „Tirol und der baierisch-französische Einfall im Jahre 1703.“ Von P. Albert Jäger.)

Am 27. Mai 1701 begann der ewig denkwürdige Zug Eugens über die Alpen. Ich will hier nicht die fabelhaften Schilderungen wiederholen, wodurch die damaligen Zeitungen und Schriftsteller ihre Leser in staunen setzten, und die allerdings fast übermenschlichen Kraftaufwand erheischende Thatsache ins Reich der Märchen hinüberspielten. Von all dem Gerede billige ich nur den Vergleich mit dem berühmten Zuge Hannibals zu Eugens Gunsten, da das Kriegszeug der Alten zu dem Geschützzug und schweren Gepäcke eines jetzigen Heeres in keinem Verhältnisse steht. Ich halte mich dafür an die einfache Wahrheit des Ereignisses.

Die Reiterei (und einige Tage später das schwere Geschütz und Gepäck) zog den Weg durch Terragnolo, überstieg die Alpe Borcola und gelangte über Tiene auf die vizentinische Heerstraße. Das Fußvolk hatte sich getheilt. Die kleinere Abtheilung stieg über den Bergrücken Trembelano an der rechten Seite des stäubenden Wildbachs die Abhänge von Vallarsa hinauf zur grenzscheidenden Alpenhöhe. Die stärkere Abtheilung, Prinz Eugen selbst an ihrer Spitze, kletterte empor durch das Felsenthal von Valfredda auf die Höhe von Breonio im veroneser Gebiete. Die Reiterei und das Fußvolk litt auf diesem Zuge nicht viel; wohl aber unterlag die Fortschaffung des schweren Geschützes und Gepäckes außerordentlichen Schwierigkeiten, und war eine Menschen und Thiere zerstörende Arbeit. Mit den scheuen Soldatenpferden konnte man an den schwindelnden Abgründen der steilen Thalwege nichts anfangen; daher musten die umliegenden Gemeinden eine große Menge Ochsen stellen, deren bedächtlicher Schritt und langsamer Zug für geeigneter gehalten wurde. Zehn bis fünfzehn Paar schleppten an einem Stücke, und nebenher musten noch viele Bauern und Soldaten mit Stricken aufwärts ziehen helfen und abwärts zurückhalten, damit die Kanone nicht in Abgründe stürzte. Dabei giengen, wie roveredaner Urkunden versichern, viele Leute und Thiere zu Grunde, namentlich in den Schluchten von Valfredda, wo der Kampf mit den Schwierigkeiten so groß war, dass man den ganzen Tag kaum drei Stunden Weges zurücklegte.

Auf diese höchst beschwerliche Weise schaffte man innerhalb vier Tagen vom 27. bis 30. Mai zwanzig Stücke von schwerem Kaliber theils durch Terragnolo über die Alpe Borcola, theils durch Valfredda auf die Höhe des Joches, denen später über Terragnolo im ganzen noch sechzig Stücke nachfolgten. Auf der Höhe von Breonio stießen die zwei Abtheilungen des Fußvolkes wieder zusammen und schlugen dort ihr erstes Lager auf venezianischem Boden.

Sobald die Franzosen in der Tiefe des Thales die überraschende Kunde von der Ankunft des kaiserlichen Heeres in den Ebenen Italiens erhielten, wollten sie anfangs ihren eigenen Ohren nicht trauen, stunden aber, als sich die Wahrheit herausstellte, wie vernichtet da. Sie hatten vom Straßenbau über die Alpen, obwohl in solcher Nähe,

keine Silbe erfahren, denn keinen Verräther gab es in Tirol, und was noch mehr sagen will, keinen im ganzen Heere des Prinzen! Sie hatten den Angriff fix und fest an der Etsch erwartet. Nun waren alle Rechnungen durchkreuzt und ihre ganze Aufstellung war vereitelt. Sie sahen sich in der Stellung zu Chiusa und Ferrara in gröster Gefahr, abgeschnitten zu werden. Es blieb ihnen nichts übrig, als geteuscht und beschämt aus den Engpässen in die Ebenen hinunter zu eilen, um den kaiserlichen den Übergang über die Etsch, wo sie ihn versuchen würden, zu wehren.

Prinz Eugen konnte selbst Augenzeuge ihrer Verwirrung und Flucht sein. Denn da er im Lager zu Breonio ein Paar Tage auf die langsam nachrückende Artillerie und auf die Annäherung seiner Reiterei von Vicenza her warten muste, rekognoszierte er am 29. Mai mit Tagesanbruch auf dem Kamm des Gebirges, welches steil ober der veroneser Klause weite Aussicht auf das rechte Etschufer gewährt, die Stellung der Feinde, und gewarte, daſs das französische Lager zu Rivoli sich sehr vermindert habe. Bald darauf sah er die feindlichen Truppen längs der Etsch hinunter eilen und bei Bussolengo ein Lager beziehen. Über die Höhen des Monte Baldo und die dortige Aufstellung der Feinde konnte man keine Aussicht gewinnen. Deswegen erhielt der zur Deckung Tirols bei Ala und Avio zurückgelassene General Guttenstein Befehl, die Stärke des Feindes daselbst auszukundschaften. Er konnte dem Prinzen die erwünschte Nachricht geben, daſs nur noch drei Bataillone dort stünden, und die Franzosen bei Chiusa, im Begriffe abzuziehen, um theures Geld Wägen und Maulthiere zur Fortschaffung ihres Gepäckes aufböten.

Nach diesem mit eben so viel Glück als Kühnheit ausgeführten Alpenübergange muste Eugen beinahe einen ganzen Monat bis zum 26. Juni dem Catinat an der Etsch in scheinbarer Unthätigkeit gegenüber stehen. Das langsame heranziehen der nachfolgenden Regimenter, der beschwerliche Transport des Geschützes, die Errichtung der nöthigen Magazine, die Herbeischaffung des Materials zum Brückenbau, der Mangel an Schiffen und andere Hindernisse machten den Stillstand nothwendig. In Wien erzeugte diese Zögerung die unangenehmsten Gefühle. — Aber alle Gerüchte und Ängstlichkeiten zer-

flossen wie Nebelgewölk, als Eugen am 26. und 27. Juni bei Legnago über die Etsch setzte, und am 9. Juli den Catinat bei Carpi schlug. Am 28. Juli vertrieb er ihn auf allen Punkten von den Ufern des Mincio und breitete sich in den fruchtbaren Gefilden des brescianer Gebietes aus. Catinat stand eben im Begriffe, sich hinter dem Oglio zu verschanzen, als ihn sein König abrief, weil, wie er glaubte, die Dinge in Italien eines kräftigeren Armes bedurften. Ludwigs XIV. Wahl fiel auf den Herzog von Villeroy. Am 22. August kam der neue Feldherr auf der Post im französischen Lager an. Seine erste Frage war: „wo das deutsche Lumpengesindel stehe; man müße es aus Italien jagen;" und schon am 1. September wurde der Praler von Eugen bei Chiari geschlagen. Noch beschämter stund er da, als sein Hauptquartier Cremona durch einen der kühnsten Hauptstreiche, welche Eugens fruchtbarer Geist ersann, am 1. Februar 1702 überrumpelt und Villeroy aus dem Bette in die Gefangenschaft weggeholt wurde.

139. Die Königin Luise von Preußen an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz.

Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Tränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat Aprill gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht in meinem Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein.

Es ist wieder aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen; wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie gar nicht, dass Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben; der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalles, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen in Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, dass er nicht

Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hätte der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache. —

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu ertragen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo uns alles kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr als wir tragen können! Noch einmal, bester Vater, wir gehen mit Ehren unter, geachtet von Nazionen, und wir werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist als wir es sind. Gott schenke jedem guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch eins zu Ihrem Troste, daß nie etwas von unsrer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was mit dem ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, sie innig liebende Tochter, und Gott Lob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt, — Ihre Freundin Luise.

140. Erzherzog Karl.

(Aus: „die Schlacht von Deutsch-Wagram.“ Von K. A. Varnhagen v. Ense.)

Nach den großen Unfällen in Baiern, dem Verluste von Wien und dem fehlgehen so mancher Aufstandsversuche, von denen man die

gröſte Erwartung gehegt, muſte die öſterreichiſche Sache und mit ihr die deutſche dießmal wiederum verloren ſcheinen; — — und urplötzlich, ein Paar Tage ſpäter, da niemand dieß mehr hoffen durfte, ſtand ſie in dem herrlichſten Siegesglanze! Die geſchlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines ſchleunigen Rückzuges ringenden Truppen hatten den ſtolzen Gegner bei ſeinem weiteren Vordringen über die Donau ſtreitfertig aufgenommen, in zweitägiger Schlacht am 21. und 22. Mai 1809 bekämpft und überwältigt und über den Fluſs zurückgeworfen. Die Schlacht von Aſpern erklang weithin durch Deutſchland und erregte mächtig die Gemüther. Napoleon war ſeit ſeinem Auftreten noch in keiner Schlacht überwunden worden; dieß war die erſte, die er verlor und vollſtändig verlor, im offnen Kriegsfelde, eine große Hauptſchlacht. Der Erzherzog Karl zuerſt entrang dem gewaltigſten Schlachtengewinner der neuern Zeit einen ſolchen Sieg, und wenn auch ſpäterhin Napoleon wiederholte und größere Niederlagen erleiden muſte, ſo überließ er doch niemals wieder nur einem Gegner ſo ungetheilt den Siegeskranz.

(Varnhagen kommt am 21. Juni 1809 nach Deutſch-Wagram ins Hauptquartier des Erzherzogs, um als Freiwilliger daſelbſt einzutreten.)

Sehr hatte mich verlangt, den Erzherzog ſelbſt endlich zu ſehen, wozu die Gelegenheit ſich bald darbot und dann vielmals wiederholte. Schon am erſten Vormittage konnte ich vor ſeinen Fenſtern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu fantaſieren, worin er meiſterhafte Geſchicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, ſtieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er ſah aus wie ein tapferer, biederer und menſchenfreundlicher Mann, der ſogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblicke leuchtete die Macht und Gewohnheit des befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernſt und Hoheit. Seine kleine ſchmächtige Geſtalt erſchien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beſchaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit ſeinen Anſtrengungen und Rauhigkeiten hatte eine ſanfte Anmuth aus dieſen Gliedern nicht

verdrängen können, wie auch Napoleon bei seinem ersten Auftreten gehabt haben soll, der im Beginn seiner Laufbahn eben so mager gewesen war, jetzt aber, stark geworden, ein weniger gutes Ansehen hatte. Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles gemachten und gespannten; aus der Lässigkeit mancher Bewegungen würde man zuweilen fast auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Muth, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn, so wie das Andenken seiner frühen Thaten und Siege hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hiengen ihm eifrig an, die gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten, denen er als Generalkapitän ihres Landes noch besonders angehörte. Wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzenderLeberuf entgegen, der auf den Vorposten dem Feinde leicht seine Anwesenheit verrieth, aber nicht ganz untersagt werden konnte. Als Generalissimus stand er in einer Macht und Wirksamkeit, wie sie seit Waldstein kein österreichischer Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegswesen erstreckte sich sein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, strafen und belohnen, nach eignem ermessen; die Führung des Krieges sollte seiner Einsicht durchaus überlassen, alle Kräfte des Staates sollten ihm hiezu verfügbar sein.

141. Der König von Sachsen an Radetzky.

Lieber Feldmarschall Graf Radetzky!

Wenn die Verehrung und Bewunderung, welche ich seit dem ruhmvollen Kriegsjahre 1849 für Sie hegte, noch durch etwas vermehrt werden konnte, so war es durch die mir ewig werten Stunden, welche ich diesen Sommer in Ihrer Nähe zubrachte, und wo ich neben dem tapfern Helden und Retter der Monarchie auch den liebenswürdigsten Mann in Ihnen näher kennen lernte.

Gewis diese Stunden von Verona und Monza werden mir ewig unvergesslich bleiben! Der Wunsch war daher lebhaft in mir gewor-

den, Ihnen auch ein sichtbares Zeichen dieser Gesinnungen zu geben, und ich benütze daher den selten schönen Festtag, wo Sie, ein Jüngling an Thatkraft, das 85. Jahr vollenden, um Ihnen meinen Hausorden zu übersenden.

Wohl weiß ich, wie geringen Wert eine solche Gabe für einen Mann hat, den sein Kaiser mit den erhabensten Insignien schmückte, aber dennoch schmeichle ich mir, dass Ihnen dieß Geschenk eines, Ihnen mit wahrer Begeisterung ergebenen Fürsten nicht ganz wertlos erscheinen wird. Ich sende Ihnen diese Insignien durch meinen Obersten v. Friederici, einen wackern Soldaten, welcher für seine in dem misslichen Kampfe in Dresden erprobte Tapferkeit und Treue auch von Ihrem Kaiser mit Ehrenzeichen geschmückt worden ist. Ich empfehle ihn, als einen meiner treuesten und tapfersten Krieger, Ihrem Wohlwollen.

Möge der Himmel Sie noch eine lange Reihe von Jahren zu Nutz und Frommen der Monarchie, zur Freude Ihres erhabenen Monarchen, des Ihnen mit ganzer Seele anhängenden Heeres, und aller Ihrer Freunde und Verehrer erhalten, zu welchen letzteren zu zählen ich mir zur Ehre mache, und mögen Sie stets der wahren Hochachtung und treuen Ergebenheit versichert sein, mit welcher ich verbleibe

Ihr wohlgeneigter

Dresden, den 26. Oktober 1851. Friedrich August m. p.

142. Peter Schlemihl verkauft seinen Schatten.

(Peter Schlemihls wundersame Geschichte, mitgetheilt von Adalbert v. Chamisso. J. E. Hitzigs Ausgabe. (Nürnberg) S. 1—16.)

1. Nach einer glücklichen, jedoch für mich sehr beschwerlichen Seefahrt, erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Bote an's Land kam, belud ich mich selbst mit meiner kleinen Habseligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend gieng ich in das nächste, geringste Haus hinein, vor welchem ich ein Schild hängen sah. Ich begehrte ein Zimmer, der Hausknecht maß mich mit einem Blick und führte mich unter's Dach. Ich ließ mir frisches Wasser geben, und genau beschreiben, wo ich den Herrn Thomas John aufzu-

suchen habe: — „Vor dem Norderthor, das erste Landhaus zur rechten Hand, ein großes, neues Haus, von roth und weißem Marmor mit vielen Säulen.“ Gut. — Es war noch früh an der Zeit, ich schnürte sogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten schwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine besten Kleider, steckte das Empfehlungsschreiben zu mir, und setzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne, der mir bei meinen bescheidenen Hoffnungen förderlich sein sollte.

Nachdem ich die lange Norderstraße hinaufgestiegen und das Thor erreicht, sah ich bald die Säulen durch das grüne schimmern; — also hier, dachte ich. Ich wischte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, setzte mein Halstuch in Ordnung, und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Thür sprang auf. Auf dem Flur hatt' ich ein Verhör zu bestehn, der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre, in den Park gerufen zu werden, wo Herr John — mit einer kleinen Gesellschaft sich ergieng. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze seiner wohlbeleibten Selbstzufriedenheit. Er empfieng mich sehr gut, wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte sich sogar gegen mich, ohne sich jedoch von der übrigen Gesellschaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. — „So, so! von meinem Bruder; ich habe lange nichts von ihm gehört. Er ist doch gesund? — Dort — fuhr er gegen die Gesellschaft fort, ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem Brief auf einen Hügel — dort laß' ich das neue Gebäude aufführen.“

Er brach das Siegel auf und das Gespräch nicht ab, das sich auf den Reichtum lenkte. „Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million,“ warf er hinein, „der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!“ „O wie wahr!“ rief ich aus mit vollem überströmenden Gefühl. Das muste ihm gefallen, er lächelte mich an und sagte: „Bleiben Sie hier, lieber Freund, nachher hab' ich vielleicht Zeit, Ihnen zu sagen, was ich hiezu denke,“ er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zur Gesellschaft. — Er bot einer jungen Dame den Arm, andere Herren bemühten sich um andere und man wallte dem rosenumblühten Hügel zu.

Ich schlich hinterher, ohne jemanden beschwerlich zu fallen, denn

keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, es ward getändelt und gescherzt, man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich ergieng besonders der Witz über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd, um von allem dem vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt, um den Sinn auf solche Räthsel zu haben.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Fanny, wie es schien, die Herrin des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen, sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Rosen floss Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereignis brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde englisch Pflaster gesucht. Ein stiller, dünner, hagrer, länglichter, ältlicher Mann, der neben mir gieng, und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schoßtasche seines altfränkischen, grautaffetnen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie, und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das verlangte. Sie empfieng es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank, die Wunde ward verbunden, und man gieng weiter den Hügel hinan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermesslichen Ozean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punkt erschien am Horizont zwischen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!" rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schönen Dollond hervorgezogen und es dem Herrn John eingehändigt. Dieser, es sogleich an das Aug bringend, benachrichtigte die Gesellschaft, es sei das Schiff, das gestern ausgelaufen, und das widrige Winde im Angesicht des Hafens zurückhielten. Das Fernrohr gieng von Hand zu Hand und nicht wieder in die des Eigentümers; ich aber sah verwundert den Mann an, und wuste nicht, wie die große Maschine aus der winzigen Tasche herausgekommen war; es schien aber niemanden aufgefallen zu sein, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann, als um mich selber.

Erfrischungen wurden gereicht, das seltenste Obst aller Zonen in den kostbarsten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anstand und richtete da zum zweiten mal ein Wort an mich: „Essen Sie nur, das haben Sie auf der See nicht gehabt." Ich verbeugte mich, aber er sah es nicht, er sprach schon mit jemand anderm. Man hätte sich gern auf den Rasen am Abhange des Hügels der ausgespannten Landschaft gegenüber gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht gescheut. Es wäre göttlich, meinte wer aus der Gesellschaft, wenn man türkische Teppiche hätte, sie hier auszubreiten. Der Wunsch war nicht sobald ausgesprochen, als schon der Mann im grauen Rock die Hand in der Tasche hatte, und mit bescheidener, ja demüthiger Gebärde einen reichen, golddurchwirkten türkischen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als müsse es so sein, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Gesellschaft nahm ohne Umstände Platz darauf; ich wiederum sah betroffen den Mann, die Tasche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wissend, was ich dazu denken sollte, besonders da niemand etwas merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufschluss über den Mann gehabt, und gefragt, wer er sei, nur wust' ich nicht, an wen ich mich richten sollte, denn ich fürchtete mich fast noch mehr von den Herren Bedienten, als vor den bedienten Herren. Ich fasste endlich ein Herz, und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Ansehen schien als die andern, und der öfter allein gestanden hatte. Ich bat ihn leise, mir zu sagen, wer der gefällige Mann sei dort im grauen Kleide. — „Dieser, der wie ein Ende Zwirn aussieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?" Ja, der allein steht — „den kenne ich nicht," gab er mir zur Antwort, und wie es schien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden, wandte er sich weg und sprach von gleichgültigen Dingen mit einem andern.

Die Sonne fieng jetzt stärker zu scheinen an und ward den Damen beschwerlich; Fanny richtete nachlässig an den grauen Mann, den, so viel ich weiß, noch niemand angeredet hatte, die leichtsinnige Frage, ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei sich habe? Er beant-

wortete sie durch eine so tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte schon die Hand in der Tasche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schnüre, Eisenwerk, kurz alles, was zu dem prachtvollsten Lustzelt gehört, herauskommen sah. Die jungen Herren halfen es ausspannen, und es überhieng die ganze Ausdehnung des Teppichs — und keiner fand noch etwas außerordentliches darin. —

Mir war schon lang unheimlich, ja graulich zu Muthe, wie ward mir vollends, als beim nächst ausgesprochenen Wunsch ich ihn noch aus seiner Tasche drei Reitpferde, ich sage dir, drei schöne, große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen sah! — denke dir, um Gotteswillen! drei gesattelte Pferde noch aus derselben Tasche, woraus schon eine Brieftasche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Lustzelt von derselben Größe und alle dazu gehörigen Stangen und Eisen herausgekommen waren! — Wenn ich dir nicht betheuerte, es selbst mit eigenen Augen angesehen zu haben, würdest du es gewis nicht glauben. —

So verlegen und demüthig der Mann selbst zu sein schien, so wenig Aufmerksamkeit ihm auch die andern schenkten, so ward mir doch seine blasse Erscheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, so schauerlich, dass ich sie nicht länger ertragen konnte.

Ich beschloss, mich aus der Gesellschaft zu stelen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darinnen spielte, mir ein leichtes schien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück beim Herrn John wieder versuchen, und, wenn ich den Muth dazu fände, ihn über den seltsamen grauen Mann befragen. — Wäre es mir nur so zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich schon wirklich durch den Rosenhain, den Hügel hinab, glücklich geschlichen, und befand mich auf einem freien Rasenplatz, als ich aus Furcht, außer den Wegen durch's Gras gehend angetroffen zu werden, einen forschenden Blick um mich warf. — Wie erschrack ich, als ich den Mann im grauen Rocke hinter mir her und auf mich zukommen sah. Er nahm sogleich den Hut vor mir ab, und verneigte sich so tief, als noch niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu sein, es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich

wieder, und stand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich sah ihn voller Furcht stier an, und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat. Es selber schien sehr verlegen zu sein; er hob den Blick nicht auf, verbeugte sich zu verschiedenen malen, trat näher, und redete mich an mit leiser, unsicherer Stimme, ungefähr im Tone eines bettelnden.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn ich es wage, ihn so unbekannter Weise aufzusuchen, ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigst," — „aber um Gotteswillen, mein Herr!" brach ich in meiner Angst aus, „was kann ich für einen Mann thun, der —" wir stutzten beide, und wurden, wie mir dünkt, roth.

Er nahm nach einem Augenblick des schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoſs, mich in Ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige male — erlauben Sie, daſs ich es Ihnen sage — wirklich mit unaussprechlicher Bewunderung den schönen, schönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichsam mit einer gewissen edlen Verachtung, ohne selbst darauf zu merken, von sich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumuthung. Sollten Sie sich wohl nicht abgeneigt finden, mir diesen Ihren Schatten zu überlassen?"

Er schwieg, und mir giengs wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was sollt ich aus dem seltsamen Antrag machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt sein, dachte ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demuth des seinigen besser paſste, erwiederte ich also:

„Ei, ei! guter Freund, habt Ihr denn nicht an Eurem eignen Schatten genug? das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz absonderlichen Sorte." Er fiel sogleich wieder ein: „Ich habe in meiner Tasche manches, was dem Herrn nicht ganz unwert scheinen möchte; für diesen unschätzbaren Schatten halt ich den höchsten Preis zu gering."

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Tasche erinnert ward, und ich wuſte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort, und suchte es, wo möglich, mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

„Aber, mein Herr, verzeihen Sie Ihrem unterthänigsten Knecht. Ich verstehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut, wie könnt' ich nur

meinen Schatten — —“ Er unterbrach mich: „Ich erbitte mir nur Dero Erlaubnis, hier auf der Stelle diesen edlen Schatten aufheben zu dürfen und zu mir zu stecken; wie ich das mache, sei meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn überlasse ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der Tasche bei mir führe: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechselpfennige, Raubthaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch das wird wohl nichts für Sie sein; besser, Fortunati Wünschhütlein, neu und haltbar wieder restauriert; auch ein Glücksseckel, wie der seine gewesen.“ — „Fortunati Glücksseckel?“ fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angst auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel und es flimmerte mir wie doppelte Dukaten vor den Augen. —

„Belieben gnädigst der Herr diesen Seckel zu besichtigen und zu erproben.“ Er steckte die Hand in die Tasche und zog einen mäßig großen, festgenähten Beutel von starkem Korduanleder, an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir selbigen ein. Ich griff hinein und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm schnell die Hand hin: „Topp! der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten.“ Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten, und zuletzt einstecken.

Er stand auf, verbeugte sich noch einmal vor mir und zog sich dann nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkt, ich hörte ihn da leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest, rund um mich her war die Erde sonnenhell, und in mir war noch keine Besinnung.

2. Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße und nahm meinen

Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zu gieng, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!" — Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren." „Danke, Mütterchen!" Ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rath hin und trat unter die Bäume.

Am Thore must' ich gleich wieder von der Schildwache hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen? und gleich wieder darauf von ein Paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!" Das fieng an mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das gieng aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen muste, und zwar zu meinem Unheil in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule giengen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, dass mir ein Schatten fehle. Er verrieth mich mit großem Geschrei der sämmtlichen litterarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu rezensieren und mit Koth zu bewerfen anfieng. „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne giengen." Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie und sprang in einen Mietswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fieng ich bitterlich an zu weinen. Es muste schon die Ahnung in mir aufsteigen, dass, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichtum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden.

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirtshause hielt; ich erschrack über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfieng den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu

fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen und verschloss mich darin, so bald ich konnte.

Was denkest du, dass ich nun anfieng? — O mein lieber Chamisso, selbst vor dir es zu gestehen, macht mich erröthen. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wuth, die wie eine flackernde Feuersbrunst sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich und schritt darüber hin und ließ es klirren, und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So vergieng der Tag, der Abend, ich schloss meine Thür nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde, und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von dir, es ward mir, als stünde ich hinter der Glasthüre deines kleinen Zimmers und sähe dich von da an deinem Arbeitstische zwischen einem Skelet und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen; vor dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen, auf deinem Sofa lagen ein Band Göthe und der Zauberring; ich betrachtete dich lange und jedes Ding in deiner Stube, und dann dich wieder, du rührtest dich aber nicht, du holtest auch nicht Atem, du warst tot.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Unwillen und Überdruss dieses Gold, an dem ich kurz vorher mein thörichtes Herz gesättiget; nun wust' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben — ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte. — Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich muste mich bequemen, es mühsam und mit sauerm Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinet stand, zu schleppen, und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl und

erwartete, dass sich Leute im Hause zu regen anfiengen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen und den Wirt zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Manne die künftige Einrichtung meines Hauses. Er empfahl mir für den näheren Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düsteres Loß ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden; es schien mir aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwebte indes über meinen Zustand in den ängstigendsten Zweifeln. Ich wagte keinen Schritt aus meiner Thür und ließ Abends vierzig Wachskerzen in meinem Sal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beschloss, so viel Muth ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. — Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Abends spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen und schlich, zitternd wie ein Verbrecher, aus dem Hause. Erst auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich so weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefasst, mein Schicksal aus dem Munde der vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles dessen, was ich erdulden muste. Die Frauen bezeugten oft das tiefste Mitleid, das ich ihnen einflößte; Äußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmüthige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken, wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten warfen. Ein Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese bedächtig nur vor ihre Füße sahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrack sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte

ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken, und gieng lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend ins dunkel zurück. Ich muste mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Am andern Tage war meine erste Sorge, nach dem Manne im grauen Rocke überall suchen zu lassen. Vielleicht sollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden, und wie glücklich, wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen sollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen, er schien Gewandtheit und Geschick zu besitzen, ich schilderte ihm genau den Mann, in dessen Besitz ein Schatz sich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual sei. Ich sagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn gesehen; beschrieb ihm alle, die zugegen gewesen, und fügte dieses Zeichen noch hinzu: er solle sich nach einem Dollond'schen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkischen Teppich, nach einem Prachtlustzelt, und endlich nach den schwarzen Reithengsten genau erkundigen, deren Geschichte, ohne zu bestimmen wie, mit der des räthselhaften Mannes zusammenhienge, welcher allen unbedeutend geschienen und dessen Erscheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerstört hatte.

Wie ich ausgeredet, holt' ich Gold her, eine Last, wie ich sie nur zu tragen vermochte, und legte Edelsteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Wert. „Bendel," sprach ich, „dieses ebnet viele Wege und macht vieles leicht, was unmöglich schien; sei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, sondern geh' und erfreue deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen seine alleinige Hoffnung beruht."

Er gieng. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von seinen Gästen, er hatte alle gesprochen, wuste sich nur entfernt an den Mann im grauen Rock zu erinnern. Der neue Teleskop war da, und keiner wuste, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren da noch auf demselben Hügel ausgebreitet und aufgeschlagen; die Knechte rühmten den Reichtum ihres Herrn, und keiner wuste, von wannen diese neuen Kostbarkeiten ihm zugekommen. Er selbst hatte sein Wohlgefallen daran und

ihn kümmerte es nicht, dafs er nicht wisse, woher er sie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die sie geritten, in ihren Ställen, und sie priesen die Freigebigkeit des Herrn John, der sie ihnen an jenem Tage geschenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, dessen rascher Eifer und verständige Führung auch bei so fruchtlosem Erfolge mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düster, mich allein zu lassen.

„Ich habe," hub er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgestattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigsten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh jemand gegeben, welchem ich vor der Thür begegnete, da ich zu dem Geschäfte ausgieng, wo ich so unglücklich gewesen. Die eigenen Worte des Mannes waren: „Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr sehen, da ich übers Meer gehe und ein günstiger Wind mich so eben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn selber aufzusuchen und ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geschäft vorzuschlagen. Empfehlen Sie mich ihm unterthänigst und versichern ihn meines Dankes." Ich fragte ihn, wer er wäre, er sagte aber, Sie kennten ihn schon.

„Wie sah der Mann aus?" rief ich voller Ahnung. Und Bendel beschrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, Wort für Wort, wie er getreu in seiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er sich erkundigt.

„Unglücklicher!" schrie ich händeringend, „das war er ja selbst!" und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. — „Ja, er war es, war es wirklich!" rief er erschreckt aus, „und ich verblendeter, blödsinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt und meinen Herrn verrathen!"

Er brach, heiß weinend, in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber aus, und die Verzweiflung, in der er war, muste mir selber Mitleiden einflößen. Ich sprach ihm Trost ein, versicherte ihm wiederholt, ich setzte keinen Zweifel in seine Treue, und schickte ihn alsbald nach dem Hafen, um wo möglich die Spuren des seltsamen Mannes zu verfolgen. Aber an diesem selben Morgen waren sehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelau-

fen, alle nach anderen Weltstrichen, alle nach anderen Küsten bestimmt, und der graue Mann war spurlos wie ein Schatten verschwunden. *)

143. Die weiße Schlange.

(Volksmärchen. Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Nr. 17.)

Es ist nun schon lange her, da lebte ein König, dessen Weisheit im ganzen Lande berühmt war. Nichts blieb ihm unbekannt, und es war als ob ihm Nachricht von den verborgensten Dingen durch die Luft zugetragen würde. Er hatte aber eine seltsame Sitte. Jeden Mittag, wenn von der Tafel alles abgetragen und niemand mehr zugegen war, muste ein vertrauter Diener noch eine Schüssel bringen. Sie war aber zugedeckt, und der Diener wuste selbst nicht, was darin lag, und kein Mensch wuste es, denn der König deckte sie nicht eher auf und aß nicht davon, bis er ganz allein war. Das hatte schon lange Zeit gedauert, da überkam eines Tages den Diener, als er die Schüssel wieder wegtrug, die Neugierde so heftig, dass er nicht widerstehen konnte, sondern die Schüssel in seine Kammer brachte. Er ver-

---

*) Die ganze Erzählung hat 82 Seiten. — Der Schatten, der für eitles Gold hingegeben, braucht gerade nicht gedeutet zu werden. Wie die echteste, reinste Poesie, z. B. das Volksmärchen, sich jeder Deutung entzieht, so auch diese Erzählung, die einem Kunstmärchen ähnlich sieht. Der aus Frankreich (Schloss Boncourt) stammende deutsche Dichter schrieb es im verhängnisvollen Jahre 1813. Der Kampf gegen sein früheres Vaterland muste für Chamisso peinlich sein. Durch das niederschreiben dieses Märchens machte der Dichter seinem Herzen Luft. Chamisso selbst schreibt: „Die Weltereignisse vom Jahre 1813, an denen ich nicht thätigen Antheil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland — zerrissen mich wiederholt, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen und die Kinder meines Freundes Hitzig zu ergötzen, das Märchen Peter Schlemihl, das in Deutschland günstig aufgenommen und in England volkstümlich geworden ist."

Dann machte Chamisso eine Seereise, kehrte 1818 nach Berlin zurück, und erst in den 20er Jahren entfaltete er sein poetisches Talent.

„Ein Fremdling war er erst dem deutschen Norden,
in Sitt' und Sprache and'rer Stämme Sohn,
und wer ist heimischer als er geworden?"

Was Chamisso verloren, das hat er wieder gefunden. Schlemihl sucht aber seinen Schatten wahrscheinlich noch; der thörichten Schlemihle, nur anderer Art, gibt's ja eine Menge.

schloss die Thüre sorgfältig, hob den Deckel auf, und da sah er, dass eine weiße Schlange darin lag. Bei ihrem Anblick konnte er die Lust nicht zurückhalten, sie zu kosten; er schnitt ein Stückchen davon ab und steckte es in den Mund. Kaum aber hatte es seine Zunge berührt, so hörte er vor seinem Fenster ein seltsames Gewisper von feinen Stimmen. Er gieng und horchte, da merkte er, dass es die Sperlinge waren, die mit einander sprachen und sich allerlei erzählten, was sie im Felde und Walde gesehen hatten. Der Genuss der Schlange hatte ihm die Fähigkeit verliehen, die Sprache der Thiere zu verstehen.

Nun trug es sich zu, dass gerade an diesem Tage der Königin ihr schönster Ring fort kam, und auf den vertrauten Diener, der überall Zugang hatte, der Verdacht fiel, er habe ihn gestolen. Der König ließ ihn vor sich kommen und drohte ihm unter heftigen Scheltworten, wenn er bis morgen den Thäter nicht zu nennen wisse, so solle er dafür angesehen und hingerichtet werden. Es half nichts, dass er seine Unschuld betheuerte, er ward mit keinem bessern Bescheid entlassen. In seiner Unruhe und Angst gieng er hinab auf den Hof, und bedachte wie er sich aus seiner Noth helfen könne. Da saßen die Enten an einem fließenden Wasser friedlich neben einander und ruhten sich, putzten sich mit ihren Schnäbeln glatt, und hielten ein vertrauliches Gespräch. Der Diener blieb stehen und hörte ihnen zu. Sie erzählten sich, wo sie heute morgen all herumgewackelt wären, und was für gutes Futter sie gefunden hätten; da sagte eine verdrießlich: „Mir liegt etwas schwer im Magen, ich habe einen Ring, der unter der Königin Fenster lag, in der Hast mit hinunter geschluckt.“ Da packte sie der Diener gleich beim Kragen, trug sie in die Küche, und sprach zum Koch: „schlachte doch diese fette zuerst ab.“ „Ja,“ sagte der Koch, und wog sie in der Hand, „die hat schon lange darauf gewartet und gibt einen guten Braten,“ und schnitt ihr den Hals ab. Und als sie ausgenommen wurde, so fand sich der Ring der Königin in ihrem Magen. Der Diener konnte nun leicht vor dem Könige seine Unschuld beweisen, und da dieser sein Unrecht wieder gut machen wollte, erlaubte er ihm, sich eine Gnade auszubitten, und versprach ihm die gröste Ehrenstelle, die er sich an seinem Hofe wünschte.

Der Diener schlug alles aus, und bat nur um ein Pferd und

Reisegeld, denn er hatte Lust, die Welt zu sehen und eine Weile darin herum zu ziehen. Er machte sich auf den Weg und kam eines Tages zu einem Teich, da bemerkte er drei Fische, die sich im Rohr gefangen hatten und nach Wasser schnappten. Da er die Thiersprache verstand, so hörte er wie sie klagten, dass sie so elend umkommen müsten. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so stieg er vom Pferde ab und setzte die drei Gefangenen wieder ins Wasser. Sie zappelten vor Freude und riefen ihrem Erretter zu: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten." Er ritt darauf weiter, und nach einem Weilchen kam es ihm vor, als hörte er zu seinen Füßen in dem Sand eine Stimme. Er horchte und vernahm, wie sich ein Ameisenkönig beklagte: „Wenn uns nur die Menschen mit den plumpen Thieren vom Leibe blieben! Da tritt mir das ungeschickte Pferd mit seinen schweren Hufen meine Leute ohne Barmherzigkeit nieder!" Er lenkte auf einen Seitenweg ein, und der Ameisenkönig rief ihm zu: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten." Da führte ihn der Weg in einen Wald, und er sah zwei Rabeneltern, die standen bei ihrem Nest und warfen ihre Jungen heraus. „Fort mit euch, ihr Galgenschwengel," riefen sie, „wir können euch nicht mehr satt machen, ihr seid groß genug und könnt euch selbst ernähren." Die armen Jungen lagen auf der Erde, flatterten und schlugen mit ihren Fittichen, und schrien: „Wir hilflosen Kinder, wir sollen uns ernähren und können noch nicht fliegen! Uns bleibt nichts übrig, als hier Hungers zu sterben." Da stieg der gute Jüngling ab, tötete das Pferd mit seinem Degen und überließ es den jungen Raben zum Futter. Die kamen herbeigehüpft, sättigten sich und riefen: „Wir wollen dir's gedenken und dir's vergelten."

Er muste jetzt zu Fuße weiter gehen, und als er lange Wege gegangen war, kam er in eine große Stadt. Da war großer Lärm und Gedränge in den Straßen, und kam einer zu Pferde und machte bekannt: „die Königstochter suche einen Gemahl, wer sich aber um sie bewerben wolle, der müsse eine schwere Aufgabe vollbringen, und könne er es nicht glücklich ausführen, so habe er sein Leben verwirkt." Viele hatten es schon versucht, aber vergeblich ihr Leben daran gesetzt. Der Jüngling, als er die Königstochter in ihrer großen Schönheit

sah, vergaß alle Gefahr, trat vor den König und meldete sich als Freier.

Er ward hinaus ans Meer geführt, und vor seinen Augen ein goldener Ring hineingeworfen; dann ward ihm aufgegeben den Ring aus dem Grunde herauszuholen, und ihm gedroht, wenn er ohne ihn wieder in die Höhe käme, so würde er auf's neue hinabgestürzt und müsse in den Wellen umkommen. Alle bedauerten den schönen Jüngling, und ließen ihn einsam am Meer zurück. Da stand er unentschlossen am Ufer und überlegte, was er wohl thun sollte, als er auf einmal drei Fische daher schwimmen sah, und es waren keine anderen als jene, welchen er das Leben gerettet hatte. Der mittelste hielt eine Muschel im Munde, die er an den Strand zu den Füßen des Jünglings hinlegte, und als dieser sie aufhob und öffnete, so lag der Goldring darin. Voll Freude brachte er ihn dem Könige, und erwartete, daſs er ihm dafür den verheißenen Lohn gewähren würde. Die stolze Königstochter aber, als sie vernahm, daſs er ihr nicht ebenbürtig war, verschmähte ihn und verlangte, er sollte erst eine zweite Aufgabe lösen. Sie gieng hinab in den Garten und streute selbst zehn Säcke voll Hirsen in's Gras. „Die muß er morgen, eh' die Sonne hervor kommt, aufgelesen haben," sprach sie, „und darf kein Körnchen fehlen." Vergeblich sann der Jüngling, wie er diese Forderung erfüllen könnte, er saß traurig im Garten und erwartete, bei Anbruch des Morgens zum Tode geführt zu werden. Als aber die ersten Sonnenstralen in den Garten fielen, so sah er die zehn Säcke alle wohl gefüllt neben einander stehen, und kein Körnchen fehlte darin. Der Ameisenkönig war mit seinen vielen tausend Ameisen in der Nacht herangekommen, und die dankbaren Thiere hatten den Hirsen mit großer Emsigkeit gelesen und in die Säcke gesammelt. Die Königstochter kam selbst in den Garten herab, und sah mit Verwunderung, daſs der Jüngling vollbracht hatte, was ihm aufgegeben war. Aber sie konnte ihr stolzes Herz noch nicht bezwingen, und sprach: „Hat er auch die beiden Aufgaben gelöst, so soll er doch nicht eher mein Gemal werden, bis er mir einen Apfel vom Baume des Lebens gebracht hat." Der Jüngling hätte aber niemals den Baum des Lebens gefunden, wenn die jungen Raben, die dankbar für ihre Erhal-

tung waren, sich seiner nicht angenommen hätten. Sie waren indessen groß geworden und waren ihrem Erretter nachgezogen, und als sie hörten, was die Königstochter forderte, flogen sie zu dem Baume des Lebens, und einer brachte im Schnabel einen Apfel, den er in die Hand des Jünglings fallen ließ. Er überreichte ihn der schönen Jungfrau, und da auch die letzte Bedingung erfüllt war, so blieb keine Ausrede mehr übrig. Sie ward seine Gemahlin, und als der alte König starb, erhielt er die Krone, und sie erreichten in ungestörtem Glück ein hohes Alter.

144. Das verlorne Paar.

(Eine Volkssage. „Alpensagen" von Th. Vernaleken. S. 62.)

Einst zog ein reiches Brautpaar sammt einem kleinen Gefolge aus einem Dorfe in ein nahe liegendes, um dort bei den Eltern der Braut das Hochzeitfest zu feiern. Fröhlich mit Begleitung einiger Musiker zogen sie die Straße entlang und kamen zum Untersberg (bei Salzburg). Hier angelangt, fieng einer aus der Gesellschaft an zu erzählen, dass in dieser Gegend ein Kaiser mit einem bedeutenden Heere verschwunden sei, und dass von jener Zeit hier Geister erscheinen, welche die in dieser Gegend wandernden beschenken. Sogleich fieng der Bräutigam an, den Geist zu rufen und zu bitten, er möge sie mit etwas beschenken. Auf einmal öffnete sich der Berg, und ein grau gekleideter kleiner Mann mit silberweißen Haaren erschien, der ihnen eine Thür in das innere zeigte. Die ganze Gesellschaft folgte ihm nach, und sie kamen in eine Reihe schöner Zimmer, wo in einem eine Tafel gedeckt war, und die Speisen und Getränke aufgetragen waren. Die ermüdeten Brautleute und die andern setzten sich zu Tische und ließen nicht viel übrig. Nach dem Mahle bedurften aber alle des Schlafes, weil sie etwas viel getrunken hatten. Beim Tische sitzend schlummerte alles ruhig. Als sie erwachten, führte sie der Berggeist hinaus. Bei Tage kamen sie an die Erdoberfläche, allein sonderbar, alles hatte sich ihnen während dieser Zeit ganz verändert. Die in dieser Gegend wohnenden verstanden ihre Sprache nicht, überhaupt schien es ihnen, als seien sie in einem ganz fremden Lande.

Nach mehreren Tagen kamen sie in ein Dorf. Sie fragten, wie es heiße, und sie erhielten den ihnen erwünschten Namen zur Antwort. Aber auch hier schienen sie nicht zu Hause zu sein. Sie suchten ihre Wohnhäuser und fanden sie nicht; denn an ihrer Stelle stunden ganz andere neugebaute Häuser. Sie begaben sich zum Pfarrer und erzählten ihm alles, was geschehen war. Dieser schlug seine Bücher auf, und fand wirklich, dass vor hundert Jahren ein junges Brautpaar nebst einigen Menschen verloren gegangen sei.

145. Das wissen.

(E. Röth, Geschichte der abendländ. Philosophie. 1846. I. S. 2—8.)

1. Unser gesammtes wissen besteht aus zwei großen, unter einander sehr verschiedenen Gebieten. Das erste umfasst die Kunde von all den zahllosen einzelnen Erscheinungen, die das in seinen Theilen und in seinem Umfang unendliche Weltall unserer Warnehmung und Beobachtung darbietet. Dieß ist der Kreis unserer Kenntnisse.

Das zweite Gebiet des wissens besteht aus unseren Einsichten von den der Erscheinungswelt zu Grunde liegenden allgemeinen Ursachen und den Gesetzen ihrer Thätigkeit. Dieß ist der Kreis unserer Erkenntnisse.

Das erste Gebiet, das unserer Kenntnisse, bietet den Anblick einer unendlichen, scheinbar regellosen Mannigfaltigkeit dar. Die in dem Weltall bemerkbaren Einzeldinge, ihre Thätigkeiten und Zustände, die Erscheinungen, welche das in einem ewigen Fluss der Entwickelung begriffene Weltganze der Sinnenwarnehmung unaufhörlich darbietet, machen den Gegenstand dieses Wissensgebietes aus. Alle unsere Erfahrungswissenschaften gehören dahin, und bestehen nur aus einer geordneten Zusammenstellung unserer Kenntnisse von den Einzeldingen und Einzelerscheinungen, mögen sie nun die einzelnen Theile der Außenwelt und der in ihr warnehmbaren Erscheinungen, die Gegenstände der äußeren Erfahrung, betreffen oder die einzelnen Kräfte und Erscheinungen unseres eigenen Geistes, die Gegenstände der inneren Erfahrung. Das gesammte Ergebnis aller dieser einzelnen Erfahrungswissenschaften, sowohl über die Gegenstände der äußeren als der inneren Erfahrung, vereinigt sich zu einem großen

ganzen, zu einem Gesammtbilde der Erscheinungswelt, zu unserer Weltanschauung. Unsere Weltanschauung entsteht demnach aus der Gesammtheit jener unendlichen Mannigfaltigkeit unserer Kenntnisse von den einzelnen Dingen und den einzelnen Erscheinungen. Diese Erscheinungen richtig, d. h. übereinstimmend mit der Wirklichkeit und gesondert von den Teuschungen des Sinnenscheines, darzustellen, ist die ganze Aufgabe der Erfahrungswissenschaften.

Dieß Gesammtbild der Erscheinungswelt, unsere Weltanschauung, bietet nun den Stoff für jene höhere, dem menschlichen Geist eigentlich und ausschließlich zukommende Denkthätigkeit dar, welche darin besteht, diese unendliche Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen auf eine innere Einheit zurückzuführen. Dieß ist die Aufgabe unserer Erkenntnis, die das zweite, höhere Gebiet unseres wissens bildet. Dieß höhere Gebiet unseres wissens soll die Enthüllung einer tieferen Ordnung und Gesetzmäßigkeit darbieten, welche hinter jener äußerlichen Regellosigkeit der Erscheinungen verborgen liegt; es enthält die Versuche, welche der menschliche Geist gemacht hat, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in eine kleine Zahl allgemeiner Ursachen aufzulösen, die Gesetze ihrer Thätigkeiten nachzuweisen und die gesammte Erscheinungswelt auf eine einfache letzte Ursache, die Gottheit, zurückzuführen.

Denn eine solche Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aufzusuchen und dem gemäß auch das ganze seiner Erkenntnis, die ein möglichst getreues Spiegelbild der Wirklichkeit sein soll, auf eine solche Einheit zurückzuführen, dazu treibt den menschlichen Geist mit Nothwendigkeit theils die innere Natur seines denkens, weil die Begriffsbildung selber aus der Mannigfaltigkeit der Warnehmungen nach einer solchen Einheit hin aufsteigend vor sich geht, theils die Beobachtung der Erscheinungswelt, die ihm durch tausend Spuren eine solche Einheit verräth.

Ein solches Gebäude der gesammten Erkenntnis, zurückgeführt auf eine letzte und höchste Einheit, an welche sich die einzelnen Erkenntnisse geordnet anreihten, dieß würde, wenn es vorhanden wäre, die Philosophie, die Erkenntniswissenschaft sein. Die Philosophie würde dann die Einsichten aus den in sämmtlichen Erfahrungswissen-

schaften angesammelten Kenntnissen in sich vereinigen, und jede Erfahrungswissenschaft würde mit ihren letzten und höchsten Ergebnissen in diese Erkenntniswissenschaft, in die Philosophie, hineinreichen. Diese Vorstellung von der Philosophie, als von einem die sämmtlichen Erfahrungswissenschaften umfassenden Erkenntnisganzen, war es, welche dem Aristoteles vorschwebte. Ein solches Erkenntnisganzes aus den zu seiner Zeit vorhandenen Kenntnissen aufzubauen und in seinen Schriften der Nachwelt zu hinterlassen, war das Ziel seiner Anstrengungen und die Frucht seines Lebens.

2. Eben so verschieden wie in ihrem Wesen sind diese beiden Wissensgebiete, das der Erfahrungswissenschaften und das der Philosophie, auch in ihrer Entstehungsweise. Der Kreis unserer Kenntnisse entsteht aus unseren Warnehmungen, aus der Erfahrung und der Beobachtung der Erscheinungen. Der Kreis unserer Erkenntnisse dagegen entsteht aus der reinen Thätigkeit unseres denkens über die vermittelst der Warnehmungen uns zugekommenen Kenntnisse von der Erscheinungswelt. Die Kenntnisse sind der Stoff, aus denen sich unser Geist die Erkenntnisse bildet. Obgleich also die Erkenntnisse ein reines Erzeugnis unserer geistigen Thätigkeit, unseres denkens sind, so haben sie doch keineswegs ein von der Erscheinungswelt und der Erfahrung unabhängiges Dasein. Denn wenn uns auch die Erkenntnisse nicht unmittelbar durch die Erfahrung geboten werden, sondern der menschliche Geist selber durch eine schöpferische Thätigkeit sie erzeugt, so würde doch ohne die Kenntnis der Erscheinungswelt diese schöpferische Thätigkeit des Geistes nicht stattfinden können, weil ihr der Stoff zur Erzeugung der Erkenntnisse fehlen würde.

Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daſs das menschliche denken aus sich selber, unabhängig von der Erscheinungswelt, Erkenntnis erzeugen könne; ein Irrtum, der auf einer Selbstteuschung beruht, zunächst veranlaßt durch die Art und Weise, wie der menschliche Geist sich die Erkenntnis über seine eigene Natur erzeugt. Weil man hierzu keiner Erfahrung aus der Außenwelt bedarf, so gerieth man auf den Wahn, als erzeuge das denken durch sich selbst, durch seine bloße eigene Thätigkeit die Erkenntnis, indem man übersah, daſs auch hier dem reinen denken, der Bildung der Begriffe und der durch sie ver-

mittelten Erzeugung der Erkenntnis, eine Warnehmung und Beobachtung der inneren Seelenzustände vorhergehen muß, also eine innere Erfahrung, welche zur Begriffs- und Erkenntnisbildung ebenso den Stoff hergibt, wie die außenweltliche Warnehmung und Erfahrung den Stoff zur Erzeugung der Erkenntnis über die Erscheinungswelt.

Eine zweite Veranlassung dieses Irrtums liegt darin, daſs die Bildung der Begriffe und der Erkenntnisse über die Erscheinungswelt in den meisten Fällen nicht aus den mittelbaren Warnehmungen der Erfahrung und Beobachtung hervorgeht, sondern ihren Stoff aus den Vorstellungen schöpft, d. h. aus den im Geiste angesammelten Eindrücken gehabter Warnehmungen, welche der Geist nach den Bedürfnissen der Begriffs- und Erkenntnisbildung nach freier Willkür in sich hervorzurufen vermag. Auch dieser Umstand konnte die Teuschung herbeiführen, als seien die so gebildeten Begriffe und Erkenntnisse freie Erzeugnisse des denkens, unabhängig von der Erscheinungswelt.

Eine dritte Veranlassung dieses Irrtums endlich ist die Art und Weise, wie der Geist die Erkenntnisse über das unendliche, die Gottheit, hervorbringt. Bei der Erzeugung aller Erkenntnis über Gegenstände der endlichen Erscheinungswelt liegt eine bestimmte Reihe von einzelnen Erscheinungen vor, deren Erklärung und Auslegung die zu bildende Erkenntnis enthalten soll. Die von dem Geiste durch das denken hervorgebrachte Lösung kann in einem solchen Falle unmittelbar mit den Erscheinungen verglichen und so ihre Richtigkeit bestimmt werden; denn richtig ist sie nur dann, wenn sie alle Erscheinungen genügend erklärt, also mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Bei allen Erkenntnissen hingegen, welche sich auf das unendliche und die Gottheit beziehen, sind es keine einzelnen Erscheinungen, deren Erklärung durch die Erkenntnis gegeben werden soll, sondern nur die allgemeine Weltanschauung im ganzen und großen. Nur unsere Vorstellungen von dem Weltganzen und in sofern die Gottheit als ein geistiges Wesen gedacht wird, die allgemeinen Ähnlichkeiten des einzigen geistigen Wesens, das wir unmittelbar durch die Erfahrung kennen, des menschlichen Geistes, diese sind es, welche den Stoff zu den Begriffs-

bildungen und Schlüssen darbieten, durch welche das denken eine annähernde Erkenntnis von diesen höchsten und schwierigsten Gegenständen zu erzeugen strebt. Bei den auf diese Weise hervorgebrachten Erkenntnissen kann also von keiner Prüfung ihrer Richtigkeit durch eine unmittelbare Vergleichung mit der Wirklichkeit die Rede sein, weil uns gerade über die schwierigsten Theile dieser Untersuchungen die Erscheinungswelt keine unmittelbaren Erfahrungen gewährt; sondern das einzige Prüfungsmittel dieser Art von Erkenntnissen sind die aus ihnen sich ergebenden Folgerungen, deren Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit der Erscheinungswelt die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Ansichten nachweist, aus denen sie hergeleitet sind. Weil auf solche Weise diese höchsten Erkenntnisse mit der Erfahrung aus der Erscheinungswelt in einer nur lockeren und entfernten Verbindung stehen, weder unmittelbar aus derselben hervorgehen, noch in Bezug auf ihre Richtigkeit unmittelbar an derselben geprüft werden können, so konnte die Meinung sich bilden, als entstünden sie ganz unabhängig von aller aus der Erscheinungswelt genommenen Erfahrung, und seien ein reines Erzeugnis der bloßen Denkthätigkeit.

Diese Meinung ist also ein bloßer Wahn; das reine denken kann unabhängig von der Erfahrungswelt keine Erkenntnis erzeugen; im Gegentheil, diese beiden Wissensgebiete, das unserer Kenntnisse, der Erfahrungswissenschaften, und das unserer Erkenntnisse, der Philosophie, hängen trotz der Verschiedenheit ihrer Entstehungsweise aufs engste mit einander zusammen, und unser Erkenntnisgebäude ist ganz von dem Stande unserer Erfahrungswissenschaft abhängig.

3. Wären nun die Erfahrungswissenschaften abgeschlossen, und umfassten unsere Kenntnisse wirklich das gesammte Feld der Erscheinungen, so wäre die Möglichkeit vorhanden, dass auch unsere Erkenntnisse, als die höchsten Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften, ein vollständiges, in sich abgeschlossenes ganze bildeten, wenigstens so weit es dem menschlichen Geiste möglich ist, sich eine sichere Erkenntnis überhaupt zu erzeugen. Denn alle höchsten und letzten Begriffe, unter die zwar alle übrigen untergeordnet werden, die aber selbst, eben als die höchsten, keinen noch höheren mehr untergeordnet werden können, so wie alle mit dem unendlichen, der Gottheit, in Verbindung

stehenden, sind theils nach der Natur unseres Begriffsgebäudes, theils nach der Natur unseres endlichen Geistes für unser denken in ihrem inneren Wesen unerfasslich, und nur auf negativem Wege annähernd erreichbar. Nur bei einem abgeschlossenen Stande der Erfahrungswissenschaften also könnte die Philosophie eine vollendete Wissenschaft sein, und würde die Erkenntnis der Wahrheit gewähren, wenigstens so weit ihr Besitz dem menschlichen Geiste vergönnt ist.

Es bedarf keiner besonderen Beweisführung, dass die Erfahrungswissenschaften von einem Zustande der Vollendung und Abgeschlossenheit noch unendlich weit entfernt sind. Es kann also schon aus diesem Grunde von einem vollendeten und abgeschlossenen Zustande des Erkenntniswissens, der Philosophie, von einem endlichen Besitze der Wahrheit, gar nicht die Rede sein.

Da nun der unvollständige Zustand des Erfahrungswissens keinen hinreichenden Stoff darbietet, um aus dem Erfahrungswissen selbst ein solches Erkenntnisganze hervorzubringen, so ist ein Denker, welcher ein vollständiges Erkenntnisgebäude aufstellen will, gezwungen, die Lücken des Erfahrungswissens durch sein eigenes schöpferisches denken zu ergänzen. Dieses schöpferische denken — die Spekulazion — besteht wesentlich darin, die Erkenntnisbestandtheile, welche sich in dem vorhandenen Vorstellungskreise schon vorfinden, von einem dem Denker eigentümlichen Standpunkte der Betrachtung aus, auf eine bisher noch nicht dagewesene Weise unter einander zu verknüpfen und so durch Folgerungen eine neue Erkenntnis zu erzeugen, wobei also die Neuheit der Erkenntnis nicht in der Neuheit der Erkenntnisbestandtheile, sondern nur in der Neuheit und Eigentümlichkeit ihrer Verknüpfung und der daraus gezogenen Folgerungen besteht. Auf diese Verknüpfung selbst aber gelangt der Denker gewöhnlich nicht durch eine in allen ihren Mittelgliedern nachweisbare Schlußfolgerung, sondern durch eine jener plötzlichen Ahnungen, eine jener Eingebungen, welche die unwillkürliche Frucht einer vorhergegangenen geistigen Aufregung sind. Auf diese Weise kann allerdings durch vorahnen der Wahrheit von begabteren Geistern die Erkenntnis wenigstens vorbereitet und angebahnt werden. Dieß ist so wahr, dass alle Fortschritte, selbst der Erfahrungswissenschaften, auf solchen Vorahnungen

der begabteren Geister beruhen, die in erleuchteten Augenblicken einer gesteigerten geistigen Erregtheit Wahrheiten erkannten, zu denen sie in diesem Augenblicke selbst den Weg einer regelmäßigen Beweisführung noch nicht bahnen konnten. In weit höherem Grade finden aber diese vorahnenden Vermuthungen bei denjenigen Gegenständen statt, die an den Grenzen unseres Erkenntnisvermögens liegen, und die gerade zu den höchsten Aufgaben der Philosophie gehören, d. h. den Vorstellungen vom geistigen, von dem unendlichen, der Gottheit.

146. Wissenschaft und Kunst.

(Rückert, Weisheit des Brahmanen. Bd. II. S. 12.)

Was unterscheidet Kunst von Wissenschaft? Das können;
dem muß den Vorrang doch das stolze wissen gönnen.
Wohl weiß die Wissenschaft, wie etwas sollte sein,
doch machen kann sie's nicht, das kannst du, Kunst, allein.

147. Zivilisazion, Kultur und Bildung; Gottesfurcht.

Die Zivilisazion ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußern Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden innern Gesinnung. Die Kultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich höheres und mehr innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt. (Wilh. v. Humboldt.)

Die Wissenschaft bewart die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter; aber was ist sie gegen die Grundlage des daseins wert; ich meine gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor den göttlichen Geboten? (Jak. Grimm.)

148. Wenn ein Lesebuch zu Ende ist.

(Fr. Rückert.)

Manch artig Büchlein lässt sich einmal lesen,
zu dem der Leser nie dann wiederkehrt;
doch was nicht zweimal lesenswert gewesen,
das war nicht einmal lesenswert.

Zeit-Tafel

zur Geschichte der deutschen Litteratur.

(Nur die bedeutendsten Erscheinungen andeutend; vergl. II. Littb. XII—XVI („Zeitübersicht“.)

370 Ulfilas (goth.)
840 Heliand (niederd.)
868 Otfried (hochd.)
1200 Walter von der Vogelweide (Minnegesang).
Hartmann von Aue (der arme Heinrich, Iwein).
1210 Nibelungenlied u. Gudrun.
Wolfram von Eschenbach (Parzival).
Gottfried von Straßburg (Tristan).
1228 Freidank.
1260 Sachsenspiegel und Schwabenspiegel.
1340 Johann Tauler.
1450 Volksbücher u. a. Prosa.
1494 Brants Narrenschiff.
1498 Reineke Vos (niederd.).
Geiler von Kaisersberg.
1534 Luthers Bibelübersetzung vollständig. Kirchenlied.
Hans Sachs. Seb. Frank.
1624 Opitz.
1642 Flemings Gedichte.
1660 Paul Gerhardt.
1669 Simplicissimus (Volksroman).
1730 Gottscheds krit. Dichtkunst.
1746 Gellerts Fabeln und Erzählungen.
1750 Klopstock.
1764 Winkelmanns Gesch. der Kunst des Altertums.
1765 Just. Möser (osnabrück. Geschichte).
1766 Wieland. Lessing.
1772 Göttinger Dichterverein (Voss ꝛc.)
1774 Herder.
1775 Göthe nach Weimar.
1781 Kants Kritik der reinen Vernunft.
Pestalozzi (Erzieher).
1787 Göthe in Italien (Iphigenie).
1794 Schiller und Göthe.
1800 Schillers Wallenstein. Lied von der Glocke.
Tieck (Genoveva; Don Quixote).
Schleiermacher. Wilh. von Humboldt.
A. W. Schlegel. Paul Richter.
Fichte u. Schelling (Philosophen).

1801 Pestalozzi (Wie Gertrud ihre Kinder lehrt).
1802 Herders Cid. Novalis.
1806 Arnim (des Knaben Wunderhorn).
E. M. Arndt.
1807 Göthe's Faust I.
J. Görres (die deutschen Volksbücher).
1808 Friedrich Schlegel.
Al. v. Humboldt („Ansichten der Natur").
J. P. Hebel.
1809 A. W. Schlegel (über dramatische Kunst).
Oken (Naturforscher).
1810 H. v. Kleist. J. v. Hammer.
1811 Niebuhr.
1812 Tiecks Phantasus.
Brüder Grimm (Märchen).
W. v. Humboldt.
1813 Arndts u. Körners Lieder.
1814 Rückert. Chamisso.
1815 L. Uhland. A. von Humboldts Reisen.
Fr. Chr. Schlossers Weltgeschichte.
1816 Br. Grimm (deut. Sagen).
1817 Ritters Erdkunde.
Grillparzer („Ahnfrau").
1819 Jak. Grimms deut. Gram.
J. L. Pyrker.
1821 Aug. Graf v. Platen.
Hoffmann von Fallersleben (Lieder).
1823 Friedr. Raumer (Geschichte der Hohenstaufen).
1824 Fr. Jacobs. L. Ranke.
Varnhagen von Ense.
1826 Tieck (Novellen).
Lachmann (der Nibelungen Noth).
1827 H. Heine (Lieder).
K. Simrock (Übersetzung des Nibelungenliedes).
1828 Steffens Novellen (die vier Norweger).
„Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe."
1830 A. Grün („der letzte Ritter").
1832 Göthe st. (Faust II.).
W. v. Humboldt (Sprachvergleichung).
1834 Rückert (gesam. Gedichte).
1835 Jakob Grimms deutsche Mythologie.
1836 Schlossers Geschichte des 18. u. 19. Jahrhunderts.
1837 N. Lenau. Fr. Halm.
1838 K. Immermanns Roman „Münchhausen."
1840 Em. Geibel (Gedichte).
1842 K. Gutzkow (Dramen).
1843 B. Auerbach (Dorfgeschichten).
Simrocks Heldenbuch.
1845 A. v. Humboldts „Kosmos."
1852 J. und W. Grimms deutsches Wörterbuch.

Alfabetisches Verzeichnis
deutscher Dichter und Schriftsteller,

nebst Angabe ihrer bedeutendsten Werke, mit Einschluss einiger für Gebildete geeigneten Werke aus der allgemein wissenschaftlichen Litteratur.

(Die Zeit der Erscheinung ist eingeklammert; I. II. III. bezieht sich auf die 3 Theile (4. Aufl. vom I., 3. Aufl. vom II. u. III.) des Litteraturbuches; die beigefügte Ziffer bezeichnet die Nummer des Lesestücks, wenn nicht etwa S. (Seite) dabei steht.)

A.

Adelung, Sprachkundiger: Wörterbuch (1774), Sprachlehre.

Agricola, Johann: Sprichwörter mit Auslegung (1529).

Alexis, Willibald (G. W. Häring): Novellen (seit 1817).

Arndt, Johann: Vier Bücher vom wahren Christentum (1605).

Arndt, E. M.: 1769 auf Rügen geb., machte viele Reisen, 1806 Prof. in Greifswald, muste wegen seiner gegen Napoleon gerichteten Schriften aus Deutschland flüchten; später Prof. in Bonn. Gesinnungstüchtiger, deutscher Mann, Dichter des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland" (1813). Er schrieb: Geist der Zeit (1806), Lieder (1813), Gedichte (1818), Erinnerungen aus dem äußern Leben (1840). III. 75.

Arnim, Bettina: Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde (1835).

Arnim, Ludwig Achim: des Knaben Wunderhorn (Volkslieder 1806), Gräfin Dolores (Roman, 1810).

Aschbach, Josef: Geschichte der Westgothen (1827), Kaiser Sigmund (3 Bde. 1838).

Auerbach, Berthold: Schwarzwälder Dorfgeschichten (1843), Schatzkästlein, deutsche Abende, Barfüßle (1856).

Auersperg, s. Grün.

B.

Bäßler, Ferd., Jugendschriftsteller und Dichter: Die Heldengeschichten des Mittelalters (I. 2. und S. 46).

Barth, H.: Reisen und Entdeckungen in Afrika (1849—1855).

Bauernfeld, Eduard (zu Wien): Die Bekenntnisse (Lustspiel 1835), bürgerlich und romantisch, die Krisen (1851) und viele andere Bühnenstücke. Außerdem lyrische Gedichte.

Bechstein, Ludw.: Deutsches Märchenbuch (1845 ff).

Berghaus, H.: Allgemeine Länder- und Völkerkunde (1836 ff).

Böckh, August, Philolog (1817): Staatshaushaltung der Athener (1817) I. 141.

Boisserée, Sulpiz (aus Köln): Über den Dom von Köln (1823 ff), die Baudenkmale am Niederrhein (1833).

Bone, Heinrich: Cantate (kathol. Gesangbuch, 1850 ff).

Boner, Ulrich, Dominikaner zu Bern: Der Edelstein (um 1330).

Brant, Sebastian (zu Straßburg): Narrenschiff (1494) II. 61.

Brentano, Clemens: Die lustigen Musikanten (Lustspiel, 1802), des Knaben Wunderhorn (in Verbindung mit Arnim gesammelt 1806).

Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe (6 Bde., 1828).

" " Göthe und Zelter (6 Bde., 1833).

" " Göthe und Knebel (2 Bde., 1851).

Bürger, Gottfried Aug. (zu Göttingen): Lenore (Ballade, 1773), Gedichte (1778), Göttinger Musenalmanach. III. S. 8.

Burmeister, H; Professor der Zoologie in Halle: Geschichte der Schöpfung (1843 ff).

C.

Campe, J. H: Robinson und kleine Kinderbibliothek (1779).

Carriere, Moriz: Das Wesen und die Formen der Poesie (1854). III. S. 110.

Castelli, J. F. (in Wien); Bearbeiter von Lustspielen, Gedichte in österr. Mundart (1825).

Chamisso, Adalbert, geb. 1781 im Schlosse Boncourt in der Champagne, kam schon 1796 nach Berlin, wo er 1838 starb. Er schrieb: Peter Schlemihls wundersame Geschichte (1814); Gedichte. III. 142.

Ottokar (histor. Trauerspiel, 1824), des Meeres und der Liebe Wellen (Drama), der Traum — ein Leben (1834), einzelne lyrische Gedichte.

Grimm, Jakob: Über den altdeutschen Meistergesang (1811), Kinder- und Hausmärchen (der Brüder Grimm, 1812; III. 143), deutsche Sagen (1816, III. 115), deutsche Grammatik (1819 ff. II. 109. III. 121), deutsche Rechtsaltertümer (1828. II, 93 ff.), deutsche Mythologie (1835. III. 115), Geschichte der deutschen Sprache (1848. II. 105. 108), deutsches Wörterbuch (1852 ff. in Verbindung mit seinem Bruder Wilhelm, III. 122), über den Ursprung der Sprache (Abhandlung, 1852. II. 110).

Grimm, Wilhelm; Mitforscher des deutschen Altertums: die Heldensage ꝛc.

Groth, Klaus: Quickborn, plattdeutsche Gedichte (1850 ff. III. 98).

Grube, A. W; Jugendschriftsteller: Geografische Charakterbilder, Biografien aus der Naturkunde, biograf. Miniaturbilder.

Grün, Anastasius (Graf Auersperg); geb. 1806 zu Laibach: Der letzte Ritter (Romanzen, 1830), Schutt (1835), Gedichte. III. 88.

Gryphius, Andreas: Gedichte (1639), Trauerspiele (1647) und Lustspiele (1660). II. 69.

Gudrun: I. 5. II. 5. 6.

Gutzkow, Karl: Dramen (seit 1840), z. B. Uriel Acosta; der Ritter vom Geiste (Roman, 1850).

H.

Hackländer, F. W: Der geheime Agent (Lustspiel), Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege (1850), namenlose Geschichten (3 Thle, 1851), europäisches Sklavenleben (1854).

Hagedorn, Friedrich: Fabeln und Erzählungen (1738), Oden und Lieder (1747).

Hagen, Fr. H. von der H: Erneuerer altd. Dichtwerke (seit 1807).

Halm, Friedrich (von Münch-Bellinghausen), Dramatiker (in Wien): Griseldis (1837), der Sohn der Wildnis (1842), der Fechter von Ravenna (1856).

Sänger, in den letzten Jahren zu Weimar. Seine Lieder sind heiter, leicht und singbar. Lieder (1821), sprachwissenschaftliche Werke. III. 91.

Hoffmann, Franz; Jugendschriftsteller (1840 ff).

Hölderlin, Friedrich: Hyperion (1797), Gedichte.

Hölty, Ludwig H. Chr: Gedichte hgg. v. Voss 1783.

Hormayr, Josef: österr. Plutarch (seit 1807), Taschenbuch für vaterländ. Geschichte (1811 ff), Wien und seine Geschichte (9 Bdchen. 1824 ff).

Humboldt, Alexander (Berlin): Physionomik der Gewächse (1806), Ansichten der Natur (1808, III. 127), Kosmos oder physische Weltbeschreibung (1845 ff, III. 131. 132). Kommentierende Briefe über den Kosmos hat B. Cotta herausgegeben; Humboldts „Reisen in Amerika und Asien“ sind dargestellt von H. Kletke. Humboldts Biografie von Klenke.

Humboldt, Wilh, der Bruder Alexanders; Sprachforscher, Ästhetiker und Staatsmann; er schrieb über Göthe's Hermann und Dorothea (1799), über den Sprachbau (1836), Sonette, Briefe an eine Freundin. III. 123. 134.

Hurter, Friedrich: Geschichte Papst Innocenz des III. (4 Bde, 1834 bis 1842), Geschichte Kaiser Ferdinands des II. (5 Bde, 1850). II. 91. 103.

J.

Jacobi, Friedrich H: Woldemar (Roman, 1779), philos. Schriften.

Jacobs, Friedrich: Allwin und Theodor (Jugendschrift 1804), Rosaliens Nachlass (Roman, 1812), Erzählungen (1824). I. 28. 138.

Jäger, Alb: Tirol und der baierisch-französische Einfall im J. 1703 (1844). III. 138.

Iffland, August Wilh: Die Jäger (Schauspiel, 1785), die Hagestolzen (1793).

Immermann, Karl: Trauerspiel in Tirol (1827), Münchhausen (Roman, 1838). III. 136.

Jung, Joh. H: Heinrich Stillings Jugend (biograf. Roman, 1777).

K.

L.

M.

N.

O.

P.

S.

thätig, regt in Bonn das Studium des indischen an, starb 1845. Er übersetzte mit Tieck die Werke Shakspeare's (1797 ff. I. Nr. 50. II. 163), Gedichte (1800. III. 73), spanisches Theater (1803 ff. II. 157), schrieb über dramatische Kunst und Litteratur (1809 ff), kritische Schriften. I. 148.

Schlegel, Friedrich; Bruder des vorigen, geb. 1772, begann 1802 in Paris das sanskrit, ward 1808 Sekretär bei der Staatskanzlei in Wien, starb 1829. Er schrieb über die Sprache und Weisheit der Inder (1808), Gedichte (1809), Geschichte der alten und neuern Litteratur (Wien 1812), philosophische Vorlesungen (Wien 1829) I. 146. II. 81.

Schleiden, M. J; Professor der Botanik in Jena: Die Pflanze und ihr Leben (populäre Vorträge, 1848). III. 124. 125.

Schleiermacher, Friedrich: Reden über die Religion (1799), Monologe (1800), Predigten (1801), Übersetzung von Platons Werken (1804. I. 36).

Schlosser, Friedr. Christof: Übersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur (9 Bde. 1826 ff), Gesch. des 18. und 19. Jahrh. (1843 ff), Weltgeschichte für das deutsche Volk (1856, 18 Bde.).

Schlözer: Briefwechsel (1776 ff).

Schmeller, J. Andr; Sprachforscher: baierisches Wörterbuch (1827).

Schmid, Christoph; Jugendschriftsteller: Die Ostereier, Heinrich von Eichenfels, Rosa von Tannenburg, Genoveva rc. (seit Anfang dieses Jahrhunderts).

Schnaase, Karl: Geschichte der bildenden Künste (1843 ff), niederländische Briefe.

Schopenhauer, Johanna: Johann van Eyk; Gabriele (1819) u. a. Romane.

Schouw, J. Friedrich; ein Däne: Die Erde, die Pflanzen und der Mensch, Kopenhagen 1839; deutsch, Leipzig: III. 128. 129.

Schubert, Gotthilf Heinrich: Schriften über Naturwissenschaft (1808 ff), Reise in das Morgenland, Erzählungen.

Schulze, Ernst K. Fr; die epischen Dichtungen: Cäcilia und die bezauberte Rose (1818).

T.

Tieck, Ludwig; 1773 zu Berlin geboren, wechselte oft seinen Aufenthaltsort, starb 1853. Er gilt als Haupt der romantischen Schule. Übersetzer des Shakspeare, des Don Quixote ꝛc.; Genoveva (Trauerspiel, 1799), Phantasus (Sammlung von Märchen, Novellen ꝛc., 1812), der Aufruhr in den Cevennen (Novelle, 1826); die gesammelten Schriften sind 1828 ff. in Berlin erschienen, 19 Bde. II. 152. III. 72. 136.

Tschudi; das Thierleben in der Alpenwelt (1854) III. 126.

U.

Uhland, Ludwig; geb. 1787 zu Tübingen, studierte die Rechtskunde, 1829 Prof. der deutschen Sprache und Litteratur in Tübingen, auf dem Landtage thätig. Meister in Lyrik und Ballade. Seine vaterländische Gesinnung allgemein bekannt. Volkslieder sind geworden: „Ich hatt' einen Kameraden;" „es zogen drei Bursche wohl über den Rhein" u. a. Das mittelalterliche Heldenleben überhaupt hat Uhland am vollständigsten besungen. Die erste Ankündigung des Heldentums finden wir in „Klein Roland," die erste Heldenthat in „Roland Schildträger," in beiden der Heldendrang im Knabenalter; den unbewusten Drang und das erste hervorbrechen des Bewustseins der Heldenbestimmung und Kraft in „Jung Siegfried," das verlangen nach der Heldenlaufbahn in dem „Schwert." In beiden ist das beginnende Heldentum im Jünglingsalter dargestellt. Die Thaten und Schicksale des Heldentums im Mannesalter in den Gedichten: „Karls Meerfahrt," „schwäbische Kunde," „Taillefer" und „Rache" (berechtigtes und unberechtigtes streben nach Ritterwürde), in „Graf Eberhard," die „sterbenden Helden" ꝛc. Außer den Gedichten (1815 ff) haben wir von Uhland: Ernst von Schwaben (Trauerspiel, 1818), Ludwig der Baier (Schauspiel: II. S. 320); Sagenforschungen (1836); Sammlung von Volksliedern (1844). I. S. 8. III. 78. 79. 80.

Ulfilas, III. S 1.

Unger, Fr. botanische Briefe (Wien, 1852).

V.

W.